Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,

(Frauenplatz Nro. 8.)

König Friedrich August III.

von Sachsen

und seine Zeit.

Historischer Roman

von

Fr. Lubojatzky.

Erster Band.

Grimma & Leipzig,

Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1852.

Friedrich August III. und seine Zeit.

Erster Band.

Ein Staats-Geheimniß.

Wer in Gerechtigkeit wandelt, und redet, was recht ist; wer Unrecht hasset sammt dem Geiz, und seine Hände abziehet, daß er nicht Geschenke nehme; wer seine Ohren zustopfet, daß er nicht Blutschulden höre, und seine Augen zuhält, daß er nichts Arges sehe;

Der wird in der Höhe wohnen, und Felsen werden seine Veste und Schutz sein. Sein Brod wird ihm gegeben, sein Wasser hat er gewiß.

(Jesaia 33. C. 15. u. 16. V.)

Der Spätsommer des Jahres 1775 streute sein wunderbares Farbenspiel über die Fluren als Vorläufer des Herbstes, der bald über die vom Fruchtsegen leer gewordenen Felder einherschreiten sollte, ein lustiger Gesell mit von Weinlaub umkränztem Haupte, dem aber unter dem Jubel beim duftigen Rebensafte die dunklen Locken schnell erbleichen und die heiteren Augen matt und lebensmüde zufallen, daß er oft vorzeitig zum Greise wird, welcher kraftlos seinem Grabe entgegen wankt.

Der Schimmer der röthlichen und gelben Lichter, die das zu welken beginnende Laub bereits aufzuweisen hatte, gab dem stillen und reizenden Orte, an dem sich die Ereignisse der vorliegenden Geschichtserzählung entspinnen, eine eigenthümliche Färbung. Wie Liebesaugen aus dunkler Baumnacht glühten die roth oder gelb angehauchten Blätter hervor, sich im Sonnenlichte verklärend, als flimmerten buntfarbige Lichter zwischen den Aesten der reichen

Baumwelt, die sich terassenartig auf der Elisabethinsel zu Zabeltitz erhob, welche von den kleinen Wellen des Teiches umspült wird, der eine der schönsten Partieen des Gartens dieser schönen herrschaftlichen Besitzung ist.

Zu jener Zeit galt der Zabeltitzer Garten als eine Zierde Deutschlands, und Fremde, die Sachsen besuchten, versäumten nicht, denselben in Augenschein zu nehmen, da die geringe Entfernung von sieben Stunden Weges von Dresden aus diese Ausflüge wesentlich begünstigte.

Seit Christian I. war die Herrschaft Zabeltitz ein churfürstliches Besitzthum; der starke oder prächtige August, dessen ganzes Leben eine ununterbrochene Reihenfolge von Erkenntlichkeitsbeweisen gegen seine Günstlinge und Maitressen gewesen, schenkte das schöne Zabeltitz seinem Feldmarschall Wackerbarth, dessen Adoptivsohn Gabaleon von Wackerbarth-Salmour, nach einem vierzigjährigen Besitz es an den jungen Churfürst Friedrich August III. verkaufte, welcher seinem Oheim, dem Prinzen Xavier, der während der Minderjährigkeit Friedrich Augusts die Administration über Sachsen führte, ein Geschenk damit machte, um ihm so seinen Dank zu beweisen.

So gehörte also diese Herrschaft wieder zu den Besitzthümern der churfürstlichen Familienglieder. Indeß, Prinz Xavier hatte wenig Sinn für das friedliche Landleben, das Soldatenwesen zog ihn weit mehr an und um diesen Hang zu befriedigen, kehrte er nach Frankreich zurück, unter dessen Fahnen er früher im siebenjährigen Kriege als General-

lieutnant gegen Preußen gekämpft hatte, und lebte zu Paris als Inhaber eines Husaren-Regimentes, bis ihn endlich der Revolutionsausbruch von dort vertrieb und er nach Rom übersiedelte, von wo er als Greis und Witwer, die Einsamkeit in der Fremde fühlend, in die Heimath zurückkehrte, um seine letzten Lebensjahre daselbst im Kreise der churfürstlichen Familie oder auf Zabeltitz, seinem Besitzthume, zuzubringen.

Die dreißigjährige Abwesenheit Xaviers berechtigte seine Feinde zu dem Vorwurfe, er sei kein Patriot, denn man wußte recht gut, daß nur die Bitten seiner Gemahlin, der Gräfin von Lausitz, ihn jeweilig bewogen hatten, auf kurze Zeit Sachsen und sein schönes Besitzthum heimzusuchen, denn sie empfand für das friedliche Stillleben auf dem Lande eine eben so große Vorliebe, wie für die geschraubten und herztödtenden Formen der großen Welt Abneigung. Während solcher seltenen Besuche überließ sie sich ganz den sanften Freuden der ländlichen Herrlichkeit ihres Besitzthums. Der scharf hervortretende Contrast zwischen dem Friedenshauche, der sie bei jedem Schritte in dieser Zurückgezogenheit vom Schauplatze des großen Lebens anwehte und dem rauhen polternden Wesen ihres Gemahls schien für sie eine Entschädigung zu sein und so ward ihre jedesmalige Anwesenheit in Zabeltitz für die Bewohner dieser Herrschaft eine Ursache zur Freude, denn die Gräfin ließ es nicht an Zeichen des Wohlwollens gegen Alle fehlen, die mit ihr in Berührung kamen und entschädigte

durch die Freundlichkeit ihres Wesens sie für manche Härte ihres leicht zu Zornausbrüchen geneigten Gemahls.

Die heitere Nachmittagssonne ruhte glänzend auf dem großen, die Elisabethinsel umschließenden Teiche, ein blauer wolkenloser Himmel spannte sich über die reizende Umgebung dieses umfangreichen Wasserbeckens aus.

Auf den kaum bemerkbar sich kräuselnden Wellen glitt langsam eine Gondel hin, von Schwänen umgeben, die ganz vertraulich zu beiden Seiten des Fahrzeugs schwammen und ihre langen, stolz gebogenen Hälse zuweilen herüberstreckten, um von den Darinsitzenden kleine Bissen Weißbrot in Empfang zu nehmen. Die langsam dahingleitende Gondel mit vergoldeten Holzschnitzereien auf weißem Anstrich, die bewegungslos neben ihr herziehenden Schwäne, der wie flüssiges Gold schimmernde Teichspiegel und die röthlichen oder gelben Lichter, welche aus dem tiefen Grün der Inselterasse im Sonnenscheine hervorblitzten, in Verbindung mit dem Umblick auf des großen Wasserbeckens reizende Einfassung von Bäumen und Strauchwerk aller Art und der sabbathlichen Ruhe, die über alles Dies gebreitet lag, gewährte ein liebliches, wohlthuendes Bild. Zwischen den in der Gondel befindlichen Personen, zweien Damen und einem jungen, halb bürgerlich, halb ländlich gekleideten Mädchen, das vorn auf einer Bank, die Ruderschaufel lässig auf den Bord gelehnt, saß, und zuweilen den Blick wie erwartend nach der Allee warf, die vom Schlosse her nach dem Teiche führte, wurde lange Zeit ein

tiefes Stillschweigen beobachtet, welches aus der wohlthuenden friedlichen Empfindung, die diese Fahrt gewährte, entsprungen zu sein schien. Indeß, dieser Schluß wäre voreilig und nur auf eine der beiden Damen anzuwenden gewesen, auf die Herrin dieses schönen Besitzthumes nämlich, welche dem Wohllaut der Ruhe, der hier sänftigend waltete, mit behaglicher Freude und offenem Herzen sich in der That hingab. Es lag etwas Leidendes in ihrem freundlichen Antlitz, als sei ihr dieser Ausdruck als Zeichen ihres sanften Gemüths mitgegeben. Die neben ihr sitzende Dame trug dagegen in ihren markirten Zügen das Gepräge der Leidenschaftlichkeit und des Stolzes. Sie war bereits in den Lebensjahren ziemlich vorgeschritten, aber trotzdem noch eine schöne Frau, die alle Mittel der Kunst aufbot, um die Spuren der entfliehenden Jugend zurückzuhalten. Wenn auch schon in dem Aeußeren der beiden Damen sich eine auffallende Verschiedenheit kund gab, die zugleich als Ausdruck ihrer Neigungen gelten konnte, so waren sie doch Beide Freundinnen und zwar nicht solche, wie die Mode des Tages sie zusammen führt, sondern aus wahrhafter Zuneigung, welche aus der Aehnlichkeit ihres beiderseitigen Schicksals hervorgegangen, ein festeres Band um sie schlang, als jahrelanges Zusammenleben hätte knüpfen können. Die Gräfin von der Lausitz hatte nicht dem Drange ihres Herzens hinsichtlich ihrer ehelichen Verbindung folgen dürfen, die drückende Fessel der Convenienz zwängte dies sanfte leidende Wesen in die abhängige Stellung, die es als Ge=

mahlin eines Prinzen einnahm, dessen Neigungen und Gewohnheiten wenig oder auch gar nicht mit den ihren übereinstimmten. Als Tochter des Grafen Spinucci, dessen Finanzverhältnisse sich stark im Abnehmen befanden, da Spiel und andere noble Passionen diesen vornehmen Herrn jedem weisen und vernünftigen Sparsamkeits-Calcul entfremdeten, war sie von ihm, ihrem Vater, veranlaßt worden, dem Prinzen ihre Hand in sogenannter morganatischer Ehe zu reichen, während ihr Herz dem Sohne eines armen Edelmanns gehörte, der, wie Graf Spinucci sich auszudrücken pflegte, seiner Tochter höchstens eine armselige Hütte und Schwarzbrot bieten könne. Gewöhnt an Fügsamkeit, da ihr sanftes und leidendes Wesen nicht zu energischem Widerstande geschaffen war, gehorchte sie dem Willen ihres Vaters, entsagte dem Wunsche ihres Herzens und ward Prinz Xaviers Gemahlin. Wenn irgend ein Weib geeignet war, den rauhen Charakter Xaviers zu mildern, seinen oft auflodernden Jähzorn und wunderlichen Launen zu sänftigen, so vermochte es Klara, die nunmehrige Lebensgefährtin seiner Wahl, und das eheliche Verhältniß zwischen ihnen glich daher auch mehr einer innigen Freundschaft, als einer zärtlichen Liebe. Das sanfte Weib an seiner Seite verwirklichte das Bild des vertraulichen Anschmiegens der zarten Epheuranke an den starken Eichenstamm, die jeweilig unerwartet hervortretende Härte im Charakter des Prinzen beugte sich vor der Hochachtung, die ihm die hohe, edle Weiblichkeit seiner Gemahlin einge-

flößt hatte. So gestaltete sich diese Ehe trotz der auffallenden Verschiedenartigkeit der Neigungen beider Theile zu einem ruhigen, glücklichen Zusammenleben. Die Gräfin empfand die stillen Freuden der Mutterliebe im Kreise ihrer Kinder und sie fand in der Ausübung der gegen diese zu erfüllenden Pflichten, die Zärtlichkeit und höhere Anforderung dem Herzen des Weibes als unerläßlich auferlegen, eine reiche Entschädigung für die Entsagung einer innigen Liebe zu dem früheren Gegenstande ihrer Wünsche.

Aus jener Zeit, wo sie die Erfüllung ihrer stillen Neigung zu dem Sohne eines verarmten Adelsgeschlechtes als ihr einziges Lebensglück betrachtet hatte, stammte ihre Freundschaft mit der Dame, die jetzt an ihrer Seite in der Gondel saß. Es war die Witwe des königlich polnischen und churfürstlich sächsischen Feldmarschalls Grafen von Rutowski, eines natürlichen Sohnes des starken August. Stolz und die Sucht zu glänzen, hatte sie zur Gemahlin Rutowski's gemacht, der Gedanke, durch diese Verbindung gleichsam ein Glied des sächsischen Regentenhauses zu werden, leitete sie bei dieser Wahl, bei welcher andere Gefühle gänzlich ausgeschlossen blieben. Die Erziehung, die ihr im Hause ihres Vaters geworden war, gehörte ganz in die Kategorie jener traurigen Wahrzeichen des achtzehnten Jahrhunderts, welches glänzendem Schimmer vor den gediegenen Eigenschaften des Geistes und des Herzens, sobald ihnen der Nimbus öffentlicher Bewunderung fehlte, den Vorzug gab, das anständige Laster für Lebensweisheit und

die unter hohlem Phrasenwesen und Scheintugend sich verbergende Unsittlichkeit als die Pointe eines noblen Lebens betrachtete. Fürst Lubomirski, ihr Vater, trieb alle die seinen Standesgenossen damaliger Zeit anklebenden Leichtfertigkeiten, und der lüderliche Lebenswandel, dem er künstlich das Gewand nobler Galanterie zu geben verstand, konnte unmöglich ganz ohne Einfluß auf seine einzige Tochter bleiben, um so mehr als sie, wie man sich damals kurz und bezeichnend auszudrücken pflegte, „eine Frau von Temperament“ war.

In der That würde Franziska unter anderer Leitung, die den Kern des Guten in ihrem Herzen zu wecken verstanden hätte, ein Musterbild edler Frauenwürde geworden sein, da sie in sich einen Fonds trug, der zuweilen wie eine verborgen gehaltene Flamme einen Aufblitz gewann, der aber leider schnell unter dem traurigen Uebergewicht anerzogener Frivolität erlosch.

Ihre Ehe mit Rutowski hatte ihre Erwartungen hinsichtlich ihres Stolzes und Ehrgeizes vollkommen erfüllt, sie war unter dem brühlschen Regime am Hofe eine bedeutende, einflußreiche Frau geworden und konnte sich der innigsten Vertraulichkeit der Churfürstin Mutter rühmen, deren Gemahl, der legitime Sohn des starken August, der Halbbruder des in dem zärtlichen Verhältniß des Letzteren mit der Türkin Hatime (später Frau von Spiegel) gezeugten natürlichen Sohnes Rutowski, war.

Brühls Schlauheit griff nie Personen an, die in solch’

nahe Verwandtschaft zum Hofe gehörten, im Gegentheil, er begünstigte sie, um sie sich zum Danke zu verpflichten, und da zwischen Rutowski und ihm die Sympathie herrschte, wo möglich sich zu bereichern und die Schwäche und Gutmüthigkeit des dritten August zu benutzen, so befand sich der Erstere auch in der günstigen und damals beneidenswerthen Stellung, Brühl eher zum Freunde, als zum Feinde zu haben. Unter andern Umständen würde Gräfin Rutowska jedenfalls viel Hindernisse auf ihrem Wege, sich das unumschränkte Vertrauen der Churfürstin Marie Antonie zu gewinnen, gefunden haben; Brühls Kreaturen, die gleich unsichtbaren Geistern alle Räume durchschnüffelten, hätten ihr sicher mit geschickter Hand einen Dornenpfad bereitet, was eben nicht im Reiche der Unmöglichkeit lag, da Frau von Rutowska in dem Rufe einer galanten Dame stand und die Churfürstin, wenn ihr dergleichen zu Ohren gekommen wäre, jedenfalls darin einen Grund gefunden haben dürfte, ihrer engen Vertraulichkeit gegen die Gräfin Schranken zu setzen.

Die nunmehrige Gemahlin des Prinzen Xavier war Hofdame bei der Churfürstin Witwe gewesen und das sanfte schüchterne Wesen dieses Fräuleins hatte ihr die besondere Zuneigung ihrer hohen Gebieterin erworben. Auch die Rutowska fühlte sich durch dies Beispiel zu Klara von Spinucci gezogen und so entstand zwischen Beiden bald ein Verhältniß, welches anfänglich aus Spekulation von Seite der Rutowska hervorgegangen, nach und nach

den Charakter einer dauernden Freundschaft annahm. Der Glücksstern, welcher unter den beiden Augusten alle Diejenigen mit seinen Strahlen beglückt hatte, die es verstanden, auf Kosten Anderer und vorzüglich der Rechtschaffenen sich in die Höhe zu bringen und nach Kräften am Marke des Landes sich voll zu saugen, erbleichte jedoch, als Christian, des letzten Augusts Sohn, im Jahre **1763** die Regierung antrat. Der rechtliche Sinn dieses Churfürsten, der als Churprinz so manchen vergeblichen Kampf gegen den allmächtigen Minister-Regenten Brühl und dessen schändliche Clique gekämpft hatte, endete zum Wohle des durch den siebenjährigen Krieg an den Rand des Verderbens heruntergebrachten Landes die Herrschaft der Brühlianer plötzlich. Für die große Menge der Gestürzten war der nach kaum vollendeten drei Monaten unerwartet erfolgende Tod des biederen Christian ein Zeichen der Freude, weil sie, die Farbe wechselnd, nun wieder auf den alten Schauplatz ihrer schändlichen Bereicherungssucht treten zu können hofften; indeß, der gründliche Haß, welchen der nun die Regierung für seinen minderjährigen Neffen übernehmende Administrator Prinz Xavier gegen Alles, was von Brühl herstammte eben nicht in rücksichtsvoller Weise äußerte, vereitelte viele dieser Bestrebungen, und Manche, die sonst nicht unbedeutenden Einfluß bei Hofe ausübten, verschwanden gänzlich aus dieser strahlenden Region, deren Atmosphäre eine so unangenehme Veränderung erlitten hatte.

Gräfin von Rutowska wurde von diesem Wechsel nur

in sofern unangenehm berührt, als sie die Befürchtungen ihrer hohen Freundin, der Churfürstin, theilte, welche mit ihrem bald zum Regierungsantritt gelangenden Sohne Friedrich August keineswegs harmonirte. Wie hätten Aeußerungen eines zum Regiment berufenen Prinzen über künftig anzuordnende Ersparungen im Staats- sowie im Hof-Haushalte einer Fürstin angenehm sein können, welche einen regen Hang zu Pracht und Verschwendung besaß und von der Sucht zu herrschen beseelt war? Wenn früher schon keine recht vom Herzen kommende Zärtlichkeit Seitens ihrer gegen diesen ihren Erstgeborenen vorwaltete und sie jede Gelegenheit wahrnahm, ihn durch Vorziehung seines kranken hilflosen Bruders Karl, der seiner körperlichen Gebrechen wegen im Fahrsitz von einem Orte zum andern gerollt werden mußte, zu kränken, so mußten Aeußerungen solcher Art, die nicht etwa die Frucht eines gutmüthigen, aber leicht wechselnden Gefühls dieses jungen noch minorennen Churfürsten, sondern ein Ergebniß seines Scharfblicks, der die Quelle der vielen Uebel, die den Wohlstand des Landes behinderten, erkannt hatte, ein Resultat seines praktischen, von strengster Gewissenhaftigkeit geleiteten Sinnes, seines biederen und festen Charakters waren, für eine Frau, welche ihrer herrschsüchtigen Neigung, und somit ihren hochfahrenden Plänen in Zukunft dadurch einen unüberwindlichen Damm entgegen gesetzt sah, vollkommen geeignet sein, den ohnehin geringen Grad von Zuneigung für diesen ihren ältesten Sohn bedeutend herabzustimmen.

Den leisen Fühlhörnern der Hofmenschen konnte unmöglich eine solche Spannung zwischen Mutter und Sohn entgehen und so bildeten sich denn zwei Parteien am Hofe, von welchen beiden die letztere den geraden Weg des ehrlichen, aufrichtigen Willens, die erstere dagegen die krummen Pfade der Intrigue, der Verdächtigung und aller daraus hervorgehenden Consequenzen einschlug. Wie Wetterwolken vor der Macht der Sonne zerstieben, so auch verschwanden unter dem Scheine der Ausgleichung, die vor dem Regierungsantritte Friedrich Augusts in's Leben getretenen Machinationen und jeweilig ziemlich offen zu Tage kommenden Gelüste der Parteianhänger der Churfürstin Witwe, ihre Herrschaft auch für die Zukunft zu befestigen, als der junge Churfürst das Regiment selbst in die Hand nahm.

Die energische Willenskraft, welche er bei jeder Gelegenheit äußerte, die strenge Sittlichkeit, als deren Muster er sich selber in allen seinen Handlungen dem Volke zeigte, der milde Ernst seines Wesens und der offene Ausdruck des Abscheu's, den er für jede Ungerechtigkeit hatte, entzogen seinen Feinden schnell den Boden, auf dem sie zu siegen hoffen konnten, und brachten sie zur Erkenntniß, daß das goldene Zeitalter der Unredlichkeit unter Brühl und Consorten auf immer dahin sei. Die Churfürstin Witwe fand es für zweckmäßiger, sich nach dem heiteren Italien zu begeben, als länger das Aergerniß zu haben, sich in Sachsen allen Einflusses auf Regierungsangelegenheiten

beraubt zu sehen. Ihre Anhänger blieben indeß, wenn auch durch die Starrheit des obersten Willens unterdrückt, doch nicht müssig in geheimen Umtrieben. Gleich den sich nach den Fleischtöpfen Egyptens sehnenden Kindern Israels in der Wüste hofften sie im Stillen immer noch, das verlorne Terrain wieder zu gewinnen; und da ihre Bestrebungen von dem schlechtesten Erfolg gekrönt wurden, indem die Ehrenhaftigkeit der es mit dem Churfürsten haltenden Partei ihnen jede denkbare Errungenschaft unmöglich machte, so wendete sich zuletzt ihr Haß gegen den neuen seinem Lande wahrhaft wohlwollenden Regenten selbst.

Gräfin von Rutowska war eines der bedeutendsten Mitglieder dieser feindseligen Clique, und unsere Geschichtserzählung, der wir diese kurze Darlegung der damals obwaltenden Verhältnisse am sächsischen Hofe als nothwendige Einleitung zum bessern Verständniß der zu schildernden Ereignisse einweben mußten, beginnt Ein Jahr vor jener mysteriösen Begebenheit, die damals Stoff zu dem abenteuerlichsten Gerüchte gab und als ein Staatsgeheimniß betrachtet wurde, über welches der Churfürst, die einzige davon betroffene Person, absichtlich ein räthselhaftes Dunkel gebreitet hielt.

Die langsam dahingleitende Gondel hatte sich allmählig der Elisabethinsel genähert, als die Gräfin von der Lausitz das Schweigen brach, welches ganz übereinstimmend mit dem Friedenshauche, der über den weiten son-

nenflimmernden Wasserspiegel schwebte, die in dem Fahrzeuge Sitzenden einer Selbstbeschauung unterthan gemacht hatte.

„Schläfst Du denn, Gathel?“ fragte sie das junge Mädchen, welches die Dienste eines Gondeliers übernommen, aber nachdenkend das hübsche Gesicht auf die Brust hatte sinken lassen. „Wir werden in das Gewirr der Wasserranken gerathen, wenn Du so lässig bist.“

„Bewahre Gott, gräfliche Gnaden ... jetzt am hellen lichten Tage schlafen, das wäre traurig,“ antwortete das Mädchen und ließ die Ruderschaufel schnell in das Wasser sinken. Die leichte Bewegung, welche das Fahrzeug dadurch erfuhr, trieb es schnell aus dem Bereiche der hohen Schlingpflanzen, die an einigen Stellen am Inselrande breite, sich ziemlich weit in den Teich hinein erstreckende Matten bildeten.

Das junge Mädchen ruderte nun aus allen Kräften und bald darauf lag die Gondel an dem zur bequemen Landung erbauten Auftritte.

„Nun, Gathel, fahre wieder zurück und bringe den Herrn herüber, der ...“

„Den Herrn Marchese Agdolo, ich weiß schon, gräfliche Gnaden.“

Ein Lächeln überflog das Antlitz der Gräfin von der Lausitz, und sich zu Frau von Rutowska wendend, sagte sie in französischer Sprache:

„Diese kleine Neugierde hat schon ausgekundschaftet,

wer der Cavalier ist, dem Du unter meiner Protektion zuweilen ein Rendezvous hier giebst.“

Das dunkle Auge der Rutowska ruhte für einen Moment fast stechend auf Gathel, die vor diesem finstern, grollenden Blicke erschrocken niederschaute.

„Sie führt wohl ein Register über die Herren, die nach Zabeltitz kommen?“ fragte Frau von Rutowska in einem Tone, dem man den Anklang gereizter Empfindlichkeit zu deutlich anmerkte, als daß ein so junges und tief im Range unter der Sprechenden stehendes Mädchen, wie Gathel, nicht hätte erschrecken sollen, besonders da es an Unterthänigkeit gegen vornehme Personen gewöhnt war.

„Setze mir doch meine kleine Juno nicht in Verwirrung,“ begütigte Gräfin Clara, und das hübsche Kind unter das Kinn fassend, richtete sie demselben das niedergesenkte Gesicht empor, urd mit der andern Hand die von Schreck und Scham tiefgeröthete Wange desselben streichelnd, fuhr sie mit dem ihr eigenthümlichen leutseligen Tone zu sprechen fort:

„Warum denn so erschrocken, mein liebes Kind? Die Frau Gräfin erlaubt sich ja nur einen Scherz mit Dir!“

„Ach, das ist eine recht schlimme Art, zu scherzen,“ entgegnete das Mädchen. „Wenn der Herr Pathe Das gehört hätte, er käme am Ende auf den Gedanken, ich gukte nach den vornehmen Herren, die jetzt so zahlreich nach Zabeltitz zum Besuch bei unsers gnädigsten Prinzen königlicher Hoheit kommen. Und Gott ist mein Zeuge, so Etwas

fällt mir nicht im Traume ein. Ich wußte auch gar nicht, daß der Cavalier, den ich schon manchmal als Begleiter der gnädigen Damen zur Insel übergefahren habe, Herr Marchese Agdolo heißt, wenn nicht der Herr Pathe vor einer Stunde erst so ganz zufällig seinen Namen genannt hätte, da unser gnädigster Prinz und Prinzessin Elisabeth in Begleituug mehrerer Herren spazieren ritten. Ist es denn eine Sünde, zu hören, wie der oder jener Herr heißt?"

„Nein, nein, mein Kind, das ist keine Sünde," lächelte Gräfin von der Lausitz; „beruhige Dich nur, Madame hat es nicht so böse gemeint."

Die Rutowska schien wenig Behagen an der sanften, begütigenden Weise ihrer Freundin gegen eine Person so niederen Standes zu finden; sie richtete in französischer Sprache einen Verweis über solche Herablassung gegen sie, und wenn auch Gathel von dieser Mundart keine Kenntniß hatte, so fühlte sie doch in dem scharfen, gereizten Tone, in dem derselbe seinen Ausdruck fand, daß die Sprechende durchaus nicht geneigt sei, die freundliche Weise der Gräfin von der Lausitz gutzuheißen. Das stolze, brüske Wesen der Rutowska bot einen zu großen und auffallenden Unterschied gegen die Sanftmuth ihrer Freundin, als daß es auf ein so natürliches Geschöpf, wie Gathel, nicht einen widerlichen Eindruck hätte machen sollen.

Ob Gräfin Klara von dem Verweise unangenehm berührt sich fühlte oder nur, um diese Scene schnell zu enden, sich mit einem kurzen: „Fahre zurück!" von Gathel abwen-

dete und, die Rutowska mit sich führend, den mit feinem, rothem Kies bestreuten, zum Pavillon in der Mitte der Insel führenden Pfad schnell dahin schritt, blieb dem Mädchen dunkel; aber gehorsam, wenn auch niedergedrückt durch den Vorgang, stieg es in die Gondel zurück und bald glitt diese wieder auf dem spiegelnden Wasserbecken hin, geleitet von den Schwänen, welche an Gathel, ihre Wohlthäterin, gewöhnt, gleich Wächtern in stolzer, sicherer Ruhe einherschwammen, zuweilen die Köpfe nach ihr gewendet, die sich sonst vertraulich mit ihnen zu unterhalten, sie zu füttern pflegte, jetzt aber, als sie weit ab von der Insel sich befand, müssig das Ruder auf die Bank gelehnt, und sich, ganzen Gedanken versunken, einer Ruhe hingab, welche hier mitten auf dem schimmernden Teiche so unwiderstehlich sie anlockte. Kaum bemerkbar war die Bewegung der Gondel, zuweilen schien sie sogar still zu stehen, bis wieder ein leiser Luftzug sie langsam forttrieb.

Gathels Selbstbeschauung stimmte, wenn auch mit der tiefen Stille des Ortes, doch nicht mit ihrer lebensfrischen Jugend überein. Eine Mittelfigur von gesundem kräftigem Körper, der in seinen Formen wohl Fülle, aber keineswegs jene hübsche Landmädchen oft verunstaltende, das Auge verletzende Plumpheit wies, schien sie zur Repräsentantin glücklicher jugendlicher Heiterkeit geschaffen. Es fehlte ihrer äußeren Erscheinung durchaus nicht jener Anhauch von Zartheit, von unbewußter, daher ungekünstelter Grazie, welche noch mehr zu ihrem Vortheil durch ein

natürliches, naiv=vertrauliches Wesen gehoben ward. Ihr blondes Haar, das bisher noch nicht vom Puder bereift worden, ruhte, in eine Wulst aufgeschlagen, im Nacken, und wenn auch diese unschöne Mode, welche man damals mit dem Namen „Marleton“ bezeichnete, für Andere ihres Geschlechts eher ein verunzierendes Anhängsel als ein weibliche Schönheit erhöhendes Haarkräusler=Kunststück war, so blieb doch dieser Nachtheil für Andere ohne alle ungünstige Einwirkung auf Agathens Aeußeres; auch hätte der freundliche, kindliche Ausdruck ihres offenen, hübschen Gesichts jeden solchen unangenehmen Eindruck einer verunstaltenden Mode schnell verwischt. In dem sanften Blicke ihrer großen blauen Augen drückte sich der Hang zur Schwärmerei leise aus, und die kindliche Unschuld, die bei einem so natürlichen und herzlichen Wesen, als Gathel besaß, offen aus ihr sprach, war es, was die Gräfin von der Lausitz zu einer ihrer Leutseligkeit leicht werdenden Zuneigung zu dem Mädchen bewog, welches die Tochter des Müllers von Stroga, des Pächters eines zur Herrschaft Zabeltitz gehörigen Mühlengrundstücks, war und bei dem Schloßinspektor von Zabeltitz, ihrem Pathen und Vetter, lebte.

Herr Blasius Ulrich, der Schloßinspektor, repräsentirte in Abwesenheit seines fürstlichen Gebieters Diesen auf's Vollkommenste hinsichtlich der wunderlichen Launen und der Hetzpeitsche oder des Stockes, welche beide Instrumente er nicht selten bei Leuten von etwas schwerem Be=

griffsvermögen mit bewundernswerthem Nachdrucke in Anwendung zu bringen wußte. Das Prügelregiment galt ihm als eine Unerläßlichkeit bei der Erziehung der Menschen, und er behauptete als alter Soldat, der diese Geist und Körper so wohl dressirende Schule bis auf's Jota durchgemacht, daß es ohne Prügel nichts Gescheidtes in der Welt gäbe. Bei solchem zu allen Zeiten Respekt einflößendem Grundsatze konnte es nicht fehlen, daß Herr Blasius ein sehr gefürchteter Mann war, der indeß — und das war eine Lichtseite seines harten und schroffen Wesens — jede Ungerechtigkeit gründlich haßte. Die Loyalität in damaliger Zeit fand sich trotz des fühlbaren Nachdrucks, der mit Stock und Peitsche ihr zuweilen zu Theil wurde, nicht sehr gekränkt, und so kam es, daß Herr Blasius Ulrich, den man insgemein den „gestrengen Herrn Schloßinspektor“ nannte, bei Alt und Jung in großem Ansehen stand. Die Gunst seines Gebieters besaß er desgleichen in vollem Maße, da er nach den militairischen Ansichten desselben ein vollkommen geschulter Soldat war, der prächtig exercirte, wie eine Mauer im Feuer stand und, was Alles überwog, auf Commando selbst mit dem Teufel angebunden hätte. Diese köstlichen Eigenschaften hatte Herr Blasius unter dem Befehle des Prinzen im siebenjährigen Kriege gegen die Preußen auf's Glänzendste bewährt und war bis zum Feldwebel avancirt, welche Würde, da sie mit seinem Lieblingsinstrumente, dem Stocke, auf's Innigste verwandt war, ihm noch jetzt in der Erinnerung als eine große Be-

rechtigung zu verschiedenen bei allen Gelegenheiten einzumengenden Reminiscenzen erschien, die er zu benutzen sich auch niemals versagte.

Gathel hatte bei ihm ein Unterkommen gefunden, das, wenn es in vielen Beziehungen auch nicht ganz passend für ein so junges Mädchen, doch ihrem Aufenthalte im väterlichen Hause weit vorzuziehen war. Dort nämlich waltete eine Stiefmutter, welche, Agathen von Herzen gram und gehässig, keinen Tag vorübergehen ließ, den nicht irgend ein schlimmer Auftritt zwischen ihr und der Stieftochter bezeichnete. Der Müller, der sich in seinem Kinde gekränkt sah, hatte, wie er sich auszudrücken pflegte, wohl das Rauche herausgekehrt und verschiedenartige Demonstrationen gegen seine Frau versucht, indeß jederzeit mit offenbarem Nachtheil für sich selber. Die nächste Folge dieses Verdrusses bestand in dem Unglücke, daß der Mann sich den Trunk angewöhnte und dadurch Agathens Stellung eine viel verschlechterte ward.

Aus diesem Misère erlös'te sie der Herr Pathe und Vetter Schloßinspektor, den der Zufall zu einem sehr bösen Auftritte zwischen den genannten drei Bewohnern der Strogaer Mühle führte, und von dieser Zeit an fand Agathe bei ihm ein Asyl, das ihr gegen ihr früheres Leben voller Kränkung und Kummer in der That wie ein Vorgeschmack des Himmels erschien, da die Frau Pathe Ulrich, eine gute, gemüthliche Person, den Frieden, und als größtmöglichsten Ausdruck oder Begriff desselben, einen unendlichen Kaffee

liebte, der ihr zu allen Stunden des Tages willkommen war. Obwohl Herr Blasius nie unterließ, seine militairischen Redefloskeln, als „Kreuzschockdonnerwetter", „Himmelschwerenoth" und wie die andern alle hießen, die ihm in ungeordneter Wahl über die Zunge sprangen, auch in sein häusliches Leben hinreichend einzumischen, so konnte doch Agathe nie über ein böses Wort von seiner Seite klagen; ihr Leben floß ruhig wie ein Quell hin, der keinen Stein des Anstoßes findet. Nur in dem letzten Vierteljahre war ihr eine recht große Angst in's Herz gekommen. Der oft wiederholte Besuch eines jungen Mannes beim Herrn Pathen Schloßinspektor wäre ihr nicht im Mindesten aufgefallen, wenn nicht Frau Ulrich ihr beim seligen Genusse eines Schälchens Kaffee unter der Hand vertraut hätte, daß der Herr Benjamin Röhr ein gewaltiges Auge auf sie und deshalb schon mit ihrem Manne gesprochen habe, der einer Heirath zwischen Jenem und ihr gar nicht so sehr abgeneigt sei.

Agathe hatte noch mit keiner Sylbe an's Heirathen gedacht, sie fühlte sich so glücklich in ihrem Stillleben; die Freiheit, die ihr der Herr Pathe gelassen und deren Werth sie bisher gar nicht empfunden, weil sie dieselbe als etwas mit ihrer Jugend und ihrer Neigung zur Schwärmerei, als etwas unmittelbar mit einander Zusammenhängendes, als natürlich sich von selbst Verstehendes betrachtet hatte, schaute sie jetzt, wo sie in Gefahr war, dieselbe zu verlieren, mit einer gar trübseligen Miene an.

Zu dem Herrn Röhr*), den Pfarramts-Candidaten, fühlte sie auch nicht die geringste Zuneigung. Das süßliche Wesen, die glatte Höflichkeit, von welcher dieser junge Mann, der übrigens, wie die Frau Schloßinspektor bei Gelegenheit geäußert hatte, dereinst einmal ein rechtes Kirchenlicht werden und durch seine Verwandtschaft es sicher zu einer Superintendentur bringen werde, bei jedem geringen Anlasse übersprudelte, übte einen widerlichen Eindruck auf ein so natürlich und ungekünstelt sich gebendes Geschöpf als Agathe. Hatte sie früher ihn nur gleichgiltig betrachtet, da Nichts an ihm zu ihrem Herzen sprach, so betrachtete sie ihn jetzt, wo ihr eine nähere Verbindung mit ihm drohte, mit Furcht und Angst. Sie erwartete mit Zittern den Moment, wo eine förmliche Bewerbung von Seiten dieses jungen Mannes um ihre Hand geschehen werde. Abhängig von der Laune ihres Pathen, des Schloßinspektors, denn auf irgend eine Hilfe bei ihrem Vater konnte sie nicht rechnen, blieb ihr keine Wahl, als dem ihr drohenden Schicksale sich zu unterwerfen.

Daß ein Gedanke solcher Art einen tiefen Schatten in das heitere, glückliche Stillleben des jungen Mädchens werfen mußte, war nur natürlich und konnte nicht ohne einen ihre Stimmung trübenden Eindruck bleiben. Ein unbedeutendes Ereigniß brachte jedoch eine ihr bisher ganz unbekannte Aufregung in ihr Herz, welche ihr die Befürch-

*) Dieser Name ist, Familienrücksichten wegen, fingirt.

tung, Herrn Röhrs Gattin werden zu müssen, nur noch drohender erscheinen ließ.

Eben jetzt, wo sie in der Gondel langsam dem Teichufer zutrieb, waren ihre Gedanken ausschließlich diesem sie so sehr beschäftigenden Gegenstande gewidmet.

Es lag der Ausdruck des Träumerischen in ihren blauen Augen, die unverwandt auf den mit vergoldetem Schnitzwerk verzierten und, ähnlich der stolzen Biegung eines Schwanenhalses, nach Außen geschweiften Schnabel der Gondel starrten, als ob die Beschauung desselben für sie von größtem Interesse sei. Zuweilen flog über die ruhigen Züge ihres offenen, fast kindlichen Antlitzes der Anhauch eines Lächelns oder auch der Schatten eines verdüsternden Gedankens. Dies unwillkürliche Spiel des Ausdrucks der ihr innelebenden Ideenwelt fand endlich in einem tiefen Aufathmen ein Ende, und sich umblickend und mit Erstaunen erkennend, daß der leise, unmerkbare Zug der sich kräuselnden kleinen Wellen die Gondel weit abgetrieben habe von der rechten Richtung, sagte sie, sich selber scheltend:

„Bin ich denn nicht närrisch, daß ich immer an den freundlichen Cavalier denke? 's ist eitel Thorheit solch' Denken für 'n armes Ding, wie unser Eins — er nimmt mich doch nicht.“

Und als ob der Gedanke, so empfindlich er einem so jungen Herzen, das zum ersten Male die Gewalt einer Neigung kennen lernte, die durch keine Reichthümer der

Erde erkauft und in die Menschenbrust gezaubert werden kann, auch sein mußte, in ihrem heiteren Gemüthe einen Anklang von Frohsinn erwecke, fügte sie lachend hinzu:

„Nein, Schloßinspektors Jungfer Pathe und solch' ein schöner, stolzer Cavalier passen nicht zusammen.“

Aber dies Aufglänzen eines kindlichen Gemüthes, das sich auf einer Thorheit ertappt und diese belächelt, erblich nur zu bald wieder in dem Anfluge eines Schattens von Trauer, der ihr Gesicht überschwebte.

In Agathens jungem Herzen waltete, wie wir durch diese Schilderung angedeutet haben, ein Zwiespalt, welcher für arme Mädchen ein Erbtheil zu sein scheint, jener Kampf zwischen Neigung und Vernunft. Der Wohllaut der Ruhe, der über der spiegelnden Wasserfläche schwebte und für den, wir möchten sagen, sich selbst fast unbewußten Gram eines jungen, gefühlvollen Herzens eine Sänftigung war, ein Opiat, dessen geheime Kraft die Nüchternheit in einen wohlthuenden Rausch verwandelte, die Vernunft gleichsam zwang, sich in das Gebiet der Träumerei, das goldene Fabelreich der Einbildungskraft zu flüchten, versenkte Agathen, nachdem sie durch einige Ruderschläge dem Fahrzeuge die rechte Richtung wieder gegeben, unwillkürlich zurück in das vorige Nachdenken.

Der plötzliche Ton einer Männerstimme, die vom Auftritte am Teichufer her sie anrief, brachte jedoch plötzlich Leben in die ruhig vor sich Hinsinnende. In raschester Bewegung theilte nun das Ruder die Wasserfläche, daß

die bisher nebenher schwimmenden Schwäne schnell auseinander stoben und die Gondel bald, ohne von ihnen weiter begleitet zu werden, allein dem Ufer zuglitt.

Gathels Wangen trugen jetzt eine höhere Färbung. Während ihre Hände mechanisch das Ruder führten, haftete ihr Blick wie gebannt auf dem Rufenden, der ihrer wartete, und der, ohne daß sie die Gondel, als diese dem Auftritt nahe gekommen, ganz anschwimmen zu lassen brauchte, mit einem leichten Satze in das schwankende Fahrzeug sprang, daß es, stark schaukelnd, fast umzuschlagen drohte und ein Sprühregen von dem Wasserspiegel hoch aufspritzte.

„Um Gotteswillen, Ew. Gnaden!“ rief Gathel in Angst, „wir können Unglück haben.“

„Keine Furcht, mein allerliebstes Täubchen,“ scherzte der kühne Springer, das durch das heftige Schaukeln an seine Brust sinkende Mädchen in seinen Armen festhaltend, „das Glück ist mir hold, es liebt alle Die, welche nicht ängstlich überlegen und für die Lust des Augenblicks ein offnes Herz haben. Und könnte ich denn einen glücklicheren Augenblick finden, als den, jetzt bei Dir zu sein, Du wunderholde Wasserfee, die mir's mit den blauen Augen angethan hat, daß ich sogar von Dir träume? Solch' Glück ist im Traume schon ein Himmel, und ich liebe es, meine Seligkeit auch im heißen Leben zu genießen.“

Tiefes Roth glitt über Agathens Wangen, sie entwand sich dem sie umfangenden Arme des Cavaliers, und

sich auf die Bank zum Rudern niedersetzend, sagte sie mit gepreßter Stimme:

„Das schickt sich nicht, Ew. Gnaden."

Der Cavalier lachte hell auf und versetzte darauf, während die Gondel vom Ufer sich entfernte:

„Ach, mein Kind, das ist ein verbrauchter Spruch, der nur bei den Leuten Geltung findet, die enge Herzen und beschränkte Köpfe haben und Welt und Leben für ein Zuchthaus ansehen, wo immer Strafe droht und der lustige Sonnenstrahl wie ein Verbrecher angesehen wird, den man so schnell als möglich verbannen muß. Alles schickt sich und Niemand weiß das auch besser, als schöne Mädchen, gleichviel, ob sie in der Robe einer vornehmen Hofdame oder im groben Wollenrocke einer Bäuerin stecken. Auge und Herz haben immer anderen Sinn, als die Sitte, so denke ich. Den Sonnenstrahl beneide ich, der Dich bescheint, ich möchte er sein, Dich küssen, Dich lieben und an Dich mich anschmiegen wie er, Schönste der Schönen. Könntest Du denn gefühllos bleiben für die Liebe eines Mannes, der nicht erst fragt: Bist Du von vornehmer Herkunft oder hat Dein Vater ein Wappen, das dem meinen gleich ist? sondern der Dich liebt, wie Du bist — um Deiner selbst willen, weil sein Herz ihn zu Dir zieht?"

Die letzteren Worte waren zum Flüstern herabgesunken. Der Sprechende stand hinter ihr, zu ihrem Ohre gebeugt, und daß jedes seiner Schmeichelworte zum Herzen Agathens drang und da einen guten, vorbereiteten Boden

fand, konnte ihm nicht leicht entgehen, denn die Ruderschaufel, obgleich sie in beständiger Bewegung blieb, tauchte kaum in's Wasser ein, ja, sie streifte dies oft nicht einmal.

Und wie ihr der Cavalier über die Schulter in das hübsche Antlitz sah, bemerkte er ein paar glänzende Wassertropfen in ihren langen Wimpern perlen, ein Zeichen, daß seine Worte in diesem unerfahrenen Herzen einen tiefen Eindruck bewirkt hatten.

Diesen günstigen Beweis seines Sieges konnte ein in der großen Welt wohlgeschulter Mann nicht unbenutzt lassen, und als die Gondel genug weit ab vom Ufer hertrieb und er gewiß war, daß weder von da aus noch von der Insel her ein Späherauge einen sicheren, unterscheidenden Blick haben könne, hielt er die wunderholde Wasserfee, neben ihr sitzend, um den schlanken Leib gefaßt und heiße Küsse brannten ihr auf Wangen und Mund. Aus dieser Umarmung schrak Gathel endlich auf und ließ das lässig auf Bord ruhende Ruder schnell und heftig in das Wasser greifen, daß die kleinen Wellen große Kreise hinter sich her zogen. Angst und der ihr junges Herz so unerwartet erfüllende Sturm von Gefühlen, die ihr bisher fremd gewesen und jetzt mit Einem Male wie eine Siedehitze ihren Körper durchglühten, fanden in dem schnellen Ruderschlage ihren einzigen Ausdruck.

„Kommst Du, meine Taube?“ fragte der Cavalier und wiederholte in noch zärtlicherem Tone diese Frage, da

Gathel tiefathmend, als lastete eine Welt auf ihrer Brust, schwieg.

„Ja," hauchte sie endlich.

Ein Kuß auf ihre vollen Arme drückte des Cavaliers Dank für diese Zusage aus.

Die schnellen Ruderschläge hatten die Gondel rasch der Insel zugeführt. Während das Gesicht des jungen Mädchens von einer dunkeln Röthe übergossen war, die man als richtige Folge der Anstrengung halten konnte, mit der es arbeitete, stand der Cavalier mitten in der Gondel, als genügte ihm allein der Anblick der Insel, die mit ihrem terassenartigen Baumschmucke, in dessen mannigfaltigen Farbenwechsel die Sonnenstrahlen heitere und glänzende Lichter webten, vor seinem Blicke sich erhob.

Er war ein schöner Mann, in der Blüthe seines Lebens, eine Figur über Mittelgröße, von kräftigen und doch fast zierlichen Formen und edlem Anstande. Dieses äußern Vorzuges sich bewußt, war er in der Wahl seiner Kleidung stets bemüht, die militairische, als die seine Erscheinung besonders günstig hervorhebende, zu tragen. Die kleidsame Tracht der chursächsischen Schweizer-Leibgarde, welches Corps sich nicht wenig darauf einbildete, daß es zu jeder Kaiserwahl ein Commando nach Frankfurt am Main senden durfte, das daselbst als Zierde und Vertreter der sächsischen Truppen paradirte, war die seine. Ein hellblauer Rock mit gelben Aufschlägen und gleichfarbigem Unterfutter, auf allen Nähten mit breiten, silbernen Tres-

sen besetzt, silberne Schleifen mit Quasten auf beiden Seiten des Rockes auf den Aufschlägen und Taschen, machte das Hauptstück seiner Uniformirung aus. Die gleich den Beinkleidern gelbe Weste wies sich ebenfalls mit Tressen besetzt. Die silbernen Knöpfe, groß auf dem Rocke, kleinere auf der Weste, hoben diese militairische Kleidung noch mehr prahlend hervor. Auf dem Kopfe trug er einen mit silberner **point d'Espagne** eingefaßten Hut mit weißen Federn. Hohe Aufschlagstiefel mit Sporen und am Knie mit breiter Haman=Manschette garnirt, bildete die Bekleidung seines Piedestals, an dessen Seite der von einem Kuppel mit Silberschloß herabhängende Degen zuweilen anstreifte.

Wenn auch nicht frische Jugend mehr sein Eigenthum war, so konnte er doch noch unter den jungen Offizieren dreist den Vorrang hinsichtlich der edlen und elastischen Gestalt, da jede seiner Bewegungen einen augengefälligen und dem Schönheitssinne wohlthuenden Ausdruck wies und seines durch schöne männliche Züge ausgezeichneten Gesichts behaupten. Schnitt und Teint des Letzteren verkündete auf den ersten Blick seine südländische Abkunft. Das scharf hervortretende Gepräge der italienischen Gesichtsformen, die kühn gebogene Adlernase, die feurigen, unter hohen Brauen hervorblitzenden schwarzen Augen, die etwas aufgeworfenen Lippen von der Farbe des frischesten Blutes und vorzüglich der Zug von Muth und Lebenslust, der scheinbar ihm, selbst dann, wenn er nachdenkend war, den

Stempel einer unverwischbaren Heiterkeit verlieh, gab seinem gebräunten Antlitz einen Reiz, der auf Frauenherzen nur von einer gefälligen Wirkung sein mußte. Wenn er die militairische Tracht als eine für seine Person außerordentlich vortheilhafte hielt, so geschah es jedenfalls aus der Erfahrung, daß eben diese Aeußerlichkeit eine große und wesentliche Stütze für ihn bei seinen vielen Liebesabenteuern gewesen war. Alles mußte ihm dazu dienen, seine schöne Männlichkeit besonders hervorzuheben, sogar der Puder, der leicht wie Reif über seinen schwarzen in einen kleinen Zopf auslaufenden Haarschmuck lag, wirkte mit, seines Gesichtes tiefen Teint mehr in's Auge fallen zu lassen, indem die beiden an den Schläfen ruhenden Locken besonders sorgfältig gedreht und überpudert waren. Dieser schöne Offizier, der die ihm innewohnende Eitelkeit so trefflich zu verbergen wußte, daß Niemand ihn dieser für Männer so lächerlichen Neigung mit Ueberzeugung zeihen konnte, war der Marchese Aloysius Pierre Agdola, in früherer Zeit Generaladjutant des Prinzen Xavier, nach dessen Administrations-Niederlegung von dem jungen Churfürsten Friedrich August aber pensionirt und so plötzlich der Aussicht entrissen, in chursächsischen Diensten eine höhere Charge zu erringen. Mit dieser unerwarteten Versetzung in den Ruhestand hatte er zugleich dem Commando der Schweizerleibgarde, welches er als Major derselben führte, entsagen müssen.

Daß nur besondere Ursachen den jungen Churfürsten

bestimmen konnten, einen Offizier von solchem Range plötzlich aller Activität zu entheben, war unzweifelhaft; welche Gründe aber den Anlaß dazu gegeben, blieb ein unenthülltes Räthsel, das allerdings anfänglich viel Gerede verursachte, im Laufe der Zeit aber vergessen wurde. Die Gewohnheit des jungen Regenten, zu handeln, ohne Jemand mit der Ursache: warum gerade so oder so? vertraut zu machen, ließ keine zweifellos richtige Vermuthung über die Agdolo'sche Pensionirung wie über so manche andere seiner Handlungen aufkommen. Der lebenskräftige Pensionair blieb nach wie vor in Dresden, lebte daselbst stets in den höchsten Kreisen und bot zuweilen in seinen Liebesabenteuern der vornehmen Welt hinreichenden Stoff zu Betrachtungen verschiedener Art.

In demselben Augenblicke, als die Gondel an dem Landungsauftritt anschwamm und Gathel den Kettenring über den eingerammten Pfahl warf, um das Fahrzeug daran fest zu legen, wurde auch die Gräfin von der Lausitz mit ihrer Begleiterin unter den hohen Akazienbäumen sichtbar, die ihre Aeste als lebendigen Baldachin über den Fußpfad breiteten, der nach dem in Mitte der Insel auf der Terrassenhöhe gelegenen Pavillon leitete. Mit dem Eifer und der Schnellfüßigkeit eines zärtlichen Galans, der seine Schöne erblickt, verließ der Marchese die Gondel und eilte den beiden Damen entgegen.

Gathel schaute ihm nach, sie sah, wie er den beiden hohen Frauen die Hände küßte und der Gräfin Rutowska

den Arm bietend an der Seite der Herrin dieses schönen Eigenthums den Pfad, den sie gekommen waren, wieder zurückschritt, bis sie endlich ganz den Blicken des Mädchens entschwanden. Welche Gedanken und Empfindungen jetzt Agathens Seele beherrschten, war diesmal nicht aus ihren sonst so beweglichen Gesichtszügen zu enträthseln, der erstarrende Hauch der Lethargie schien diese zu fesseln und als endlich der von innen nach außen wirkende Ton des Mißbehagens seine Kraft verlor, griff sie nach einer abgeblühten Wässerlilie, deren zusammengeschrumpfte Kelchblätter traurig an der Wasserseite der Gondel an hohem Stengel niederhingen. Wie gedankenlos zupfte sie die welken Blätter von dem Stengel los. Dies unwillkürliche Spiel, wenn wir dieser in sich selber nicht bewußten Handlung eines beängstigten Herzens diese Bezeichnung geben dürfen, trug den tiefen mystischen Sinn einer Prophezeiung in sich, welche sich von nun an über das Leben des bisher so glücklichen jungen Mädchens gleich einem Nebelschleier über eine reizende Landschaft breitete.

Im Zabeltitzer Schlosse gab es eine Woche später ein buntes vielbewegtes Durcheinander. Der junge Churfürst mit seiner Gemahlin und einer ansehnlichen Suite wurde erwartet und eben deshalb war Prinz Xaviers und dessen Schwester, der Prinzeß Elisabeth Hofstaat in großer Be-

wegung. Prinz Xavier nahm, während vor dem Schlosse bereits die Pferde vorgeführt wurden, da man dem Churfürsten zum Empfang entgegenreiten wollte, nochmals die für seinen durchlauchtigsten Neffen und dessen Gemahlin bereiteten Zimmer in Augenschein. Der Schloßinspektor schritt in gehöriger militairischer Distance, hinter seinem Gebieter her, mit einem Gesicht, aus dem wie der Portier, sein Hausgenosse, zuweilen gelegentlich zu bemerken pflegte, tausend Schock Teufel herausschauten.

Der Prinz selbst schien bereits eine Anwandlung von böser Laune gehabt zu haben, denn sein Gesicht wies sich dunkler als gewöhnlich und auf der Stirn kündeten eine Menge dicht übereinander gerollter Falten eine ärgerliche Stimmung an. Er war ein Herr von mittler Größe, das soldatische Wesen hatte ihm jene Steifigkeit eigen gemacht, wie er sie seinen Untergebenen anzuerziehen bemüht war. Für jetzt trug er die weiße sächsische Uniform mit blauen Aufschlägen und gleichfarbigem Unterfutter, weiße Beinkleider und die damals unerläßlichen Aufschlagstiefel mit breiten wohlgefälteten Haman-Manschetten als Kniegarnitur. Den Federhut auf dem wohlgepuderten Haar, das sich in einen statiösen, ordnungsmäßigen Zopf endete, schritt er mit klirrendem Sporentritt rasch durch die Zimmer, in der Rechten die Peitsche, womit er gelegentlich Menschen und Pferde nach seinem Willen regierte.

Der Schloßinspektor, das getreue Conterfei seines gnädigsten Herrn Generalleutnants, Königliche Hoheit,

wie er den Prinzen nannte, wich nur hinsichtlich der äußeren Erscheinung von demselben ab, denn er war ein baumlanges massives Gewächs, so grade aufgeschossen wie eine wohlgewachsene Tanne im Walde. Als besondere Zierde betrachtete er seinen Schnauzbart, der an beiden Enden in dünnen aufwärts gedrehten Spitzen fast nach den Schläfen hin reichte und ihn bei dem Ausdruck der Strenge, welche der stehende Typus seines Gesichts war, ein wahrhaft martialisches Aussehen verlieh. Auch er trug die weiße Uniform und als Auszeichnung einen Rohrstock mit silbernem Knopf und Quaste in der Hand.

Nachdem der Prinz die Musterung der Zimmer beendigt hatte, warf er einen Blick auf die unten vor dem Schlosse sich sammelnde Cavalkade.

„Wer ist der schwarze Kerl da unten?“ fragte er hinabdeutend.

„'N schwarzer Kerl, gnädigster Herr Generalleutnant, Königliche Hoheit? wüßte von dergleichen Subjekten nichts bei uns herum.“

„'N Kerl wie 'n Raabe so schwarz — **mort de Dieu!** — seh Er sich das Unkraut an, Ulrich. 'N Kerl, dem nur der Mantel fehlt, um einem Leichenträger ähnlich zu sehen.“

Während der Prinz dies herauspolterte, hatte der Schloßinspektor keinen geringen Schreck, denn ein Blick hinunter belehrte ihn, daß mit dem schwarzen Kerl der Pfarramtscandidat Herr Benjamin Röhr gemeint sei, der

aus lauter Loyalität und unterthänigem Ehrfurchtsgefühl, vor der Gegenwart des prinzlichen Marstalls und dessen Unterbeamten mit krummem Rücken, als stände er vor seinen besten Protektoren, in einer gehörigen Entfernung verharrte.

Da der Schloßinspektor in seinem Erschrecken zögerte, über den Schwarzen Auskunft zu geben, wendete sich der Prinz heftig nach ihm und rief: „Wird Er reden?“

„Mit Permission, gnädigster Herr Generalleutnant, Königliche Hoheit,“ stotterte Ulrich, der die Zornader auf seines Gebieters Stirn sehr deutlich hervortreten sah — „den Schwarzen da unten ... kenne ich.“

„So? wer ist der Kerl?“

„Ein sehr gutes, — ganz braves Männlein, das nächstens Pfarrer werden wird. Außerordentlich gelehrt, 's Lateinische und Hebräische sitzt ihm faustdick hinter den Ohren.“

Die Dummheit Ulrichs, die Gelehrsamkeit seines schwarzen Schützlings hinter den Ohren desselben sitzend, zu schildern, verscheuchte die üble Laune des Prinzen, er lachte hell auf und sagte:

„Er ist ein hebräischer und lateinischer Esel.“

Der Schloßinspektor wagte dieser Bemerkung, die er leider auf seine eigene Person deuten mußte, nichts entgegen zu setzen, er warf nur flüchtig einen Blick um sich, um überzeugt zu sein, daß Niemand den ihm beigelegten Ehrentitel gehört habe.

„Was will der Kerl hier? was hat er hier zu suchen?“

Diese Frage hatte Ulrich nicht erwartet, sie brachte ihn in gewaltige Verlegenheit, denn er wußte, daß der Prinz, wenn er einmal gegen Jemand eine Abneigung oder gar Widerwillen gefaßt hatte, von demselben auch nicht sobald abließ. Indeß Ulrich, als lebendiges Muster exactester Disciplin und eines durch nichts zu erschütternden Gehorsams, hätte es nicht über sich vermocht, die Wahrheit, in welchem Verhältnisse der Schwarze zu ihm stehe, zu vermänteln. Er faßte sich daher ein Herz und rapportirte in Kürze das Nöthige.

„Ist Er närrisch?“ rief der Prinz — „an solchen Windhund will Er das junge Ding schmieden? Höre Er, Ulrich, ich habe was auf Ihn gegeben, als Soldat ist Er 'n Kerl **comme il faut**, der Feind hat nur Aug' und Zahn, nie die Kehrseite von Ihm gesehen, darum habe ich Ihm auch den Posten hier vertraut — was ich aber jetzt von Ihm halten soll, weiß ich nicht. Er 'n alter tüchtiger Soldat, der vor tausend Teufeln wie ein Ast im Feuer gestanden und jetzt hält Er was auf so'n erbärmlichen Gesellen, der ...“

Diese Ansprache, welche bei dem Schloßinspektor wie ein Blitz einschlug, wurde plötzlich unterbrochen. Von unten herauf hörte man die Stimme der Prinzeß Elisabeth, die eben ihr Pferd bestieg.

Mit einem „**mille chiens**! die Elisabeth schon im Sattel!“ eilte Xavier aus dem Zimmer — Ulrich folgte ihm.

Die Cavalkade, welche zum würdigen Empfange des

Churfürsten sich vor dem Schlosse versammelte, um sich hier in wohlgeordneten Zug zu setzen, bestand aus den Cavalieren im Gefolge Xaviers und der Prinzeß Elisabeth, denen sich eine kleine Zahl der Besitzer nächstgelegener Rittergüter angeschlossen hatte. Die kräftigen Thiere stampften ungeduldig den Kiesboden, oder tanzten, in die Zügel schäumend, unter ihren Reitern, die noch der Herabkunft des Prinzen warteten.

Das Interessanteste dieser Cavalkade bot die Prinzeß Elisabeth, in ihrer eigenen Person, die als tüchtige Reiterin nicht selten Wettritte arrangirte und, ihres Sieges gewiß, stets den Preis errang.

Unter den kräftigen und energischen Charakteren der fürstlichen Personen des damaligen sächsischen Hofes gebührte der genannten Prinzeß vor Allen der Vorzug. Wovor andere weiche Frauenherzen zitterten, das machte ihr Vergnügen. Es lag der Ausdruck derber Männlichkeit in ihrem Wesen, der indeß nicht erkünstelt, bei allen Gelegenheiten Stich hielt und ihr den Ruhm eines festen Charakters erwarb. Trotzdem, daß sie nicht zu der großen Schaar zarter empfindsamer Seelen zu rechnen war, deren es damals eben nicht wenige gab, fehlte ihr durchaus nicht jene edle Neigung zum Wohlthun, die eine der schönsten Eigenschaften echter Weiblichkeit ist. Prinzeß Elisabeth trug die Kennzeichen ihres Charakters ziemlich unverhüllt zur Schau. Ein rasch auflodernder Jähzorn, ja oft eine Störrigkeit des Willens, die alle Schranken mißachtete, und

rasche Entschlossenheit zeichneten sie besonders aus und durch diese Eigenschaften imponirte sie in der Regel ihrem Bruder Xavier, indem es nicht zu den seltenen Vorkommnissen gehörte, Beide in gegenseitig hartnäckig geführtem Wortgefecht zu sehen.

Diese Dame tummelte jetzt ihr Pferd, einen köstlichen Apfelschimmel, vor dem Schlosse. Da sie und ihre Schwester, Prinzeß Kunigunde, in der edlen Reitkunst den Grad der Meisterschaft errungen hatte, so war es auch durchaus nicht zu verwundern, daß sie ihrem Charakter gemäß, der jede Einschränkung haßte, die ihr nicht recht zusagte, die weibliche Kleidung, obwohl solche einer kühnen und unerschrockenen Reiterin stets einen gewissen Reiz in der äußeren Erscheinung verleiht, mit dem allerdings bequemeren, in Bezug auf Weiblichkeit aber unpassenden und zugleich unschönen männlichen Costüm vertauscht hatte, was, da sie selber keine Schönheit war, eben nicht zur Erhöhung einer angenehmen Präsentation ihrer Persönlichkeit diente. Sie trug ein grellrothes Hofkleid mit goldenen Knöpfen, eine gleichfarbige Weste mit Goldborten besetzt, rothe enganliegende Beinkleider, hohe, die Kniee mit üblichen Haman-Manschetten deckende Reitstiefel, an denen bedeutend langhälsige Sporen sich befanden. Ein blüthenweißer großer Busenstreifen, eine schwarzseidene Halsbinde, Reithandschuhe und der Zipfel eines aus der rechten Rocktasche hängenden feinen, köstlich gestickten Taschentuches vervollständigten dies Costüm. Ein Federhut deckte ihren

Kopf, dessen gepudertes Haar im Nacken in einem zierlichen Haarbeutel fest eingebunden, an den Schläfen aber in den üblichen kleinen Löckchen gedreht war. Die Jahre — sie zählte deren fast vierzig — hatten nicht wenig beigetragen, ihren Gesichtszügen, sowie ihrer Gestalt jene derbere Fülle zu geben, wie man sie stets bei Personen findet, die wenig auf Verweichlichung halten, dagegen sich, wie man zu sagen pflegt, „ausarbeiten,“ weshalb sie gewissermaßen den Anflug von ernster Männlichkeit hatte, der indeß mit ihrem Charakter sehr wohl übereinstimmte.

Während sie ihren Schimmel courbettiren ließ, stand die Gräfin von der Lausitz und deren Freundin, Gräfin Rutowska, auf dem Altan und schauten hinunter auf das lustige Treiben der Reiterschaar. Die Gräfin hatte ihre ältesten Töchter, Marie und Beatrix, bei sich. Beide Mädchen, damals im Alter von acht und sieben Jahren, klatschten lebhaften Beifall der erlauchten Tante zu, die ihres stolzen Thieres vollkommen Meisterin war. Vorzüglich die älteste Tochter der Gräfin von der Lausitz fühlte sich durch die Reitkunststücke der Prinzeß Tante sehr angezogen und rief ihr ein Bravo um's andere zu.

„Ich hoffe, meine Theure, Du wirst meinem Beispiele dereinst folgen und nicht wie Deine Mama der Sentimentalität den Vorzug einräumen!“ rief die Prinzeß in französischer Sprache hinauf.

„O gewiß, liebe Tante — wenn ich nur dürfte, ich

wäre schon jetzt in Ihrer Schule; aber Mama läßt es nicht zu — das ist das Schlimme.“

„Ich weiß schon; aber Geduld, meine Theure, ich werde es bei Deinem Papa durchsetzen, verlaß Dich darauf.“

Die Gräfin von der Lausitz wies ein Lächeln, so unangenehm ihr diese Drohung ihrer erlauchten Schwägerin auch war, da sie wußte, wie leicht es derselben werden könnte, den Prinzen, ihren Bruder, dahin zu bestimmen, derlei Amazonen-Neigungen seiner Töchter als besondern Vorzug ihres hohen Standes zu begünstigen. Zu ihrer Freude fand diese Unterhaltung, welche durchaus bezüglich der sanften Weiblichkeit der Gräfin kein Wohlgefallen bei derselben erwecken konnte, ein schnelles Ende, indem die Prinzeß den Marchese Agdolo, der auf einem Goldfuchse unweit von ihr hielt, erblickte und zu sich rief.

Der Marchese, als Muster der Galanterie in seiner Person, versäumte nicht, auch sein Thier zu einem Beweise derselben zu vermögen. Indem er an die Prinzeß heranritt, zwang er sein Pferd auf die Hinterbeine zu setzen und dies gefährliche Manövre rief auf dem Altane einen Laut des Schreckens hervor, da das aufbäumende Roß schier rückwärts überzuschlagen drohte. „Was das für ängstliche Seelen sind!“ rief die Prinzeß lachend hinauf, indem sie wahrscheinlich vermuthete, die Gräfin sei es gewesen, die erschrocken über das Reiter-Kunststück Agdolo's aufgeschrieen habe.

Indem des Marchese Blick, wenn auch nur auf einen

Moment, zum Altan hinaufstreifte, hatte er doch die Urheberin dieses Schreckenslautes richtig entdeckt, zugleich aber auch bemerkt, wie noch ein paar Augen stechend auf derselben hafteten.

Hinter den beiden jungen Gräfinnen stand Agathe — der Schreck hatte ihr hübsches Gesicht erbleicht.

Gräfin Rutowska richtete einen durchbohrenden Zornblick auf sie, unter welchem das junge Mädchen ein Gefühl von Unheimlichkeit anwandelte.

„Man sollte nicht glauben, daß solch' eine Person so zarter Complexion sei, um gleich zum Tode zu erschrecken, wenn ein Cavalier in Gefahr zu schweben scheint," bemerkte sie gegen die Gräfin von der Lausitz.

„Schilt doch nicht immer auf meine Gathel," entgegnete die Letztere — „grade so wie sie ist, habe ich sie gern. Ich mag's nicht leugnen, daß es auch mir die Brust gewaltsam zusammenkrampfte, als ich den Marchese in so gefährlicher Situation sah. Wir sind nicht Alle mit solcher Geistesstärke begabt, wie Du, meine Traute."

Prinz Xavier erschien jetzt, schwang sich auf das ihm vorgeführte Pferd und die Cavalkade setzte sich unverzüglich in Bewegung. Prinzeß Elisabeth gab, nachdem sie einige Schritte geritten waren, das Zeichen, die Pferde in Trab laufen zu lassen und in wenig Augenblicken war der Platz vor dem Schlosse frei — auf dem breiten Wege durch den Garten sah man bald nur in der Ferne noch den

dahinjagenden Reitertrupp, welcher in kurzer Zeit gänzlich aus dem Gesichtskreise der Nachblickenden entschwand.

Die Gräfin von der Lausitz gab, indem sie sich vom Altane nach dem Zimmer zurückwendete, Agathen ein Zeichen, sich zu entfernen, dem diese um so bereitwilliger folgte, als die Nähe der Rutowska ihr Angst verursachte. Zugleich verließen die jungen Gräfinnen, sich an das Mädchen anhängend, das Zimmer und beide hohe Frauen befanden sich nun allein.

Gräfin von der Lausitz schien etwas verstimmt zu sein und als die Rutowska sie um die Ursache fragte, erklärte ihr Jene, daß sie sich durch ihr feindseliges Wesen gegen Agathen unangenehm berührt fühle.

„Ich weiß wohl, daß Du stolzer bist als ich," sagte sie — „daß Dir Leutseligkeit gegen so tief unter unserem Range stehende Personen wie ein Verbrechen gegen uns selbst erscheint; aber ich glaube, Du würdest Dir nichts vergeben, wenn Du — angenommen, daß es eine Schwäche von mir sei, gegen Untergebene mich freundlich zu erweisen — eine gewisse Rücksicht gegen mich Dir aneignetest. Es dürfte Dir dann leicht werden, die Gegenwart des Mädchens nicht zu bemerken. Ich wünsche das recht sehr, meine liebe Franziska, Du kannst ja nicht über mich klagen, daß ich irgend eine Schwäche an Dir bemäkle."

Die Rutowska hatte sich in einen Lehnsessel geworfen und ihr markirtes Gesicht wies den Anflug einer tiefen Röthe, von der es ungewiß war, ob sie dem Zorn oder

einer Wallung von Schaam entsprungen sei. Nach einigen Sekunden bedeckte sie plötzlich die Augen.

„Mein Himmel, bist Du über meine Bitte so sehr empfindlich, Franziska?“ fragte Gräfin von der Lausitz nicht wenig bestürzt, denn dies Schweigen der Rutowska, die sonst ihrem cholerischen Temperamente gemäß jedem Vorwurf eher einen andern entgegenzusetzen pflegte, als sich so duldend zu verhalten, war zu auffallend. Das weiche Gemüth der Gräfin von der Lausitz fühlte sich durch diese ungewöhnliche Erscheinung in dem Benehmen ihrer Freundin erschreckt und die bei solchen zartfühlenden Wesen fast augenblicklich folgende Reue, Jemand weh gethan zu haben, veranlaßte sie, zur Rutowska hinzutreten und ihr die die Augen verhüllenden Hände mit sanfter Gewalt vom Gesicht wegzuziehen.

„Zürnst Du mir, Franziska, daß ich mich so gegen Dich aussprach?“ fragte sie.

Aber die Rutowska blieb die Antwort schuldig, ihr scharf markirtes Antlitz trug den Ausdruck eines grollenden Ernstes, welcher wie eine Wetterwolke es verfinsterte. Ihr Blick haftete unverwandt auf dem Fußboden.

Die vor ihr Stehende schien durch dies auffällige unfreundliche Benehmen verletzt zu sein. Sie sagte mit nicht ganz unterdrückter Empfindlichkeit:

„Du hast heute eine sehr launische Stimmung, Franziska, und wirst mir erlauben, Dich derselben so lange zu

überlassen, bis es Dir möglich geworden ist, Dich zu beherrschen. Ich hoffe darauf."

Fast hatte sie die Thür zum Nebenzimmer erreicht, als die Rutowska mit Heftigkeit sich erhob und ihr nacheilte. „Bleibe! bleibe!" rief sie mit gepreßter Stimme, ihre Hand ergreifend und sie vom Weitergehen zurückhaltend.

Gräfin von der Lausitz blickte mit Angst auf sie, die außerordentliche Heftigkeit, der fast wilde Blick, welcher eine große Aufregung bei der Rutowska verkündete, mußte auf ein so sanftes Frauengemüth als das ihrer Freundin den Eindruck des Schreckens bewirken.

Einige Augenblicke standen beide hohe Frauen einander gegenüber, Jede von der Peinlichkeit des Moments beherrscht.

Endlich brach die Rutowska das Schweigen.

„Beklage mich, Klara, daß ich nicht so bin wie Du. Ach, warum hat mir der Himmel den Brand der Leidenschaftlichkeit in's Herz geworfen! — Er verzehrt all' meinen Frieden und macht mich namenlos unglücklich."

„Meine theure, geliebte Freundin, fasse Dich," entgegnete Jene, erschüttert von dem Ausdrucke eines Schmerzes, der in dem stolzen Charakter der Rutowska eine ihr fremde Erscheinung und mithin ein Zeichen von der Macht der sie beherrschenden Empfindungen war, die solchen Sturm und solchen ungewöhnlichen Ausbruch desselben bei derselben hervorrufen konnten.

„Sage mir Alles, meine traute Franziska," fuhr sie fort — „in meinem Herzen wird es ein Grab finden, aus dem es zu keines Menschen Ohr dringt. Wenn es schon schön und sänftigend ist, Schmerz und Kummer aussprechen, mittheilen zu können, um wie viel schöner und trostreicher ist es nicht, eine Seele unser zu nennen, die uns versteht, mit uns fühlt. Laß mich diese treue Seele sein, Franziska — ich verlange von Dir diesen Freundschaftsbeweis."

Die Rutowska war so aufgeregt, daß sie nicht zu antworten vermochte, aber sie umarmte Gräfin von der Lausitz mit großer Heftigkeit.

„Nicht so, meine Liebe, Du mußt Dich beherrschen. Komm, lasse Dich nieder, theile mir mit, was Dich so unglücklich macht, wir wollen darüber sprechen — Mittheilung und gegenseitiges Vertrauen ist ja die Seligkeit, mit der die Freundschaft uns beglückt."

Willenlos ließ sich die Rutowska zum Sopha führen, auf den sich Beide niederlassen.

„Es thut meinem Herzen wohl, so sanften Zuspruch zu hören," sagte sie — „ich danke Dir, Klara, Du bist ein Engel, der Frieden bringt, weil in ihm selber der Friede wohnt. Wie glücklich könnte ich sein, wäre ich dieser Leidenschaftlichkeit Herrin, die mich zuweilen zu verzehren droht. Ich fühle es, daß ich die Beute einer Nemesis bin, an deren Dasein ich nie geglaubt, die ich verspottete, wenn man mir davon sprach."

„Ich verstehe Dich nicht, Franziska. Von welcher Nemesis redest Du?“

„Ich tändelte früher mit Männerherzen, ich verlachte Die, welche mir heiße Liebe schworen, ich hielt sie für Narren oder für Schlimmeres noch — für Heuchler. Mir war die Liebe nichts als ein schöner Phantasierausch, der verduftet, wenn wir seiner überdrüssig zu werden anfangen. Ach, Klara, das machte mich stolz, kalt — ich freute mich boshaft des Vergnügens, Männern Liebe einzuflößen und dann ihrer Leidenschaft zu spotten, sie mit allen Qualen der Eifersucht zu peinigen. Deine glückliche Ruhe, Dein sanftes Gemüth bewahren Dich vor der bittern Vergeltung, wie sie mir geworden ist. Agdolo, mein Gemahl ...“

Die Sprechende hielt plötzlich inne, ihr Stolz schien sich gegen den Ausdruck des Kummers zu empören, mit dem die Eifersucht, diese friedenraubende Megäre unter den Gefühlen der Männerbrust, sie peinigte. Gräfin von der Lausitz schwieg, sie wußte jetzt Alles. Was sie für die Freundin im Stillen gefürchtet, aber nie davon zu ihr gesprochen, hatte sich also erfüllt — Agdolo, der schöne, von den Frauen bewunderte Mann, der Gegenstand von Franziska's freier Wahl, war ihrer unwürdig.

Wie Gräfin von der Lausitz jetzt Zeugin des Kummers und das stolze Frauenherz der Rutowska zu solchem Ausbruch namenloser Eifersuchtsqual drängenden Schmerzes war, so auch war sie die Zeugin jener Stunde gewe-

sen, in der das Geheimniß ihrer Leidenschaft zu Agdolo mit Erfüllung an heiliger Stätte gekrönt worden.

Wie seltsam doch die Geschicke gemischt sind!

Nur wenige Frauen konnten an sich das Beispiel einer so merkwürdigen Wandlung der Gesinnung aufweisen, als Gräfin Rutowska.

Agdolo, der Abenteurer, war ihr früher der Gegenstand eines eben so leidenschaftlichen Hasses gewesen, als er es später ihrer glühenden Liebe geworden war. Er hatte seine Mußestunden dazu benutzt, um eine Chronique scandaleuse über die Damen am Dresdener Hofe zu schreiben. Die pikanten Schilderungen erregten das größte Aufsehen, man haschte darnach, diese Satyre, welche nur in Abschriften cursirte, zu Gesichte zu bekommen — Agdolo hatte sich dadurch ein gewisses Renommée gegründet, man fürchtete ihn eben so sehr, als man den schönen Mann bewunderte. Furcht und Zuneigung verschafften ihm damals manchen Sieg bei den Frauen.

Gräfin Rutowska war unter allen Damen des chursächsischen Hofes in diesem von Bosheit und Witz überfließenden Pasquill am Schlimmsten mitgenommen, jedes Wort über sie und ihr der großen Welt verborgenes Geheimleben eine empfindliche Geiselung. Die dadurch schwer Beleidigte sprach es laut aus, daß, wenn der Verleumder ihrer Frauenehre je die Frechheit haben sollte, ihr Palais zu betreten, ihre Dienerschaft den Befehl habe, ihn hinaus zu werfen. Man fand die Entrüstung ganz natürlich und

kitzelte sich darüber, diese stolze Frau gekränkt zu sehen. Bald flüsterte man sich in's Ohr, Agdolo habe es verstanden, die Rutowska zu versöhnen. Die Gleichgiltigkeit, mit der man unter den Vornehmen über Moral dachte, war noch ein Nachhall aus der Zeit der beiden Auguste. Man fand es eben so natürlich, daß die schwer Beleidigte mit dem schönen Bösewicht Freundschaft geschlossen, und erblickte in dieser Versöhnung eine wohlüberlegte Klugheit der Rutowska, durch diese Alliance sich nicht nur vor einer möglichen Fortsetzung des Pasquills zu sichern, sondern — und das dürfte vielleicht die Hauptpointe ihrer Versöhnung mit ihm gewesen sein — durch die Harmonie mit Agdolo die von ihm aufgestellte Satyre als unwahr zu bezeichnen und so auf ihn, den Verfasser, den Pfeil zurück zu schießen, mit dem er sie so hart getroffen, sich selber aber zugleich in das vortheilhafte Licht einer Verzeihenden zu stellen.

Zu welcher Innigkeit die Harmonie zwischen Gräfin Rutowska und Agdolo nach kurzer Zeit gedieh, bemerkte man in der unerwartet erfolgten Einführung Agdolo's in die Zirkel der Churfürstin Mutter. Daß diese ihm gewordene Ehre ein Werk seiner Beschützerin Rutowska war, konnte um so weniger unbekannt bleiben, als Frau von Rollingen, die Oberhofmeisterin der Churfürstin, sich dadurch etwas indignirt fühlte, insofern sie ihr Ansehen bei ihrer erhabenen Gebieterin durch solchen Einfluß der Rutowska beeinträchtigt wähnte.

In der That hatte Frau von Rollingen, obwohl sie

des Vertrauens ihrer Herrin sicher war, doch die vollkommenste Berechtigung zu Aeußerungen der Unzufriedenheit über diese Rivalin in der Gunst derselben, denn es ereignete sich eines Tages, als Frau von Rollingen sich eines in ihrer Familie eingetretenen Todesfalles wegen auf kurze Zeit Urlaub erbeten hatte, daß in der Kapelle der Churfürstin bei verschlossener Thür eine Trauung stattfand, bei welcher die erlauchte Frau selbst, deren Hofdame, Gräfin Klara Spinucci und ein vertrauter Cavalier als Zeugen dieser geheim vollzogenen kirchlichen Handlung anwesend waren.

Gräfin Franziska Rutowska und der Marchese Aloysius Pierre Agdolo hatten in dieser Stunde einen Bund für's Leben geschlossen.

Diese geheime Vermählung geschah aus Rücksicht für den hohen Rang der Gräfin bei Hofe, und wenn auch dies Geheimniß möglichst streng bewahrt wurde, so verbreitete sich doch ein dumpfes, unbestimmtes Gerücht davon unter den Hofleuten.

Eine gewaltige Leidenschaft hatte die stolze Franziska Rutowska zu diesem Schritte bewogen, dem indeß schon manche Stunde bitterer Reue gefolgt war. Gräfin Rutowska gelangte zu spät zur Erkenntniß, daß Agdolo, in dessen Besitz sie den Himmel zu finden hoffte, ein treuloser Mann, ihrer Liebe nicht würdig und nur von den Vortheilen geleitet, welche eine so hohe Verbindung ihm bringen mußte, ihr Gemahl geworden sei. Wie schmerzlich

auch diese Erkenntniß für das Herz einer so stolzen Frau war, so verbarg sie doch diesen an ihr nagenden Gram unter dem täuschenden Aeußern des Glückes, der Zufriedenheit; selbst Gräfin von der Lausitz erfuhr Nichts davon, bis der heutige Tag ihr das Verständniß dieses traurigen und das Herz ihrer Freundin so furchtbar peinigenden Kummers eröffnete.

Wer hätte auch geglaubt, daß irgend eine Trauer das Gemüth der eben so prachtliebenden als glücklich scheinenden Dame beherrsche! Ihre eigene Ehre gebot ihr, einen Schleier über dies ihr Herz so schwer belastende Geheimniß vor aller Welt fest zu halten — und die Liebe zu Agdolo, dem schönen Manne, der es so wohl verstand, ihrer Eifersucht ein beruhigendes Lächeln entgegen zu setzen oder auch mit schönrednerischen Betheuerungen seiner Treue ihren Gram auf kurze Stunden zu beschwören, hielt der oft bei ihr überhand nehmenden Empörung über seine von ihr durchschauten Täuschungen das Gegengewicht.

Ja, Franziska liebte ihn mit der vollen, verzehrenden Gluth eines leidenschaftlichen Frauenherzens. Der anmaßende Stolz, die Gewohnheit, zu herrschen, welche sie bisher gegen Alle ausgeübt, die ihr nahten, fanden in dieser glühenden Zuneigung für Agdolo einen Widerstand, der um so kräftiger und siegreicher hervortrat, je unglücklicher sie sich durch die ihr nicht selten kund werdende Ueberzeugung fühlte. Franziska verstand sich selber nicht mehr, im vollkommensten Sinne des Wortes fühlte sie sich selber

entrissen; die Verwandlung, welche mit ihr geschehen, raubte ihr die Kraft, sich selbstständig zu erheben. Dieser ihr räthselhafte Kampf zweier einander so feindlich gegenüber stehender Gewalten in ihrem eigenen Ich unterwarf sie auch der Herrschaft Agdolo's; wie er es verstand, sie zu täuschen, ihre Eifersucht hinweg zu spotten, so verstand er es auch, sie zu beherrschen, und jeder schlimme Auftritt zwischen ihnen endigte gewöhnlich mit einem Siege über sie.

So war sie die Ursache, welche ihm der Churfürstin volle Gunst erringen half und bald gehörte Agdolo zu den vorzüglichsten Mitgliedern der Partei dieser erlauchten Frau, welche ihm unbedingtes Vertrauen schenkte. Sein ritterliches, kühnes Wesen, verbunden mit einem schönen Aeußern, war vollkommen geeignet, Frauenherzen zu fesseln.

Gräfin von der Lausitz wünschte im Stillen, diese Scene durch irgend eine Störung von Außen beendigt zu sehen; indeß, dies geschah nicht. Um wo möglich die große Aufregung bei ihrer Freundin zu beschwichtigen, brach sie das Schweigen, indem sie diese zu sich zog und mit der ihr so eigenen Sanftmuth sagte:

„Meine theure Franziska, ich will mir kein Urtheil anmaßen, aber ich glaube, Dein leidenschaftliches Herz verführt Dich, schwärzer zu sehen, mehr zu fürchten, als wirklich zu fürchten ist. Dein Gemahl dürfte vielleicht da zu entschuldigen sein, wo Du ihn für strafbar hältst. Könnte es denn wirklich geschehen, daß ein weibliches Herz sich so weit vergäße, den Scherz eines ...“

Die Rutowska richtete jetzt die dunkeln Augen flammend auf die Sprechende. „Du zweifelst an der Möglichkeit, daß es Geschöpfe giebt, die sich von den Brosamen des Scherzes beglückt fühlen, die ein schöner Mann ihnen in guter Laune zuwirft? Du ahnst nicht, daß ein solches Geschöpf sich Deiner besondern Gunst erfreut.“

Franziska!“ rief Jene überrascht — „eine solch’ unwürdige Kreatur in meiner Nähe? O, meine Freundin, wenn ich es vermag, Etwas zu Deiner Ruhe beizutragen, so bist Du dessen von mir versichert. Wer ist diese Unwürdige, von der Du redetest?“

„Agathe,“ antwortete die Rutowska. „Du erschrickst, Klara — reut Dich vielleicht schon das Versprechen, Deines Beistandes mich versichert zu haben, weil es dieses Mädchen betrifft, welches sich Deiner Gnade erfreut?“

Dieser Vorwurf verletzte Gräfin von der Lausitz so sehr, daß sie augenblicklich aufstand und mit dem Tone der Entrüstung sagte:

„Auch die Freundschaft hat Grenzen der Schicklichkeit zu beobachten — Du scheinst Dies vergessen zu haben, Franziska.“

Schnell verließ sie das Zimmer und die Rutowska blieb betroffen von dieser durch ihre eigne Schuld herbeigeführten Wendung dieser Scene zurück.

Tiefes Roth der Scham und des Grolles übergoß das markirte Antlitz der stolzen Polin; sie fühlte in diesem Augenblicke das ganze Gewicht der Leidenschaften, die ihr

Herz zum Tummelplatz gemacht hatten. Ihr Stolz empörte sich, um eines so tief unter ihrem Range stehenden Geschöpfes willen beschämt worden zu sein. Der Haß gegen Agathe empfing durch dies Bewußtsein einen bedeutenden Impuls. Mit schnellen Schritten verließ sie das Zimmer und später hieß es, Gräfin Rutowska sei von einer Unpäßlichkeit befallen worden, die sie auf ihrem Gemache festhalte.

Während sich diese Scene zwischen den beiden hohen Frauen ereignete, hatte der gestrenge Herr Schloßinspektor den Pfarramts-Candidaten, Herrn Benjamin Röhr, in seine Wohnung zu kommen eingeladen, um, wie er sagte, den Leuten nicht Ursache zum Maulaufsperren zu geben.

Die Mißbilligung seines gnädigsten Herrn Generalleutnants, königliche Hoheit, hinsichtlich eines Heirathsprojektes zwischen Agathe und Herrn Röhr, konnte auf den alten wohldisciplinirten Soldaten nicht ohne Eindruck bleiben, und er war in seinem Herzen rechtschaffen genug, der Ansicht seines Gebieters beizupflichten, was für jetzt nur die Wirkung hervorbrachte, daß er gar nicht so redselig wie sonst gegen Herrn Röhr erschien, der dies allerdings herausfühlte, aber es auf die anstrengende Geschäftigkeit schob, die den Schloßinspektor in diesen Tagen in Anspruch nahm. Dafür entschädigte ihn Frau Ulrich sehr reichlich durch den unerschöpflichen Quell ihrer Mittheilungslust, die jetzt, wo die hohen Herrschaften in Zabeltitz anwesend waren, außerordentlich in Nahrung gesetzt wurde, denn mit

aller möglichen respektvollen Neugierde sammelte sie von der Dienerschaft Neuigkeiten ein, die sie dann mit der vollendetsten Geschwätzigkeit einer alten Frau wieder „an den Mann" zu bringen suchte, was ihr denn auch jederzeit gelang. Wenn irgend Jemand sich ihrer besondern Gunst rühmen konnte, so war es Herr Benjamin Röhr, der für sie stets ein offenes, unermüdliches Ohr hatte und immer die Freundlichkeit selbst war.

Frau Ulrich hatte den Herrn Candidaten auf's Sopha zu sich genöthigt, während ihr Mann am Fenster in den auf einem Tritte erhöht stehenden Lehnsessel sich niedergelassen hatte und, die Hände auf den Knopf seines Stockes gestützt, gerade aus vor sich hin sah, den eben mit seinem erlauchten Gebieter gehabten Auftritt nochmals überdenkend.

Die massive, breitschultrige Figur dieses Mannes mit dem ernsten, strengen Gesichte und dem martialischen Schnauzer, der bei ihm die Stelle eines Gedankenzeigers vertrat — denn das mehr oder weniger Zittern, oder auch die gänzliche Bewegungslosigkeit der aufwärts gedrehten Spitzen dieses soldatischen Schmuckes deuteten seine verschiedenen Gemüthsbewegungen auf's Vollkommenste an — bot zu der langen, dünnen Figur des Pfarramts-Candidaten einen fast lächerlichen Contrast.

Herr Benjamin Röhr gehörte seinem Aeußern und Wesen nach in die Kategorie jener geschmeidigen Leute, bei denen eine seltene Uebereinstimmung zwischen Geistigem

und Körperlichem vorwaltet. Er war ein junger Mann von ungefähr 25 Jahren, großer Statur, jedoch, wie schon erwähnt, sehr mager und eben deshalb leicht beweglich, da ihn in keiner Weise irgend eine Ueberfülle drückte. Die Elasticität seiner Glieder hatte freilich nichts Augenerquickendes, weil die Magerkeit der Formen seinen Bewegungen stets den Anstrich des Eckigen beimischte. Sein Gesicht, wenn auch nicht schön, trug doch den Stempel der Jugend, und weil es keine häßlichen Züge besaß, so war es immerhin als ein im gewöhnlichen Sinne hübsch genanntes Gesicht zu betrachten, besonders da eine stete Freundlichkeit sich darauf wie Sonnenschein ausbreitete. Man konnte Herrn Benjamin Röhr nicht ansehen, ohne auch gleich zu der Erwartung sich berechtigt zu fühlen, etwas Verbindliches, eine Höflichkeit von ihm zu hören.

Wenn es eine ausgemachte Sache ist, daß feste Charaktere, energische, entschlossene Menschen diese ihnen innewohnenden Eigenschaften auch durch eine feste Stimme ausdrückten, cholerisch leicht aufbrausen und zum Lärmen geneigt sich zeigen, so konnte allerdings in Betreff des Pfarramts-Candidaten kein ganz schmeichelhafter logischer Schluß gefällt werden, denn sein Organ war ein sehr leises, obwohl biegsames, und schien vollkommen aus seinem innersten Wesen hervorzugehen, indem dieses nicht selten den Ausdruck der Unsicherheit, Mangel an Selbstbewußtsein verrieth.

Eine fast knechtische Unterthänigkeit, die ihm nie er-

laubte, der Unwissenheit ein Urtheil seiner bessern Erkenntniß, die doch die Frucht seiner Studien sein mußte, gegenüber zu stellen, zeichnete diesen jungen Theologen aus und der Fügsamkeit seiner Natur nach würde er jedenfalls, wenn es von ihm verlangt worden wäre, seinem Herrn und Meister, dessen heiliges Wort er zu verkünden sich berufen fühlte, ein Ischariot geworden sein. So stellte er das gelungene Conterfei eines jugendlichen Pharisäers in seiner Person dar; er ging, um uns des sprichwörtlichen Ausdrucks zu bedienen, auf Socken, und ahmte den Käfern nach, die mit ihren Fühlhörnern das Terrain vorsichtig recognosciren, ehe sie es mit Sicherheit betreten.

Daß dieser junge Mann, der eine unabreißbare Geduld im Zuhören besaß, der Frau Schloßinspektorin Liebling war, bewies sich bei allen Gelegenheiten.

„Das ist ein Kind Gottes und wird dereinst ein leibhafter Erzengel mit dem Flammenschwerte werden,“ behauptete Frau Ulrich steif und fest gegen Jedermann. „Ein wahrer Tugendspiegel, gar nicht so, wie die jungen Leute jetzt sind ... ein kindfrommes Gemüth und ein butterweiches Herz, dem gleich die Thränen in die Augen schießen, wenn's Andere in Kummer sieht.“

Heute besonders, wo die Ankunft des jungen Churfürsten als ein Ereigniß in dem Stillleben der Zabeltitzer zu betrachten war, erwies sich Frau Ulrich ungemein redselig, denn sie genoß das Vergnügen, von hunderterlei Dingen zu erzählen, die sie aus sicherer Quelle erfahren hatte.

„Trinken der Herr Candidatus doch noch ein Schälchen," unterbrach Frau Ulrich sich in ihrem Redestrom — „mein Alter hat heute den Kopf voll, dem darf ich gar keinen Kaffee anbieten — weiß schon, daß da ein „Kreuzschockdonnerwetter" über mich kommen könnte. Ach, diese unchristlichen Redensarten gehen mir allemal durch Mark und Bein, unser Eins will doch nicht ohne den Mann in den Himmel kommen."

„Beruhige sich die gestrenge Frau Schloßinspektorin darüber," entgegnete Herr Röhr lächelnd; „die Langmüthigkeit des Herrn verzeiht auch den wilden Kriegsknechten und nimmt sie in Gnaden auf, wenn sie nur sonst treu und rechtschaffen erfunden werden. Und ich sollte doch meinen, Dero Herr Liebster sei ein Exemplar der Tugend für so manchen ungetreuen Mann."

„Ach ja — ach ja, das ist er auch, und das ist mein Trost."

Der Pfarramts-Candidat nippte an der Tasse, die Frau Ulrich ihm wieder vollgeschenkt hatte. Nach einer Weile fragte er leise:

„Wo ist denn die liebwertheste Jungfer Agathe?"

„Bei den gnädigen Fräuleins oben."

„Scheint sehr beliebt zu sein bei den gnädigen Herrschaften."

„Das will ich meinen, Herr Candidatus, hat aber auch ein recht angenehmes, superfeines Gethue."

Herr Röhr verneigte sich und versetzte darauf:

„Gewiß, gewiß; kann aber auch gar nicht anders sein, denn die Frau Schloßinspektorin sind selbst ein leibhaftes Muster angenehmer Manieren.“

„Der Herr Candidatus beschämen mich. Unser Eins wird nicht mehr mitgezählt, wenn man einmal in die Jahre kommt, und die jungen Dinger sind nicht von der Art, daß sie auf Reden und Ermahnungen von erfahrenen Leuten viel geben. Die Gathel ist ein recht gutes Mädchen, hat aber doch auch ihre Mucken.“

Herr Röhr lächelte.

„Die Frau Schloßinspektorin müssen nicht so streng mit ihr sein, jung' Blut hat Muth. Einer so allerliebsten Jungfer muß man Manches nachsehen, denke ich mir ... und Mucken? Was meinen die Frau Schloßinspektorin damit?“

Das war Wasser auf die Zungenmühle der ehrenwerthen Frau, und der Pfarramts-Candidat erfuhr, daß Agathe gar nicht mehr so frisch und munter sei, als früher. Sie, die Frau Schloßinspektorin, wisse nicht, was sie von dem Mädchen sich denken solle, denn solch' ein träumerisches und „pensives“ Wesen habe sie bis vor Kurzem noch nie an der Gathel bemerkt. Manchmal stehe sie in Gedanken vertieft da, daß man meinen könnte, 's lägen ihr Berge auf dem Herzen. Und das Allerschlimmste dabei wäre, daß sie gar nicht auf eine Antwort darauf sich einlasse, was oder wo es ihr fehle? „Wenn mein Alter das erst wegkriegt, dann wird's bös; der läßt sich nicht so mit einem

„Mir fehlt gar Nichts!“ oder: „Was soll mir denn fehlen?“ abspeisen, der geht der Sache auf den Grund,“ endete Frau Ulrich ihren Klagesermon.

Herr Röhr schaute vor sich hin auf den Fußboden, als müsse er da den Schlüssel zu Dem finden, was die Schloßinspektorin ihm eben mitgetheilt.

„Warum guken der Herr Candidatus denn so auf Einen Fleck?“

„Fiel mir da was ein … hm, ’s ist aber gar nicht möglich … kann gar nicht sein … wäre ja gegen alles Christenthum.“

„Was denn? der Herr Candidatus ängstigen mich. Wider’s Christenthum bei der Gathel?!“

„Wenn die werthgeschätzte Frau Schloßinspektorin mir nicht für ungut halten möchte, was mir so eben beiläufig eingefallen, wollte ich es wohl unter unsern vier Augen sagen.“

„Du Herrgottchen! mir schlägt’s ordentlich in die Kniee, ich …“

Das Aufstehen des Schloßinspektors von seinem erhöhten Sitze am Fenster unterbrach dieses ziemlich leise geführte Gespräch.

Sein dunkelrothes Gesicht, welches noch vor Kurzem den Ausdruck des Aergers trug, zeigte sich heiterer. Ein sehr glücklicher Gedanke, wenigstens hielt er den ihm ganz unerwartet zu Sinne gekommenen Einfall dafür, erweckte eine große Selbstbefriedigung in ihm, und Nichts war na=

türlicher, als daß ein Mann von so ungekünsteltem Wesen, dem jede Verstellung fremd war, anch in seinem Aeußern unbewußt Das ausdrückte, was ihn bewegte oder was er dachte.

Er trat vor Herrn Röhr mit der ganzen Würde eines Feldwebels hin, der seine Compagnie mustert und nachdem er den nicht wenig in Verwirrung Gerathenden eine Weile lang scharf angesehen, sagte er, ihn auf die Schulter schlagend:

„Müssen einen Schnauzer tragen, der Herr Candidat ... haben sehr günstiges Terrain dazu.“

Der Pfarramts-Candidat konnte bei dieser Zumuthung keinen andern Laut des Erstaunens hervorbringen, als ein einfaches „Oh!“ — er war vollkommen verdutzt. Die Frau Schloßinspektorin hielt die Hände gefaltet, derlei Ansinnen überstieg alle ihre Begriffe.

„Müssen nicht denken, der Herr Candidat, daß es bei mir rappelt, wenn ich Ihnen einen Schnauzer in's Gesicht wünsche; werden dann nicht so kahl wie eine Buttermilch aussehen.“

„Aber Mann! ... Ulrich! ... Inspektor!“ brach Frau Ulrich los ... „ich bitte Dich doch um's Himmels willen, ein Pastor mit einem Schnauzer? Herrgottchen, der selige Lutherus wendet sich im Grabe um bei solchem Spektakel!“

Eine Zornwelle überglühte des alten Soldaten rothes Gesicht. Die Ahnung, seinen Einfall, den er als ein unfehlbares Mittel betrachtete, seinen Herrn Generalleut-

nant, königliche Hoheit, günstig für den „Schwarzen“ zu stimmen, aus dem Felde geschlagen zu sehen, stieg bei ihm auf und ein tiefer Grimm bemächtigte sich seiner, um so mehr, als er in diesem ungünstigen Falle eine totale Niederlage für sich voraussah, da das treffliche Mundwerk seiner Ehehälfte stets bei streitigen Punkten, trotz allen seinen martialischen Kraftausdrücken, den Sieg davon trug.

Auch jetzt glitt ein starkes Donnerwetter über seine Zunge, um wo möglich sich in Respekt zu setzen. Nachdem er ausgepoltert, erklärte er endlich Herrn Röhr, wie des gnädigsten Herrn Generalleutnants königliche Hoheit an ihm, dem Pfarramts-Candidaten, starkes Aergerniß genommen und der Schnauzer das einzige Auskunftsmittel sein dürfte, den ärgerlichen Herrn günstig zu stimmen.

„Hochdieselben, der Herr Candidat, begreifen, daß unser Eins bedeutende Rücksichten auf die Beistimmung des gnädigsten Herrn zu nehmen hat, und übrigens wär's auch gegen alle Subordination, eigenwillig in solchem Stücke, wie eine Heirathssache doch ist, zu verfahren. Man ist einmal im Brote bei des Herrn Generalleutnants königlicher Hoheit und, aufrichtig gesagt, hat Höchstderselbe nicht so ganz Unrecht. Für ein Kraftmädel, wie die Gathel, gehört auch ein Mann, der sich gewaschen hat. Hochderselbe sind ein sehr lieber, zarter Herr; aber einen rechten Respekt kann solch' ein kerniges Ding doch nicht vor Ihnen haben. Mein Gusto zum Heirathen wären der Herr Candidat schon nicht.“

In der That konnte sich Herr Benjamin Röhr nicht gerade besonderen Glückes in dieser Stunde rühmen, denn die Aufrichtigkeit des Schloßinspektors grenzte so nahe an das Gebiet der Grobheit, daß es nur zu leicht war, beide Eigenschaften mit einander zu verwechseln. In der großen Verlegenheit, in welche ihn diese Erklärung Ulrichs stürzte, hatte er blos ein Lächeln entgegen zu setzen, und dies war das Beste, was er unter solchen Umständen thun konnte. Es verlieh ihm den Ausdruck der Duldung und verhinderte jede weitere Zornwallung bei dem Schloßinspektor, der, seiner martialischen Gewohnheit zufolge, in einer Entgegnung Röhrs den gegründetsten Anstoß zu einem heftigen Ergusse seines Aergers gefunden haben würde.

Dagegen übernahm nun Frau Ulrich mit ungemeiner Zungenfertigkeit des Pfarramts-Candidaten Vertheidigung und obwohl der Schloßinspektor haarklein bewies, daß die Apostel sammt und sonders Bärte getragen, so konnte er gegen den noch weit triftigeren Beweisgrund seiner Frau, daß diese höchst ehrwürdigen Säulen des Christenthums nicht nöthig gehabt hätten, auf eine Pfarre zu warten, nicht aufkommen. Die Pfarre sei für die Gathel die Hauptsache, und sie, die Frau Schloßinspektorin, habe sich's ein für alle Mal in den Kopf gesetzt, aus dem Mädchen eine Standesperson, was doch eine Frau Pastorin unstreitig sei, werden zu sehen.

Solchergestalt verlor Ulrich auch den letzten Halt, den er seiner Ehehälfte vielleicht noch hätte entgegen setzen kön-

nen, und verließ im Zustande des größten Aergers, alle Weiber verwünschend, das Zimmer.

Die Frau Schloßinspektorin feierte indeß den Triumph, ihren Gatten vollkommen in die Flucht geschlagen zu haben, mit ungemeiner Mäßigung, indem sie ein langes Schweigen beobachtete, und nachdem sie ihr etwas angegriffenes Organ mit einem Schälchen Kaffee wieder angefeuchtet hatte, sagte sie:

„Denken der Herr Candidatus ja nicht, daß solch' unchristlicher Zank immerdar bei uns zu Hause ist — nein, bewahre Gott! Wir führen sonst eine gottselige Ehe, das muß ich sagen; der Herr Liebste hat nur zuweilen etwelche Raupen im Kopfe, die eine ordentliche Hausfrau nicht leiden darf, und ich thue das Meine dabei."

Herr Röhr verneigte sich und entgegnete mit salbuugsreichem Tone:

„Jesus Sirach hat Recht: Ein freundliches Weib erfreuet ihren Mann, und wenn sie vernünftig mit ihm umgehet, erfrischet sie ihm sein Herz. Die werthgeschätzte Frau Schloßinspektorin sind ein Muster für alle Ehefrauen und möchte ich mit demselben Jesus Sirach sagen: Hochdieselben sind wie die helle Lampe auf dem heiligen Leuchter in Hochdero Hause."

Der Pfarramts-Candidat verstand es, jederzeit den richtigen Ton bei Frau Ulrich anzuschlagen. Die biblischen Redefloskeln, die er für die verschiedensten Gelegenheiten stets im Vorrath hatte und mit möglichster Salbung

einzuflechten wußte, dienten seinem pharisäischen Wesen als eine treffliche Folie und waren somit ganz geeignet, ihn bei der Frau Schloßinspektorin in bedeutendem Ansehen zu erhalten, um so mehr, als er immer sanft und demüthig ihr gegenüber erschien und ihr niemals Anlaß gab, sich über ihn zu erbosen, welcher löblichen Eigenschaften wegen Frau Ulrich auch eine Heirath der Gathel mit ihm als ein außerordentliches Glück für diese betrachtete. Für jetzt gab sie ihm das Versprechen, daß sie nicht ruhen und rasten werde, bis diese Heirath geschlossen sei — er solle sich nur ganz auf sie verlassen und wenn sich der gnädigste Herr auch zehn Mal dagegen setze, sie würde es doch durchbringen.

„Das wäre Alles gut, wenn nur Jungfer Agathe auch von solcher löblichen Absicht beseelt sein möchte; aber ich fürchte, ich fürchte, meine Wenigkeit hat nicht ihren Beifall.“

„Ei! was denken der Herr Candidatus von dem Mädchen! Das hat keinen anderen Willen als den unsern, darauf will ich schwören.“

Ein zweifelhaftes Lächeln Herrn Röhrs und ein damit verbundenes kritisches Achselzucken deuteten an, daß er nicht so durch und durch von dieser Willenseinigkeit überzeugt sei.

„Das glauben der Herr Candidatus nicht?“

„Möchte mir erlauben, so ungern ich es thue, einigen Zweifel zu erheben. Habe da einige Merkzeichen, die mich

sogar das Gegentheil fürchten lassen und dies war es, was ich der werthgeschätzten Frau Schloßinspektorin vorhin, als nur unter unsern vier Augen mittheilbar, andeutete.“

„Herr Candidatus, ich bitte Sie um's Himmelswillen, das klingt ja erschrecklich. Was wären denn das für Merkzeichen? mir wird angst und bange — reden Sie doch!“

Herr Röhr glich jetzt dem Fische, der von einem Sturme auf's Trockene geworfen, durch die Fluth sich wieder in sein Element zurückgeführt sieht und nun sicher in seinem altgewohnten Fahrwasser dahin gleitet. Er wußte, daß das, was er der Frau Schloßinspektorin hinsichtlich der Jungfer Agathe mitzutheilen habe, bei der ehrenwerthen Matrone Oel in's Feuer gießen heiße und besonders dazu beitragen werde, sie für sein Interesse zu fesseln und in Thätigkeit zu setzen.

Der gänzliche Mangel an edler Gesinnung, die Gemeinheit seiner Denkungsweise, die nach Außen hin den erkünstelten Schein der Demuth und Gottseligkeit trug, während sein Inneres dem Grabe glich, in welchem der Moder die Herrschaft führt, ließen ihn nicht auf den Gedanken kommen, auf eine Neigung zu verzichten, die nicht erwiedert wurde. Im Gegentheil hatte eben diese Wahrnehmung für ihn den besondern Reiz, nichts unversucht zu lassen, um sein Ziel zu erreichen. Hinsichtlich der Wahl der Mittel war er nicht schwierig, er benutzte jedes, was ihm zu dieser Errungenschaft verhelfen konnte und wen konnte er für ein geeigneteres Werkzeug zur Erreichung

seiner Absicht betrachten, als Frau Ulrich? Daß der Schloßinspektor trotz all' seiner martialischen Brutalität sich unter ihr Regiment beugte, war dem Pfarramtscandidaten nicht entgangen und also diese mächtige Bundesgenossin in seinem Sinne zu bearbeiten sein Bestreben, was ihm auch vollkommen gelang. So unangenehm ihm heute die unverblümte Aufrichtigkeit des ehemaligen Feldwebels gewesen und so drohend auch das Mißfallen, welches er, der Pfarramtscandidat, so unerwartet beim Prinzen erregt hatte, seiner Hoffnung auf Agathens Besitz in den Weg trat, insofern, wie der Schloßinspektor ganz richtig bemerkte, die dienstliche Stellung bedeutende Rücksichten gegen den gnädigsten Herrn Generalleutnant, Königliche Hoheit, erforderte, so verzagte Herr Röhr doch nicht; trotz seiner jungen Jahre hatte er die Erfahrung gemacht, daß mit zäher Ausdauer und auf krummen Wegen das Unmögliche möglich gemacht werden könne.

Wenn er früher bei Agathen durch die maßloßen Höflichkeiten, die er ihr bei jeder schicklichen Gelegenheit widmete, nichts als ein gleichgiltiges Lächeln, einen kühlen Dank erworben hatte, so war ihm in den letzten paar Wochen endlich die vollkommenste Ueberzeugung geworden, daß das junge Mädchen nichts weniger als Zuneigung zu ihm empfand, denn es suchte ihm überall auszuweichen und, ging das nicht, seinen kalten Schmeicheleien wenigstens ein Schweigen entgegen zu setzen, das ihm noch weniger angenehm sein konnte. Der Scharfblick Herrn Röhrs

fand bald die Quelle dieser Gleichgiltigkeit auf und er wußte unterm Schleier des Geheimnisses derselben nachzuspüren. Dies war die Ursache, weshalb er sich vor Kurzem unter die Zuschauer der sich zum Empfange des Churfürsten vor dem Schlosse versammelten Cavalkade gemengt hatte. Ein Abenteuer des vorgestrigen Abends bestimmte ihn dazu.

Die Bemerkung nämlich, daß Agathe schon seit einiger Zeit, wenn er seinen alltäglichen Abendbesuch machte, eine vermehrte Unruhe zeigte und unter einem oder dem anderen Vorwande ihre Entfernung aus seiner Nähe zu bewerkstelligen wußte, leitete ihn zu dem Gedanken, dahinter müsse etwas verborgen sein. Durch einen Kundschafter, den er in der Person eines Gärtnerburschen gewonnen, erfuhr er, daß Jungfer Gathel bei Abendzeit zuweilen Spaziergänge längs der Röder, die den großen, schönen, parkähnlichen Garten durchströmt, zu machen pflege. Die gesunde Vernunft sagte Herrn Röhr, dieser besonderen Vorliebe für einsame Promenaden dürfte mehr zu Grunde liegen, als es den Anschein habe; die Verderbtheit seiner eigenen Natur drängte ihn gebieterisch zu diesem Schlusse. Um dem ihm Unruhe verursachenden Geheimnisse auf die Spur zu kommen, kürzte er also seinen nächsten Besuch bei Schloßinspektors ungewöhnlich zeitig ab unter dem Vorgeben, sein Herr Vetter, der Pfarrer von Zabeltitz, bei dem er sich, eine Stelle erwartend, aufhielt, bedürfe heute seiner Hilfe bei dem Abschreiben verschiedener nöthi-

ger Eingaben an das Landes-Consistorium. Es entging ihm nicht, daß Agathe, als er sich nun empfahl, heiterer als sonst und der Gutenachtgruß, den er von ihr erhielt, diesmal aus ihrem Herzen zu kommen schien. Er bemerkte sogar, daß sie, was noch nie geschehen war, an's Fenster trat und ihm nachsah.

Der Abend war köstlich, eine milde Luft von dem Dufte des Grummets, das auf den vielen Rasenplätzen des Gartens gebreitet lag, durchwürzt, kräftigte die Brust — wahrhaft sabbathliche Stille lagerte auf dieser schlafenden, grünen Welt, über die der aufgehende Mond ein schwaches Dämmerlicht ausgoß. Für diese wunderbare Schönheit der Abendfeier hatte der Pfarramtscandidat indeß keinen Sinn, sein Hang zu dem Rohen, Materiellen stand überhaupt jeder tieferen und zarteren Empfindung schroff entgegen. Ihm war jetzt nur allein darum zu thun, sich wo möglich Gewißheit über den Zweck der einsamen Abendpromenaden Agathens zu verschaffen, und daß heute eine solche nicht unterlassen werden würde, konnte er bestimmt annehmen, denn die von dem jungen Mädchen schlecht verhehlte Freudigkeit bei seinem Abschiede sagte das zu deutlich, als daß er hätte zweifeln können.

Er hatte die Röder erreicht. Hohe Kastanienbäume neigten ihre vielverzweigten und starkbelaubten Aeste über den Spiegel des schmalen Flusses hin, der wie ein athemloser Läufer seine kleinen Wellen, die außerhalb des Gartens ein Mühlrad in Bewegung gesetzt hatten, hastig über-

einander stürzte, als gälte es die verlorene Kraft wieder zu sammeln. Längs des schönen Baumganges neben dem Flusse, erhoben sich die steifen Wände der Buchenhecken, die, unbeweglichen Theatercoulissen gleich, lebendige grüne Mauern bildeten, in deren stark vergilbendem Blätterwerk der linde Luftzug flüsterte. Breite Schatten von den hohen Heckenwänden lagerten nächtlich auf dem Pfade und verdunkelten ihn — nichts als das leichte Rauschen der Röder und zuweilen ein Laut aus der Thierwelt, deren Thätigkeit mit dem dunkelnden Abend zu beginnen pflegt, drang zu Röhrs Ohr, der sich auf eine Bank unter einem von Strauchwerk umrankten Baume niedergelassen hatte.

Wenn irgend ein Theil des großen, prächtigen Zabeltitzer Gartens zur Bergung von Herzensgeheimnissen geschaffen schien, so war es diese vom Schlosse und mithin vom Mittelpunkte an weit entlegenste Parthie. Der Pfarramtscandidat hatte, auf jedes Geräusch lauschend, fast eine halbe Stunde dagesessen, vom Dorfe her schallten die Glockenschläge der achten Stunde durch die tiefe Stille.

Sehr unzufrieden über die Vergeblichkeit seines Wartens, wollte er sich eben entfernen, als er rasche flüchtige Schritte in der Richtung auf den Ort zu, wo er sich befand, zu vernehmen glaubte. Die natürliche Feigheit seines Herzens wurde sehr stark angeregt, als er die Ueberzeugung gewann, daß die schnell sich nähernden Schritte nicht von einer Person allein herrührten, sondern daß zwei rasche Fußgänger, von denen der Eine Sporen trug, denn

das Klirren der Räder drang zu Röhrs feinem Ohr, herankamen — er schlüpfte in das Strauchwerk, das den Baum umgab, der dunkelnde Abend und sein schwarzer Anzug sicherten ihn hinlänglich vor Entdeckung seiner Person.

Die beiden Eilenden ließen in ihrem Eifer nach, als sie die Bank erreicht hatten.

„Ach, mein Gott, diese Angst!“ sprach eine weibliche Stimme halb laut — „nie wieder wandle ich diese Wege.“

„Was zagt denn meine Taube?“ fragte der Sporenträger — „weil wir durch eine Dame gestört worden sind, die wahrscheinlich auch hier ihres Amants wartet?“

Sie waren nahe genug, daß Röhr jedes Wort verstehen konnte — er hatte nicht vergeblich hier geharrt, in der Sprechenden erkannte er Agathe. Wer ihr Begleiter sei, wußte er indeß nicht, da er denselben noch nie in Zabeltitz gesehen zu haben sich entsinnen konnte.

Beide hatten auf der Bank Platz genommen, der Fremde seinen Arm um Agathens schlanken Leib gelegt, so daß sie innig an ihm angeschmiegt mit dem Kopf an seiner Schulter ruhte. Röhr konnte nicht verstehen, was der zärtliche Liebhaber leise ihr zuflüsterte; die Furcht entdeckt zu werden beherrschte ihn eben so sehr, als der Verdruß, Zeuge dieser Zärtlichkeit bleiben zu müssen.

Nach einer Weile hörte er Agathen, die sich sanft ihrem liebeglühenden Ritter entwand, sagen: „Ach, wie ist mir doch so bange, wenn ich daran denke, daß eine Liebe zwischen uns eitel Thorheit ist. Ich ein armes Mädchen,

Du ein vornehmer Cavalier — das macht mir Angst und Kummer."

„Närrchen, hast Du nie gehört, daß aus jungen schönen Mädchen, wie Du eins bist, vornehme Damen geworden sind?" fragte Jener. „Ist denn Deine Liebe zu mir so schwach, daß Du keinen Glauben an mich hast?"

„Ich verdiene den Vorwurf nicht," entgegnete das Mädchen mit zitternder Stimme. „Wenn Du wüßtest, wie ich nur immer Deiner gedenke und allen Sinn für Anderes verloren habe, wie's oft mein Herz zersprengen will vor lauter Freude, daß Du mich liebst und dann wieder große Angst in meine Seele kommt, wie das werden soll mit uns — Du würdest nicht sagen, ich hätte keinen Glauben an Dich und meine Liebe zu Dir sei schwach. Ich möchte Niemand Anderem angehören als Dir — von Dir weiß ich's, Du kannst kein Unrecht an mir begehen — Du nicht!"

Eine neue stürmische Umarmung von Seiten des Cavaliers war die Antwort auf den Ausdruck des unbedingten Vertrauens Agathens auf sein edles Herz. Der Pfarramtscandidat kniff die Lippen auf einander, um jeden Laut, der seinem Aerger hätte entschlüpfen können, zu unterdrücken. In der That war seine Situation nicht beneidenswerth. Einen wüthenden Grimm und zugleich eine entehrende Furcht vor irgend einem Zufall, der seinen Versteck verrathen könne, im Herzen, mußte er Zuschauer und Zuhörer einer Scene werden, die ihn so empfindlich berührte.

Der Mondschimmer, obwohl er nur einzelne Lichter durch die laubigen Aeste des Baumes fallen ließ, lieh immer noch so viel Hellung, um das Gesicht seines Nebenbuhlers ihn erkennen zu lassen und er bemerkte zu seinem großen Mißvergnügen, daß derselbe ein schöner Mann sei.

Die Küsse, welche die auf der Bank Sitzenden wechselten, wurden indeß plötzlich unterbrochen, schnelle, leichte Schritte einer nahenden Person scheuchten das Liebespaar auf. —

„Ach, um's Himmelswillen, wenn Jemand mich hier sähe! schnell fort!"

Mit diesem halblauten Rufe der Angst sprang Agathe auf und flüchtete, gefolgt von ihrem zärtlichen Ritter, in den nahen Heckengang hinein, Flucht und Entschwinden waren das Werk weniger Augenblicke. Der Pfarramtscandidat kam auf die Idee, ihnen zu folgen, er befreite sich von den Sträuchern, die ihn bisher verbargen und wollte eben fort, als er seinen Arm von einer Hand berührt fühlte. Ein panischer Schreck durchrieselte ihn, er hatte ganz vergessen, daß das Geräusch der leichten flüchtigen Schritte, welches die Liebenden aufgestört hatte, noch einer sich in der Nähe befindenden Person angehören müsse. Voll Entsetzen warf er den Blick zur Seite und sein Schreck verringerte sich keineswegs, denn eine hohe Frauengestalt in einem grauen seidenen Mantel, den Capuchon über den Kopf gezogen, so daß nur das Gesicht frei blieb, stand vor ihm, mit durchbohrendem Blicke ihn anstarrend.

Nach einer Weile fragte die Dame verächtlich: „Er war es?“

„Ja ... ich ... ich,“ stammelte Röhr, den die Blitze dieser Augen in Furcht erhielten.

„Warum entfloh die Person, die mit Ihm ging?“

„Mit mir?“

„Rede Er!“

Der heftige Ton, in dem ihm dieser Befehl wurde, schüchterte den Pfarramtscandidaten dermaßen ein, daß er in größter Verwirrung stotterte: „Die Angst und das Abenddunkel ... und dann, weil ...“

Die Dame ließ ihn nicht ausreden, mit einem verächtlichen „Pfui!“ entfernte sie sich rasch. Röhr blieb verdutzt eine Weile auf dem Platze stehen, dann verließ auch er ihn, um eine nicht besonders angenehme Erfahrung reicher, und zugleich in einiger Verwirrung über das Seltsame des ganzen Vorfalles, den er erst nach längerem Nachdenken sich zu erklären versuchte.

Frau Ulrich hatte, um sprichwörtlich ihr Erstaunen zu bezeichnen, mit offenem Munde der Erzählung Röhrs zugehört. Weit entfernt, so etwas zu erwarten, dauerte es lange, ehe sie zu einer Aeußerung ihres Schreckens über diese Mittheilung gelangen konnte.

„Herr Candidatus,“ sagte sie dann — „die Geschichte mit der Gathel ist mir ordentlich auf die Lunge gefallen, ich kann kaum Luft schnappen, so stickt's mich. Ach, Herrgottchen, wenn das am grünen Holze geschieht, was hat

man da erst vom dürren zu hoffen? Unsere Gathel eine heimliche Amourschaft und Niemand weiß was davon!... Aber glauben der Herr Candidatus nur, daß das arme Ding verführt worden ist — ja, darauf will ich's heilige Abendmahl nehmen, verführt ist sie worden, denn von Herzen ist's ein rechtschaffen Mädchen."

Herr Röhr stimmte dem ganz bei, indem er zugleich die biblische Hyperbel, daß der böse Feind als brüllender Löwe umherwandle, um die Guten zu verschlingen, einflocht.

Wenn die Frau Schloßinspektorin auch den ausgeprägtesten Typus so Vieler ihres Geschlechtes, die Neugier und Schwatzhaftigkeit, theilte, so zeigte sie doch jetzt, wo andere Frauen vielleicht sich dem Ausbruch großen Aergers unbedenklich hingegeben haben würden, ein Herz voller Milde und Nachsicht. „Lassen der Herr Candidatus meinen Alten ja nichts davon merken," fuhr sie fort — „das ist ein Plauderhans und könnte einen gottlosen Spektakel anfangen, der das arme Ding um alle Reputation brächte. Da sei Gott für! Wir Beide wissen's und das ist grade genug. Wenn's sein muß, klingle ich ganz leise bei Pontius und Pilatus, mein Herr Liebster aber hing's gleich an die große Glocke und das wäre erst ein Unglück. Wenn wir nur erfahren können, wer denn der Mosje ist, der die Gathel so narrig gemacht hat? Helfen mir der Herr Candidatus das doch ausspioniren."

Herr Röhr bemerkte darauf, daß er den Cavalier vor-

hin bei der sich versammelnden Cavalkade gesehen habe, die Dame sei ihm noch nicht zu Gesicht gekommen.

Draußen vor dem Schlosse erhob sich jetzt ein lebhaftes Gesumme vieler Stimmen und fast zu gleicher Zeit eilte auch die Magd mit der Meldung: „Die gnädigen Churfürstens kommen!“ herein in's Zimmer, um die Frau Schloßinspektorin von diesem bald erfolgenden Ereignisse schuldigermaßen in Kenntniß zu setzen. Unter andern Umständen würde die Ankunft des Landesvaters für eine Frau von so loyalen Gesinnungen, wie Frau Ulrich es ohnstreitig war, eine Begebenheit von der höchsten Wichtigkeit gewesen sein, indeß jetzt war die Freude ihres Herzens gar bedeutend getrübt. Der Gedanke an ihre Gathel, die einem listigen Verführer zur Beute fallen könne, wenn nicht baldigst Hilfe für das arme Ding geschafft werde, lag ihr schwer auf der Seele, denn sie hatte das Mädchen liebgewonnen und betrachtete es als ihr eigen Kind.

Herr Röhr, der neben ihr auf dem Fenstertritte stand, bezeichnete ihr den Cavalier, der Agathens Geliebter sei.

„Ach, das ist ein Belial!“ seufzte die Schloßinspektorin — „von dem erzählt man sich kuriose Dinge — er war Generaladjutant bei unsres gnädigsten Herrn Generalleutnants Königlicher Hoheit und heißt Herr von Agdolo.“

Die Ankunftsfeierlichkeiten waren bald vorüber, der Tumult verlor sich allmählig, so wie die Wagen, welche die Herrschaften hergebracht hatten, abfuhren — nur noch die Forstleute der Umgegend blieben versammelt, um dem

bereits in seinen Zimmern sich befindenden Churfürsten mit einigen lustigen Hörnerfanfaren noch ein Zeichen ihrer Huldigung darzubringen, da er für das edle Waidwerk ein hoher Beschützer war.

Der Pfarramtscandidat ging über den freien Platz vom Schlosse. Plötzlich fühlte er eine Hand auf seiner Schulter. Als er sich umwendete, erstaunte er nicht wenig, einen Lakai in grüner goldbetreßter Livree neben sich zu sehen, der ihm einige Worte zuflüsterte.

„Der Herr Lakai sind ganz an den rechten Mann gekommen," war Röhrs verbindliche Antwort — „ich stehe zu Befehl."

„Nun, so folge mir der Herr."

Seinem baumlangen, goldbetreßten Führer nachtretend, sah sich Herr Röhr durch eine Seitenthüre in's Schloß geleitet, welche in der Regel nur von den Dienstleuten benutzt wurde und deshalb auch nur für mit der Lokalität ganz bekannte Personen gangbar war.

Das stille freundliche Zabeltitz erklang jetzt von dem lebendigen Treiben, das der Besuch der churfürstlichen Familie hinsichtlich der zahlreichen Suite und der dadurch bedingten Anforderungen an Vergnügungen aller Art mit sich brachte, worunter die Jagd im nahen Bärenbruche als Hauptsache und dem jungen Churfürsten am Meisten

zusagende Ergötzlichkeit zu rechnen war. Alle Rittergutsbesitzer der Umgegend sowie die distinguirten Personen der nahen Städte Großenhain und Elsterwerda fanden sich in Zabeltitz ein, sich der ihnen selten so nahe gerückten Sonne churfürstlicher Gegenwart zu erfreuen. Und wie die Großen und Vornehmen herbeiströmten, so nicht minder die kleinen Leute der Umgegend auf mehrere Stunden Weite. Dies bunt zusammengewürfelte Bild gab dem ländlichen Asyle den Charakter eines improvisirten Hoflagers, das, reich an Lust und Leben durch alle Schattirungen hindurch, nur den Grundton der Fröhlichkeit trägt. Aber der Schein ist eine Sonne ohne Wärme, nicht befruchtend und erquickend, der erkünstelte Glanz verhüllt nur mühsam die traurigen Umtriebe des Egoismus, der Unzufriedenheit des verletzten Ehrgeizes und schmutziger Spekulation.

Wenn Jemand irgend Ursache zu haben glaubte, sich schwer beleidigt zu fühlen, so waren es die churfürstlichen Minister, welche mit Allem, nur nicht mit dem Vertrauen ihres Herrn prahlen konnten, denn es war Niemandem unbekannt, daß der Churfürst, seinem energischen Charakter gemäß, diesen hochgestellten Staatsbeamten, welche gern die frühere Zeit der Fleischtöpfe Egyptens am Hofe zurückgeführt hätten, nicht besonders hold sich erwies. Offenbare Kälte trat oft von Seiten des jungen Regenten diesen Männern aus der alten Schule entgegen, von denen man mit Recht sagen konnte: „sie haben nichts gelernt und nichts vergessen,“ und nur die Milde, die er in allen seinen Hand-

lungen und gegen Alle an den Tag legte, konnte als die Ursache angesehen werden, daß keine Veränderung im Ministerium erfolgt war. Das unverwundbare Phlegma des Freiherrn von Ende ließ es sich gefallen, daß der Churfürst, ohne mit ihm die nöthige Rücksprache genommen zu haben, ihm Rescripte zu sofortiger Unterzeichnung zusandte. Er erfüllte den Befehl, um — des schönen Gehaltes willen, der seinen Finanzen eine unter die Arme greifende Wohlthat war. Sein Amtscollege, der Graf von Sacken, auch ein Zögling aus Brühls Schule, obwohl sehr empfindlich gegen jede Verletzung seiner Ehre vor der Welt, ertrug doch um des mannigfaltigen Einflusses willen, der mit dem Ministerposten unmittelbar verbunden war, die eben nicht schmeichelhafte Abhängigkeit, zu der ihn der energische Charakter des Churfürsten herabzudrücken wußte. Auch er liebte seine Stelle trotz der erwähnten Unannehmlichkeit als eine höchst ergiebige Quelle, und die Aeußerungen der Unzufriedenheit über das Benehmen seines erhabenen Gebieters waren in der That nichts als Rodomontaden, die oft eben so schnell verflogen, als sie über seine Lippen gingen.

Männer solchen Schlages gehörten nicht zu den eifrigen Anhängern des jungen Regenten, vielmehr waren sie Häupter jener Partei, die wir bereits als die der Churfürstin Mutter bezeichneten. Sonach war der Boden am Hofe unter solchen Verhältnissen ein höchst schlüpfriger, und nur wirklich hoffähige Personen, d. h. Leute, die es verstanden, mit verbundenen Augen zwischen verstreut lie=

genden Eiern zu wandeln, ohne eins zu zertreten, fanden sich hier zu Hause und — ihre Rechnung.

All' die Getriebe der Unzufriedenheit, des Grolls, des verletzten Ehrgeizes hüllten sich in das bequeme Gewand der Loyalität und wohlabgeschliffener Bildung.

Eine kleine Unpäßlichkeit, welche der Churfürstin zustieß, veranlaßte in den Vergnügungen, die bereits für den Nachmittag angesetzt waren, eine Pause. Der Churfürst, zärtlich besorgt, begab sich nach dem Diner zu seiner Gemahlin, bei der sich auch die Mitglieder des churfürstlichen Hauses einfanden, um ihr die Langeweile abzukürzen.

Die meisten Cavaliere und Damen benutzten diese Pause, um sich zu gesellschaftlichen Vergnügungen in kleinern Kreisen zusammenzufinden.

Die Elisabethinsel, diese reizende Oase in der Wasseröde des großen Teiches, blieb der Sammelplatz für die älteren Herren und Damen. Im Pavillon war ein Büffet etablirt, das jedem Verlangen nach Erquickung entsprach und die schlangenartigen Gänge zwischen den hohen Bäumen boten angenehme Promenaden.

Gräfin von der Lausitz machte in diesem Kreise die Wirthin. Es that ihr wohl, hier wieder nach mehreren Tagen freier athmen zu können. Die steife Etikette des Hofes mußte ihr, der ehemaligen Hofdame, um so lästiger fallen, als gewissermaßen sie dadurch in eine Stellung gebracht wuede, die ihr feines Gefühl empfindlich verletzte Wenn auch auf ihre Verbindung mit Prinz Xavier Rück-

sicht genommen und Manches vermieden wurde, was die strenge Regel der Etikette eigentlich verlangte und sogar unerläßlich forderte, so blieb doch Vieles noch, was ganz geeignet war, sie unangenehm zu berühren und ihr als Andeutung galt, daß man nicht vergessen hatte, wer sie sei.

Diese bittere Empfindung, welche Gräfin Klara verbarg, denn ihr richtiger Takt sagte ihr, daß sie sich nur lächerlich machen würde, gegen Jemand eine Klage darüber auszusprechen, war indeß die Ursache, daß sie sich ihrer Freundin Rutowska wieder zuwendete.

„Ach, wie konnte ich mich doch über den Ausbruch eines so leidenschaftlichen Gemüthes erzürnen!“ warf sie sich selber vor. „Franziska denkt und fühlt so lebhaft, daß es ein Bedürfniß für sie ist, einen Ausdruck für ihr Gefühl zu suchen. Sie ist zu stolz, um aus ihren Empfindungen ein Geheimniß zu machen, sie ist keine Meisterin in der Hofkunst, die selbst noch da zu lächeln versteht, wenn das Herz im Grame bricht. Ich war die Schwache, da ich so empfindlich gegen sie mich zeigte, während ich gegen Die schweigen muß, deren geringschätzende Blicke mich tausend Mal tiefer verwunden als Franziska's Ungestüm.“

Die Rutowska wies eine lebhafte Freude, als Gräfin von der Lausitz an diesem Nachmittage im Pavillon der Elisabethinsel auf sie zutrat und leise ihr zuflüsterte:

„Ich habe der heftigen Freundin verziehen.“

In der That schien der Rutowska Aeußeres das Gepräge eines stillen, verhüllten Grames zu tragen, eine

ungewöhnliche Blässe überbreitete ihr Antlitz und dieser Ausdruck des Kummers sprach mehr, als Worte thun konnten, zu dem Herzen Jener.

„Erheitere Dich, theuere Franziska — ich will nie wieder ungerecht gegen Dich sein,“ sagte sie. „Es ist recht schwer, Kummer so verborgen in uns tragen zu müssen, ich habe das in diesen Tagen schmerzlich empfunden, in diesen Tagen, wo Du Dich mir entzogst.“

Die Rutowska fühlte ihren Sieg über das weiche Gemüth ihrer Freundin, sie hatte Ursache, Nutzen aus diesem Siege zu ziehen und wie hätte ihr das schwer werden können, wo sie so im Vortheil sich befand?

„Ich wünsche, nie wieder zwei solche Tage zu verleben,“ entgegnete sie mit dem Anklang schmerzlicher Erinnerung und nach einer Weile fuhr sie fort: „Darf ich denn Deine Freundschaft als ein mir wieder zurückgegebenes Geschenk annehmen, ohne zu erröthen vor dem Gedanken, daß Du mir nur eine Gnade damit erweisen willst? Meiner Ehre wegen muß ich mehr fordern und Du mußt mehr gewähren.“

„Was soll ich Dir gewähren? ich verstehe Dich nicht, Franziska?“

„Rechtfertigung,“ antwortete die Rutowska ernst — „der Gedanke wäre mir unerträglich, Dich in dem Glauben zu wissen, ich haßte ungerecht. Meine Rechtfertigung anzuhören, ist Deine Schuldigkeit.“

„Gewiß, gewiß, meine liebe, gute Franziska,

das will ich auch — ich will Dich ja ganz aussöhnen mit mir."

Der Minister Graf von Sacken trat zu beiden hohen Frauen und somit endete Beider Gespräch.

Während Gräfin von der Lausitz von anderer Seite in Anspruch genommen wurde, promenirte die Rutowska an Sackens Seite durch die Gänge.

„Madame," sagte der Minister nach einer von beiden Seiten gleichgiltig geführten Unterhaltung — „wir haben uns im wahren Sinne des Wortes überlebt oder wenn Ihnen das besser klingen sollte, „die Zeit hat uns überwachsen."

Die Rutowska antwortete mit einem Seufzer.

„Es wäre eine Lächerlichkeit, die wir an uns selber begingen, wollten wir uns leugnen, daß wir am Hofe von Tag zu Tag überflüssiger werden," fuhr der Minister fort und da die Gräfin noch immer im Schweigen verharrte, warf er nach einer Pause leicht hin: „Ich zweifle nicht, daß Madame dieselbe Ansicht hegen. Man drückt uns ganz leise das Siegel einer Anciennetät auf, welches Unkundige leicht mit dem gewöhnlichen Ausdrucke „aus der Mode kommen" verwechseln dürften."

„Wir sind es schon, Graf, es ist nicht nöthig, es erst zu werden. Sie müssen das doch besser fühlen als ich, sollte ich meinen."

Der Minister kniff die Lippen aufeinander und sagte nach einer Pause mit einem Lächeln, dem man den Ver-

druß, den es überglätten sollte, wohl anmerken konnte: „Die Frau Gräfin gehören wie ich noch in jene gute Zeit, wo man sich etwas darauf einbilden konnte, eine Stütze des Thrones zu sein. Damals waren wir die Gebietenden, jetzt hat ein junger Herr mit einer ernsten Miene uns allergnädigst in die Schule genommen und die Censuren, die uns Höchstderselbe ertheilt, streifen stark in's Gebiet des Abominablen."

„Das trifft Ew. Excellenz blos," lachte die Rutowska — „ich bin, wie Sie wissen, bei Hofe „eine Ausrangirte" — bedenken Sie, mein Herr, das ist auch ein Glück unter den obwaltenden Umständen, um welches Sie vielleicht zuweilen Ursache haben dürften, mich zu beneiden."

Nun folgte eine lange Pause.

Die Rutowska endete dieselbe, indem sie wie vor sich hin redete: „Man sollte es fast für unmöglich halten, daß Se. Durchlaucht ein Glied der churfürstlichen Familie sind, wenn man die Manieren beobachtet, welche Allerhöchstderselbe zuweilen in Ausübung bringt. Die heitere Lust, wie sie früher an diesem Hofe zu Hause war, wird bald nur noch in den Erzählungen der alten Mütterchen zu finden sein, die als junge Mädchen von den prachtvollen Festen unter den glänzenden Augusten gehört haben, von den brillanten Jahrmärkten, Bauernwirthschaften und Carroussels, zu denen die Noblesse von halb Europa herbeiströmte. Ach, wie hat sich Alles verändert!"

„Jawohl, jawohl!" stimmte der Minister bei — „es

ist Alles anders geworden, wir paradiren nur noch als Denkmale aus jener Zeit des Glückes.“

Sie schritten wieder stumm neben einander hin.

„Woran denken Ew. Excellenz?“ fragte die Gräfin nach einer Weile.

„An etwas Sonderbares, Madame.“

„Das ist?“

„Erinnern Sie sich vielleicht an ein dunkles Gerücht, das vor Jahren gleichsam wie eine unheimliche Geisterstimme am Hofe cursirte? ein Kammerfräulein der durchlauchtigsten Frau Churfürstin Mutter verfiel zuweilen in Irrsinn und soll einmal in einem solchen Anfalle von geistiger Verwirrung behauptet haben, es sei durch sie heimlich bei Nachtzeit ein Kindertausch verübt worden. Der Erstgeborne der durchlauchtigsten Frau Churfürstin, unser jetziger Herr, sei durch diesen Tausch untergeschoben.“

„Ich entsinne mich nur dunkel eines solchen Gerüchts,“ antwortete die Rutowska. „Sie haben aber ein treffliches Gedächtniß, Graf, auf mich können solche einfältige Phantasieen einer Verrückten keinen Eindruck machen, um länger sie im Gedächtniß zu behalten, als man Zeit braucht, sie anzuhören.“

„Madame, wenn dieses Gerücht Ihnen weniger erinnerlich geblieben, als mir, dürfte es wohl daher kommen, daß Sie nur den Nachhall dieser Fabel hörten, denn, wenn ich nicht ganz irre, so waren Sie zu jener Zeit abwesend

von Dresden, es war noch vor dem effectiven Regierungsantritte Sr. Durchlaucht."

„Sie haben Recht — ich befand mich damals in Krakau," antwortete die Rutowska. „Ach, es ist zuweilen ein Glück, den Aufenthalt zu verändern. Wer empfindet dies wohl tiefer als die Frau Churfürstin Witwe, da ihr der Aufenthalt am hiesigen Hofe von Seiten ihres durchlauchtigsten Sohnes, der ihr auch den geringsten Einfluß auf die Staatsgeschäfte verweigert, so sehr verleidet wird. Die erhabene Frau fühlt sich durch diese unkindliche Zurücksetzung auf's Schmerzlichste verletzt und diese gerechte Indignation hier zur Schau zu tragen, ist sie viel zu stolz."

„Wer könnte ihr verdenken, daß sie solcher Demüthigung sich zu entziehen sucht?"

„Niemand," stimmte der Minister bei und fügte lächelnd hinzu: „Es gehört zum ruhigen Ertragen solcher empfindlichen Kränkungen, wie wir, die Leute von ehemals, überhaupt zu dulden haben, eine bedeutende Quantität Zähigkeit dazu. Von einer Dame ist dergleichen nicht zu verlangen, es ist für Männer fast eine zu starke Prüfung."

Die Rutowska nickte schweraufathmend mit dem Kopfe und zwischen Beiden folgte eine längere Pause, in der, wie es schien, Beide sich den angenehmen Erinnerungen hingaben, welche der Wechsel des Regimentes für sie herbeigeführt hatte. Wenn auch Graf von Sacken sich noch in seiner Stellung erhalten hatte, so fühlte er sich doch nicht in dem Besitz jener Macht, wie die Minister

der frühern Zeit sie besaßen. Die scharfe Controle, welche ernste, vom jungen Churfürsten an den Hof gezogene und hohe Stellen bei der Staatsverwaltung bekleidende Männer über die Geschäfte führten, hinderte die Willkür und ward für die Leute des alten Regime zum wahrhaften Damoklesschwerte, das stündlich ihr Dasein bedrohte. Sie ermangelten daher auch nicht, jede Gelegenheit festzuhalten, wo sie wenigstens sich gegenseitig aussprechen und das Gebahren der neuen Regierung verwünschen konnten. Es war dies ein Trost im Unglück, der ihnen wohl zu gönnen war.

„Excellenz," hob die Rutowska endlich an — „unser Stern ist erloschen. Erfinden Sie ein Mittel, ihm den alten Glanz wieder zu geben."

„So lange dies Regiment dauert, dürfen wir und unsre Freunde nichts hoffen."

Die Rutowska erwiderte nichts darauf; ihre dunklen Augen auf den Weg geheftet, gab sie sich einem Sinnen hin, das sie sehr in Anspruch zu nehmen schien. Der Minister redete einige Male zu ihr, erhielt jedoch keine Antwort, ein Beweis, daß der Gedanke, welcher sie beherrschte, kein gewöhnlicher war. Endlich, wie aus einem Traume erwachend, wendete sie sich zu Sacken mit der Frage:

„Was geschah mit der Verrückten?"

„Nichts, Madame. Man fand die Geschichte zu albern, um darauf etwas zu verfügen. Die Person wurde vom Hofe entfernt, und ihre närrische Idee vergessen."

„Sie ist gestorben?“

„Darüber habe ich Nichts erfahren. Sie soll, wie es hieß, „auf dem Sande“ nach der Zeit ein Häuschen bewohnt haben. Warum nehmen die Frau Gräfin so vielen Antheil an dieser Person?“

„Es fiel mir nur so ein... auch eine närrische Anwandlung, nicht wahr, Excellenz? Man sollte fast meinen, die Narrheit sei wie ein böses Fieber ansteckend.“

„Pst! ein Protegé Sr. Durchlaucht des Churfürsten in unserer Nähe.“

Dieser Wink Sackens kam rechtzeitig genug, um die Rutowska aufmerksam zu machen, daß sich drei Herren aus einem Nebengange nahten.

Graf Sacken eilte mit großem Embarras auf den in der Mitte Gehenden zu und rief:

„Mein theurer Gersdorf, Sie bei uns? Das ist köstlich! Wir konnten nicht hoffen, daß unsre Wünsche, einen so liebenswürdigen und angenehmen Gesellschafter hier zu sehen, so schnell erfüllt werden würden.“

„Der Wunsch Sr. Durchlaucht, unsers allergnädigsten Herrn, veranlaßte mein schnelles Nachkommen,“ antwortete Herr von Gersdorf, ein stattlicher Mann, dem die Generalsuniform außerordentlich wohl stand.

Ueber Sackens Gesicht flog, aber nur auf einen Moment, der Schatten eines Unmuthes — gleich darauf wies sich aber wieder das freundliche, verbindliche Lächeln, und er sagte mit dem Anfluge großer Freude:

So müssen wir also Sr. churfürstlichen Durchlaucht um so mehr zu unterthänigstem Danke verpflichtet sein, als Allerhöchstderselbe auf unsere leise angedeuteten Wünsche so gnädigst Rücksicht zu nehmen geruhte. Ich sagte nämlich vorgestern, als Se. Durchlaucht von der Jagd glücklich wieder retournirten, daß man Sie, mein theurer General, recht sehr vermisse. Sr. Durchlaucht Schweigen ließ mich nicht im Geringsten erwarten, daß meine leise hingeworfene Bemerkung in Allerhöchstdessen Herzen guten Boden finden werde, und siehe da — Sie heute hier bei uns — ah, diese Ueberraschung ist entzückend!"

„Ich bin selbst davon entzückt, theurer Graf!" rief Gersdorf ironisch lachend — „es geht Nichts über das Glück, liebe Freunde zu haben, die ohne uns nicht leben können. — Aber sehen Ew. Excellenz, da vergrößert sich unsre Gesellschaft ganz unerwartet ... die Herren von Bolza und Agdolo. Es wird uns nun nicht mehr an einem der gnädigen Frau Gräfin angenehmen Gesellschafter fehlen."

Die Rutowska war zu klug, um über diese Anspielung, welche als Spott hinsichtlich ihres vertraulichen Verhältnisses zu Agdolo tief in ihr leicht verletzbares Herz schnitt, irgend einen Unwillen merken zu lassen.

„Der Herr General sind zu einsichtsvoll, als daß man da widersprechen dürfte, wo die Selbsterkenntniß so ungewöhnlich stark hervortritt," entgegnete sie scherzend mit einer Verbeugung.

„Trefflich geantwortet — die Kugel sitzt!“ rief der Kammerjunker Baron von Nesselrode, einer der beiden Begleiter Gersdorf's, lachend.

„Aber sie tödtet nicht,“ fügte der General heiter hinzu. „Man muß der Frau Gräfin indeß die Ehre lassen, Hochdero Sarkasmen sind ganz allerliebst; nur Schade, daß sie in letzter Zeit etwas an Kraft verloren haben.“

Diese Bemerkung Gersdorf's, welche so deutlich die jetzige Stellung der Rutowska gegen die frühere am Hofe bezeichnete, trieb der stolzen Frau eine Blutwelle des Zornes in's Gesicht. Es konnte keine schmerzlichere Demüthigung für sie geben, als auf solche ironische Weise, wie Gersdorf es gegen seine Feinde zu thun pflegte, an den Verlust ihres ehemaligen Ansehens erinnert zu werden.

Der Hinzutritt des Grafen Bolza und des Marchese Agdolo machte diesen sarkastischen Höflichkeiten ein Ende. Herr von Agdolo gab schnell die Kunde zum Besten, daß mit Nächstem die durchlauchtige Frau Churfürstin Witwe wieder in Dresden eintreffen werde.

Während die Gesichter der Rutowska und des Ministers sich sichtbar erheiterten, verrieth Herr von Gersdorf durchaus Nichts von irgend einem Zeichen besonderer Ueberraschung, er bemerkte im Gegentheil mit einem Anklange von Ironie:

„Wir armen Sachsen dürfen uns immer noch des angenehmen Bewußtseins schmeicheln, im Lande Egypten zu wohnen, insofern die durchlauchtigste Frau Churfürstin im-

mer wieder aus Italien hierher retourniret, was doch jedenfalls ein besonderes Zeichen von Wohlgefallen an einem zeitweiligen Aufenthalte allhier sein dürfte. Meinen Excellenz nicht auch so?"

„Gewiß, ganz einverstanden," stimmte Graf Sacken bei.

„Um desto mehr dürfte es auch Ihre Pflicht sein, Herr Graf, das Gerücht Lügen zu strafen, welches behauptet, die durchlauchtige Frau Churfürstin komme nur immer dann nach Sachsen, wenn Höchstderselben Finanzen so sehr zerrüttet wären, daß kein andres Mittel übrig bleibt, als an unserm Hofe sich zu restauriren. Es ist abscheulich, solche Erfindungen auszusprengen."

„Geben Sie mir Ihren Arm, Marchese, ich wünsche nach dem Pavillon zurückzukehren."

„Die Dame meines Herzens gebietet — Messieurs, auf Wiedersehen!" rief Agdolo und verließ, die Rutowska geleitend, die Cavaliere, die ebenfalls, jedoch in entgegengesetzter Richtung, ihren Weg fortsetzten.

„Gehen wir langsamer; wir sind diesem abscheulichen Gersdorf, der, auf die Gunst des Churfürsten pochend, sich wie ein Reichgewordener aus der Canaille aufbläs't, endlich aus den Augen," sagte die Gräfin, indem sie stehen blieb und sich mit der freien Hand an den Stamm eines Baumes stützte, als fühle sie sich erschöpft von dem Aerger, den ihr diese Begegnung verursacht hatte.

Agdolo entgegnete scherzend:

„Es ist ein Unglück, meine Gnädige, so leicht reizbare

Nerven zu haben. Dieser Gersdorf ist ein Bösewicht, der immer seine Witzgeisel auf uns fallen läßt, das ist wahr; aber eben so wahr, daß wir ihm die größte Befriedigung verschaffen, wenn wir ihm unsere Blöße, die Empfindlichkeit, Preis geben. Lassen wir ihm den Spaß, zu ironisiren — intriguiren wir dagegen, und wer weiß, ob wir nicht die Partie noch zuletzt gewinnen. Im Ernste, meine Gnädige, ich bilde mir Etwas darauf ein, unter den Bösewichten den Vorrang zu behaupten."

„Alle Männer sind Bösewichter!" rief die Rutowska heftig — „ich habe durchaus keine Ursache, Sie, mein Herr und Gemahl, davon auszunehmen."

„Ihro Gnaden Anerkennung eifert mich an, in diesem Artikel das Vorzüglichste zu leisten," lachte Agdolo. „Ah, nicht diesen Blick, meine Theure, er thut Deiner Liebenswürdigkeit Abbruch, und wer kann mehr wünschen, als ich, immer Derjenige sein zu dürfen, der Dich zu bewundern das Vorrecht hat?"

Der leichte, neckende Scherz des schönen Mannes schien die von dem Stachel der Eifersucht tief verwundete Frau zur Besinnung zu bringen. Ihr stolzes Herz empörte sich, Zielscheibe seines Spottes zu werden; die Erfahrung hatte sie gelehrt, daß der Leichtsinn oder, besser gesagt, die Frivolität, Grundton seines Wesens, seines Daseins sei und innigere Empfindungen bei ihm nur auf Augenblicke Raum fanden. Sie würde ihn verachtet haben, wäre er weniger liebenswürdig gewesen; aber sie

liebte ihn wirklich, trotz der zahllosen Kränkungen, die ihr seine Frivolität bereits verursacht hatte. Indem sie zu stolz war, sich seinem Gelächter, seinem Spotte Preis zu geben, fühlte sie sich zugleich zu der Nothwendigkeit gedrängt, über seine Untreue in seiner Gegenwart zu schweigen. Diese Politik, aus ihrem eigenen Schamgefühl entsprungen, leitete sie zu dem einzigen ihr verbleibenden Ausweg, seine Leichtfertigkeiten im Geheimen zu durchkreuzen. Es war dies eine Rache, die ihr im Stillen wohl that, obwohl derselben die Befriedigung mangelte, ihn durch das einfache Wort: „Das that ich!“ zu demüthigen oder ihm Verdruß zu bereiten.

Eine Pause folgte — die Beherrschung ihres leidenschaftlichen Gemüthes wurde der stolzen Frau zu schwer, um augenblicklich eine andere, scheinbar gleichgiltigere Stimmung sich aneignen zu können. Agdolo schien Nichts davon zu bemerken, er spielte mit den weißen Federn seines Hutes, den er abgenommen, und sagte dann:

„Wir dürfen uns ganz und gar nicht verwundern, wenn unsre Partei immer das Unglück hat, in Nachtheil zu gerathen. Die durchlauchtige Frau Churfürstin stürzt uns aus einer Verlegenheit in die andere. Hewald entdeckte mir, daß sie in Rom ihren kostbaren Brillantenschmuck an einen schäbigen Hund von Juden abermals verpfändet habe. Diese brillantene Thorheit wird ihr hier keine Rosen tragen; des Herrn Sohnes Sparsamkeit

dürfte der gnädigsten Mama Witwe den Possen spielen, diesmal kein Ohr für irgend eine Bitte um Hilfe zu haben."

„Ach, wie schlimm ist es, in solcher Abhängigkeit leben zu müssen!" rief die Rutowska. „Wie ist da zu helfen?"

Agdolo zuckte die Achseln.

„Wer kann es jetzt sagen?" entgegnete er. „Immerhin bleibt es eine Demüthigung, welche durch Nichts abzuwenden sein wird. Das eben giebt uns den Rest. Wir mögen zehn oder hundert Köpfe haben, man wird stets das Mittel finden, uns im Schach zu halten, einen Kopf nach dem andern uns zu nehmen, bis wir zuletzt kopflos geworden sind. Ich wette, Gersdorf's Anspielung auf die Frau Churfürstin geschah nicht von ohngefähr, man weiß hier bereits von ihrer Selbsthilfe in Rom."

„Sicher, sicher!" rief die Gräfin. „Darum ward er so unerwartet vom Churfürsten hierher gerufen, jetzt weiß ich Alles. Ein Elender hat sich das Verdienst erworben, getreuer Spion zu sein, und diese der durchlauchtigen Frau so feindselig gesinnte Clique wird nicht ermangeln, ihr Demüthigungen aller Art zu bereiten."

„Ich fürchte das," stimmte Agdolo bei. „Und wenn man auch zuletzt hilft, was doch der Ehre wegen geschehen muß, so wird es nur unter Concessionen geschehen, welche der durchlauchtigen Frau eben nicht angenehm sein werden. Aber gehen wir, meine Gnädige, sondiren wir das Terrain. Es sind nicht Alle so klug geboren, um die Pierrotsmaske tragen zu können — und dies ist ein Glück für die Gescheidten."

Die Gräfin ließ sich, wie es schien, willenlos von ihm geleiten; sie verharrte im tiefsten Schweigen, den Blick zu Boden gesenkt.

Plötzlich blieb sie stehen; sie ergriff Agdolo's Arm mit einem Grade von Heftigkeit, der diesen um so mehr erschreckte, als die Züge ihres Gesichts eine Spannung wiesen, welche sie starr, bewegungslos erscheinen ließen, wie das Antlitz einer steinernen Statue, das unverändert den Ausdruck behält, den des Künstlers Phantasie ihm verliehen.

„Welch' ein Gedanke!“ sagte sie nach einer Weile.

„Was meinst Du, Franziska?“

„Dein Feind, der meinige, der Churfürstin, unser Aller Feind könnte dadurch zum Tode getroffen werden; aber es gehört Klugheit dazu — Klugheit, und ein dichter Schleier des Geheimnisses.“

„Du bist außer Dir — wovon sprichst Du?“

In der That schien ein ungewöhnlicher Geist über die Rutowska gekommen zu sein. Ihre hohe Gestalt wuchs scheinbar unter der Gewalt der Idee, von der sie jetzt beseelt war, ihre Augen erschienen vergrößert und leuchteten wie Feuer. Der Eindruck des sie plötzlich überraschenden Gedankens, dem sie jetzt ausschließlich angehörte, war so übermächtig, daß Agdolo mit Erstaunen bemerkte, wie ein leises, fieberähnliches Zittern ihren Körper durchbebte.

„Wenn es uns gelänge, Beweise herbeizuschaffen, daß der Churfürst nicht der Sohn seiner Mutter sei?!“

Das heimliche Geflüster, zu dem die Stimme der Gräfin herabgesunken war und das den Stempel des wichtigsten Geheimnisses trug, verstärkte den Eindruck des Außerordentlichen, den eine solche und für jetzt nur angedeutete ungewöhnliche Idee auf Agdolo machen mußte, obwohl sein Genie zur Intrigue sonst nicht so leicht vor etwas nicht Alltäglichem sich zu scheuen pflegte. Er schien für den Moment außer Stande zu sein, seinem Erstaunen Worte zu geben.

„Ist Dir der Gedanke zu groß, Deinen Witz und Scharfsinn einmal an etwas Rechtes zu wagen?“ frug die Gräfin mit dem Anklange von Verächtlichkeit, indem sie sich von ihm abwendete. — „Geh', ich weiß genug uud bin um eine Enttäuschung reicher als vorhin. Ich glaubte Dich für Größeres geschaffen, als — Dein Spiel mit der lächerlichen Eitelkeit einer Närrin von Landmädchen zu treiben.“

Der Zorn hatte die Rutowska ihre Politik vergessen lassen, und das unwillkürlich ihren Lippen entflohene Bekenntniß, daß sie um seine Liebe zu Agathen wisse, glich in Bezug auf Agdolo einem plötzlich ihn überströmenden Sturzbade. Es war indeß der Boden, auf dem er sich mit gewandter Sicherheit zu bewegen verstand.

„Meine Gnädige,“ sagte er, seiner heitern Frivolität schnell wieder anheim fallend, „ich könnte den Beweis führen, daß die Erbsünde zwar auf Alle übergegangen, aber immerhin eine sehr ungleiche Vertheilung gefunden, näm-

lich auf den Einen mehr als auf den Andern gekommen ist. Ich rechnete dies Kapitel stets zur **Chronique scandaleuse**, zu welcher wir Beide so allerliebste Pröbchen geliefert haben. Wünschen Ihro Gnaden vielleicht eine nähere Erörterung darüber unter vier Augen?"

„Weder unter vier, noch unter hundert Augen," antwortete die Gräfin rasch — „ich kenne hinlänglich Ihre Stärke in der Kunst, allerliebste Skizzen aus dem Geheimleben der höheren Kreise zu entwerfen."

„Ganz nach Ihro Gnaden Befehl," entgegnete Agdolo lachend; „es geht Nichts über ein zärtliches Einverständniß zwischen zwei vom Himmel an einander gewiesenen Seelen."

Wenige Minuten später wandelten Beide in leisem Gespräche weiter durch die verschlungenen Pfade der Inselterrasse. Diese heimlich geführte Unterredung ward die Mutter eines Projektes, dessen Folgen erst später in's Leben traten und nicht nur den Thron, sondern auch viele Personen der verschiedensten Kreise berührten.

Als Beide in den Pavillon zurückkehrten, wo sich die Gesellschaft, da die Promenirenden sich zum größten Theile wieder eingefunden, ansehnlich vermehrt und sich in einzelnen Gruppen zusammengesellt hatte, trat Graf von Sacken und sein Amtscollege, der Freiherr v. Ende, der Letztere eine große, corpulente Gestalt, der man das gedeihlichste Phlegma ansah, auf Beide zu und Sacken sagte halblaut zur Rutowska:

„Es ist Etwas im Werke, was man vor uns verheimlichen will. Seine churfürstliche Durchlaucht haben vor wenig Minuten Ihren Vertrauten, Herrn von Gersdorf, zu sich rufen lassen. Man könnte sagen, es sei schlimm, daß ein Minister erst erwarten muß, ob ein Vertrauter ihn zum Vertrauten zu machen geruhen werde.“

„Ich bedaure Ew. Excellenz,“ antwortete die Gräfin, „und erlaube mir, Sie an Ihre eigene Ueberzeugung zu erinnern, daß eine starke Quantität Zähigkeit dazu gehört, Das zu ertragen, was uns kränkt. Ew. Excellenz haben durch jahrelange Uebung gewiß eine zu große Fertigkeit in dieser ersten Tugend eines Staatsmannes sich erworben, um sie jetzt aufzugeben.“

Der Minister verbeugte sich höflich und die Rutowska schritt mit bedeutungsvollem Blicke an ihm vorüber zu ihrer Freundin, der Gräfin von der Lausitz.

Der Parteiung zufolge, die, wie bereits erwähnt, am Dresdener Hofe sich bedeutend gerirte, hatte allerdings die ganz unerwartete Ankunft des Generals von Gersdorf in Zabeltitz, welcher vom jungen Churfürsten mit besonderem Vertrauen ausgezeichnet wurde, kein geringes Aufsehen gemacht, das freilich, wie es bei so vorzüglich abgeschliffenen Hofleuten auch nicht anders sein konnte, unter der Maske froher Ueberraschung sich barg. Manche seiner Gegner hatten schon im Stillen dem Gedanken Raum gegeben, daß eben die unvermuthete Zurücklassung Gersdorfs in Dresden Zeichen einer allmähligen Abnahme der ihm bisher ge-

wordenen churfürstlichen Gunst sein dürfte, und die Hoffnung, der Gegenpartei einen solchen Charakter, wie Gersdorf war, sonach entrissen zu sehen, belebte alle Die, welche diesen Gedanken hegten, mit nicht geringer Heiterkeit, welche indeß eben so schnell verflog, als sie entstanden war. Gersdorf, wenn auch den Jahren nach unter die Leute aus der alten guten Zeit zu rechnen, d. h. unter Jene, die sich unter des ränkevollen Brühl Regierung sehr wohl befanden, war, seinem biedern Charakter nach, ganz ein Mann nach dem Herzen des jungen Monarchen. Gleich diesem erkannte er die Krebsschäden, die so unendlichen Nachtheil über Land und Volk gebracht, und wie die schändlichste Bereicherungssucht, der himmelschreiendste Eigennutz an Sachsens Marke saugte. Wie der junge Churfürst für den größten Monarchen seiner Zeit, für den großen Friedrich von Preußen, eine wahrhafte Hochachtung hegte und dessen weisem Beispiele in so vielen Beziehungen hinsichtlich staatlicher Einrichtungen nachfolgte, so schätzte auch Gersdorf den Preußenkönig als ein wahrhaftes Muster königlicher Tugenden, und man wußte am österreich'schen Hofe sehr genau, wer die Männer waren, welche den Churfürsten von Sachsen in seiner Hinneigung zu Preußen bestärkten. Der österreich'sche Einfluß, der in den 1750'ger Jahren unter des bestechlichen, geldhungrigen Brühl Regierung so ausschließlich am Dresdener Hofe vorgewaltet und, in Verbindung mit der traurigen Bigotterie der Gemahlin Augusts, den Brand heraufbeschworen hatte, welcher Sach-

sens blühenden Wohlstand fast gänzlich verzehrte, sah sich allmählig zurückgedrängt und es blieb ihm Nichts übrig, sich die machtlosen Großen am chursächsischen Hofe zu Freunden zu erhalten und diese sich so verbindlich zu machen, bis vielleicht — was aber in Betracht der Charakterfestigkeit Friedrich Augusts nicht so bald zu erwarten war — eine günstige Wendung der Dinge eintrat, welche Oesterreich in Sachsen wieder en vogue bringen konnte.

Von österreich'scher Seite hatte man keins der vielen Mittel verschmäht, welche man sonst mit Hoffnung auf guten Erfolg, den sächsischen Regenten Sympathieen für das Kaiserhaus und dessen offene wie geheime Bestrebungen einzuflößen, angewendet; indeß der helle Geist Friedrich Augusts, der aus der Geschichte der vergangenen Zeit zu viel Erfahrungen schöpfte, um sich so leicht dieser oder jener glänzenden Ueberredungsgabe gefangen zu geben, machte alle diese Mittel, unter denen das „religiöser Einwirkung" nicht fehlte, unfruchtbar. Und dieser Schilderung zufolge war die Partei der Churfürstin Witwe auch zugleich als die österreich'sche am Dresdener Hofe zu betrachten. Sie zählte fast die meisten alten Adelsfamilien Sachsens zu sich und zugleich jenen neugebackenen Adel, dessen Stammväter entweder aus der Bedientenstube oder aus den jeweiligen zärtlichen Neigungen der vorherigen sächsischen Fürsten hervorgegangen waren. Darum hoffte auch diese Partei, deren Erinnerungen in dem glänzenden Ehemals wurzelten, auf einen durch glückliche Umstände

hervorgerufenen Sieg über das jetzige Regiment, das ihr so wenig behagte. Sie hatte die Beruhigung, Männer, wie Sacken und Ende, trotz aller Gegenmachinationen, an ihrer Spitze oder — um sich des beispielsweisen Ausdrucks zu bedienen, „mitten im feindlichen Lager zu haben,“ was doch immer ein Hemmschuh für die Handlungen der Gegenpartei bleiben mußte.

Gräfin Rutowska hatte die Ursache der so schnellen Herberufung Gersdorfs richtig aufgefunden, indem sie die Ueberzeugung aussprach, daß die von der Churfürstin Witwe in Rom geschehene Verpfändung ihres kostbaren Brillantenschmuckes Anlaß derselben sei. Diese Nachricht war in der That dem Churfürsten zu Theil geworden und gehörte zu jenen unangenehmen Ueberraschungen, die den Stachel der Entrüstung und des bittern Verdrusses länger im Herzen zurücklassen, als es gut ist. Der Churfürst schritt, die Hände auf den Rücken gelegt, unmuthig im Zimmer auf und ab, während der Kämmerer und wirkliche Geheimerath Graf Camillo Marcolini am Pfeiler des mit köstlichen Sculpturen bedeckten Marmorkamins lehnte und einen Stoß Bücher mit englischen Kupferwerken, der vor ihm auf dem Tische lag, der Durchsicht unterwarf. Es herrschte eine lange Pause zwischen Beiden; das Geräusch des etwas schlürfenden Schrittes des Churfürsten füllte allein dieselbe aus. Der junge Regent ließ in diesem Nachdenken nicht erfreulicher Art sich gänzlich gehen, das heißt, er legte seiner äußern Erscheinung keinen Zwang an. Seine große

Figur, in jenen Jahren noch schlank und kräftig — er zählte kaum 25 Lebensjahre — wies sich, ohne gebeugt zu erscheinen, stark nach vorn geneigt. Theils entsprang diese Körperrichtung, die besonders in seinem höheren Alter sehr bemerkbar hervortrat, einer Gewohnheit, der er sich in zarter Kindheit hingegeben, ohne von Jemandem darauf aufmerksam gemacht worden zu sein, theils auch — und dieser Grund dürfte der überwiegendere sein — einer gewissen Schwäche oder auch Schwere in den Füßen, von welcher auch seine Brüder nicht befreit waren. Dieser Umstand mochte in seinem Knabenalter, wo er so schwächlich und leidend gewesen, vorzüglich darauf hingewirkt haben, seinem Gange jene schiebende Richtung und seinem Schritte das Schlürfen zur Gewohnheit zu machen. Sein Aussehen trug das Gepräge der Gesundheit, die Jugend verlieh seinem Antlitz ein frisches, wenn auch nur schwaches Roth der Wangen, was vollkommen mit dem Ernste übereinstimmte, der als der stärkste Grundton seines Wesens seine Züge ausschließlich beherrschte.

Es war dies aber für gewöhnlich kein solcher abschreckender Ernst, wie wir ihn zuweilen bei Männern erblicken, welche entweder durch körperliche Leiden, durch tiefen Kummer oder auch durch schwere, anhaltende Studien der Freude entfremdet sind. Im Gegentheil mischte sich der Ausdruck der Milde in diesen Ernst, wie überhaupt seine Züge den Charakter eines ruhigen Denkers trugen, dessen

Geist und Herz von Wohlwollen und einer sanften, aus dem Innern kommenden Freundlichkeit erfüllt sind.

Die freie, breite Stirn, obwohl auf ihr jetzt der Schatten des Unmuthes ruhte, deutete in ihrer hohen Wölbung auf Klarheit der Gedanken, und in dem Spiegel der graublauen Augen lag der Ausdruck eines Herzens, das sich durch rechtliches Thun so besonders auszeichnete und sich die allgemeine Liebe des Volkes erworben hatte. Die etwas gebogene Nase gab, im Profil betrachtet, seinem Antlitz den scharfen Schnitt einer südländischen Physiognomie, bei deren Anblick man unwillkürlich an die großen Charaktere der Vorzeit erinnert wird, welche sich durch hervorragende ungewöhnliche Eigenschaften des Geistes in der Geschichte Denkmäler unvergänglichen Ruhmes erwarben.

Das Haar zurückgekräuselt und mit Puder überstreuet, erhöhte durch den weißen Schein die Reinheit des fürstlichen Antlitzes und verlieh demselben, trotz der Jugendlichkeit, den Anflug des Ehrwürdigen. Für jetzt trug er die Uniform eines Offiziers des adeligen Cadettencorps, nämlich einen rothen Uniformfrack mit weißem Kragen, dergleichen Aufschläge, Rabatten und Weste. Auf den Rabatten wiesen sich kleine silberne Schleifen, Aufschläge und Taschen waren dagegen gestickt. Weiße, eng anliegende, kurze Beinkleider, an den Knieen durch Silberschnallen befestigt, seidene Strümpfe und Schuhe mit Schnallen vervollständigten das untere Costüm. Ein Degen hing an seiner Seite. Weder Ordensband noch sonst

eine Auszeichnung schmückte seine Uniform. Nach den zwei silbernen Epauletten hätte man ihn für einen Offizier des Cadettencorps halten können, wenn nicht ein paar kleine Abweichungen, die er sich gestattete (zum Beispiel, statt der schwarzseidenen Halsbinde ein weißes Halstuch zu tragen), als eine Ordonnanzwidrigkeit, auf den Gedanken geleitet hätte, daß Derjenige, der sich selber von solcher streng vorgeschriebenen Regel zu entbinden wagte, doch über dem Offiziersrang erhaben sein müsse. Außer diesem Verstoß gegen militairische Costümordnung war noch einer an ihm zu entdecken; er trug nämlich das Haar nicht in einen Zopf gewickelt, sondern in einem kleinen schmucken Haarbeutel eingebunden.

Marcolini's Aeußere zeigte sich dagegen weit pomphafter, wie überhaupt seine Gestalt mehr gedrungen sich darstellte. Sein Costüm bestand in dem reich gestickten rothen Hofkleide der Kammerherren, das dem vollen, kräftigen Manne, der jetzt ungefähr 36 Lebensjahre zählte, ungemein gut ließ. Wenn wir die Einfachheit in der Halsbekleidung des jungen Churfürsten eine fast puritanische nennen müssen, so stellte Graf Camillo Marcolini nicht nur in seiner gesammten Costümirung, sondern vorzüglich in der Art und Weise, wie er das Halstuch zu tragen pflegte, einen vollkommenen Gegensatz zu derselben auf und konnte wohl als ein wichtiger Theil des Gesammtausdruckes seiner Neigungen in seiner äußern Erscheinung betrachtet werden.

Das feine, blüthenweiße Battisttuch mit köstlicher Pariser Stickerei lose und doch zierlich um den Hals geschlungen, daß die Zipfel breit und lang über das Chemisette fielen, erinnerte an die Zeiten der lustigen Cavaliere, die damals bereits vorüber, nur noch in einigen leisen Nachklängen zu finden waren.

In der That war Marcolini ein solcher Cavalier. Der Lebensgenuß mit allem zum Comfort Erforderlichen, wie ihn ein reicher und in seinen Neigungen und Geschmacksrichtungen so fein wählerischer Mann, als er, sich nur verschaffen konnte, fand seinen Ausdruck in der noblen Nachlässigkeit seiner Haltung, die in Momenten der Ruhe fast bewegungslos erschien. In solchen Augenblicken glich sein gesundes Antlitz einer Tafel, mit köstlichen Speisen besetzt, es war einladend zum Mitgenuß der großen, aus der vollständigen Befriedigung seiner Wünsche hervorgegangenen Ruhe — eine wahrhaft philosophische Heiterkeit breitete sich über seine angenehmen Züge.

Die Natur hatte ihm eine stattliche Figur gegeben und so bot er, wie es bei solch' natürlichen Anlagen und sorgsamer Erziehung auch nicht anders sein konnte, das Bild eines Mannes von trefflichster Repräsentation, der durch das Bewußtsein, einen regierenden Fürsten zum zärtlichsten Freunde zu haben, gehoben, in den hohen Regionen am sächsischen Hofe sowohl, als an den Höfen des Auslandes die vollste Aufmerksamkeit für sich in Anspruch zu nehmen verstand.

Der Churfürst schien Rücksicht darauf zu nehmen, daß sein Freund die Kupfer betrachtete, wenigstens unterbrach er ihn in dieser Beschäftigung nicht, obgleich er einige Male seinen raschen Schritt eingehalten und auf ihn den Blick gerichtet hatte, als wolle er mit ihm sprechen.

Als Marcolini das Buch zumachte und auf den Tisch hinschob, ohne indeß dabei seine Stellung zu verändern, blieb der Churfürst stehen und sagte mit einem leisen Anflug von Ironie:

„Ich wünsche jedem Regenten einen Freund wie Dich, Camillo — wenigstens dürften dann alle Befehle den Stempel ruhiger Ueberlegung tragen. Für mich ist Deine Ruhe ein unschätzbares Gegengewicht.“

„Dann habe ich doppelte Ursache, zufrieden zu sein,“ antwortete Marcolini lächelnd. „Gegenvorstellungen wären bei Deinem Aufbrausen ein schlechtes Beruhigungsmittel, ich kenne Dich — darum versuche ich ein anderes, ich schweige.“

„Ja, Du schweigst, Camillo, und giebst meinem Aerger Zeit, sich zu besänftigen. Du hast Recht, ich fühle das selber; aber wir sind nicht Alle Eines Schlages.“

„Es würde ein Unglück für die Welt sein, wäre dies der Fall.“

„Ja... ja!“ — Mit dieser Beistimmung schritt der Churfürst abermals durch das Zimmer und blieb dann zurückkehrend bei Marcolini stehen, die Frage an diesen richtend:

„Der Verschwendung meiner gnädigsten Frau Mutter müssen Schranken gesetzt werden, aber wie?“

„Das Nächste wird sein, den verpfändeten Schmuck einzulösen,“ antwortete Marcolini trocken.

Eine düstre Zornwelle überstreifte des Churfürsten Antlitz.

„Dann dürfte sich dieselbe Farce bald wiederholen,“ rief er. „Wie? kann Jemand verlangen, daß ich die Pflichten gegen mein Volk aufgeben, vergessen soll, um der thörigten Prachtliebe und unbesonnenen Freigebigkeit meiner Mutter zu fröhnen? Habe ich nicht ihre Witwenrente freiwillig verdoppelt? Mein Herz empört sich bei dem Gedanken, in Zwietracht mit der leben zu müssen, die mich gebar und doch — doch werde ich dazu gezwungen. Ach, Camillo, es ruht ein Fluch auf der vergangenen Zeit, wo die Fürsten vergaßen, daß sie der Völker wegen da sind, nicht die Völker ihretwegen. Ich will dieses Fluches mich nicht theilhaft machen.“

„Das sind schwarze Phantasiebilder, Friedrich — wirf sie von Dir, sie taugen nichts. Deine Ahnungen von großen Ereignissen sind nichts als Geburten einer zu großen Strenge in Deinen Ansichten über unsere Zeit, sie werden sich nie erfüllen.“

Der Churfürst ließ eine Weile verstreichen, ehe er darauf antwortete.

Die Hand auf Camillo's Schulter legend, sprach er dann mit tiefem Ernste: „Die Schrift sagt: der Eltern

Sünde soll bis in's vierte Glied an der Nachkommenschaft gerächt werden. Mein Freund, die Schrift lügt nicht, denn sie hat die Weisheit zum Verfasser — ich glaube an sie fest und unerschütterlich. Schaue nach Frankreich, dort lastet ein Wetter, das dem Ausbruche vielleicht näher ist, als man glaubt. Wer sind die, die dies Wetter heraufbeschworen? Frankreichs Regenten. Sie haben Alles gethan, um Fluch zu ernten, Unehre, Schande und Spott über den Thron zu bringen — das kann nicht ausbleiben. Gedenke des entsetzlichen Endes des funfzehnten Ludwig. Mit Abscheu wendet sich der Mensch von ihm ab. Gedenke der Regierung seiner Vorfahren — Sünde und Verbrechen bezeichnen ihre Jahre, sie haben gefrevelt vor Gott und den Menschen, sie haben ihr Volk gewöhnt, sie zu verachten. Das, Camillo, das ist der Fluch, der sich an ihrem Geschlechte erfüllen wird und muß, denn es gibt einen vergeltenden Gott, dessen starke Hand die großen Reiche des Ostens zerschlug. Dieser Gott lebt heute noch wie damals, derselbe gewaltige Herr der Herren, vor dem Himmel und Erde in Nichts zerfallen."

Es gehörte zur vorherrschenden Eigenthümlichkeit des jungen Churfürsten, die tiefe Religiosität, die seines Charakters Fundament war, auch zuweilen in seinen Unterhaltungen durchschimmern zu lassen. Er fühlte sich wohl dabei, den ernsten und großen Bildern, welche die Weltgeschichte als Denkmale längstvergangener Jahrtausende für die Nachkommen späterer Zeit aufbewahrt, die religiöse

Deutung zu geben, in der sein Herz sie erkannte und auffaßte. Diese Eigenthümlichkeit wurzelte zu tief in seinem innersten Wesen, als daß er sie hätte verläugnen können und in solchen Augenblicken der Anregung seines tiefsten Gefühls breitete sich ein milder, sanfter Ernst über sein Gesicht, es nahm den Ausdruck der Ehrwürdigkeit an, die seine Jugend vergessen ließ.

Marcolini kannte diese Eigenthümlichkeit seines fürstlichen Freundes zu genau, um durch irgend ein Wort der Entgegnung ihn in dieser Stimmung zu stören, er hörte ihm mit jener ruhigen Aufmerksamkeit zu, wie wir sie von jungen, unerfahrenen Leuten einem verehrten greisen Lehrer widmen sehen, obwohl hier das Altersverhältniß ein gänzlich entgegengesetztes war.

Wie immer bei solchen Anlässen, die den jungen Regenten auf das Gebiet religiöser Deutung führten, geschah es, daß er sich dann dem Blicke auf die Vergangenheit und Gegenwart des sächsischen Landes hingab, ein Kapitel, das ihn ganz besonders in Anspruch nahm, weil es mit seiner Neigung, das Glück und den Wohlstand des ihm anvertrauten Volkes nach Kräften zu befördern, unmittelbar zusammenhing.

„Ach, mein Freund," sagte er — „es ist viel gesündigt worden an meinem Vaterlande, viel, sehr viel, und es ist daher meine Lebensaufgabe, die schweren Wunden zu heilen, welche die Thorheit und der Uebermuth, die schändlichste Habsucht und der Verrath in allen Gestalten dem-

selben schlug. Nur zu Dir kann ich das sagen, Camillo, weil Deine Brust ein Grab ist, aus dem meine Worte nicht zurückkehren; kein andrer Mensch darf erfahren, daß ich mit Trauer auf die Zeiten meines Groß- und Urgroßvaters blicke, wo Verbrechen und Sünde an dem Heiligsten eines Fürsten, an der Gerechtigkeit gegen sein Volk an der Tagesordnung waren, wo die Tage von Sodom zurückgekehrt schienen, der chursächsische Hof eher einem asiatischen Serail als einer christlichen Hofhaltung glich. Da ist viel Sünde geschehen an dem Rechte und der Tugend, von welchen Beiden der Fürst ein Muster sein soll. Jetzt noch, wo diese schlimme Vergangenheit scheinbar in's Grab gesunken, sind ihre Nachwehen noch empfindlich genug — ja, eine dieser letzten Zuckungen greift unmittelbar an mein Herz. Es ist die thörigte Verschwendung meiner Mutter und ihre Abneigung gegen mich, weil ich ein Andrer bin, als mit ihren Neigungen übereinstimmt. Glaube mir, Camillo, sie hat mich nie geliebt, ich habe das stets empfunden und deshalb fühle ich es auch um so mehr, daß es ihr Vergnügen macht zu wissen, sie habe eine Partei am Hofe, die hinter dem Schilde der Unterthänigkeit sich bemüht, meine Anordnungen und Befehle zu schwächen, zu durchkreuzen. Ihre Rathgeber suchen Alles hervor, was dazu beitragen kann, mich in den Augen der Welt zum Absalom zu machen.

„Eben deshalb mußt Du handeln, Friedrich,“ entgegnete Marcolini mit Ruhe. „Bisher gabst Du nach,

wende das Blatt um, und die Schlange verliert den Kopf.“

So energisch und fest auch in allen andern Dingen der junge Churfürst sich zeigte, so schien doch die Nothwendigkeit, seiner Mutter gegenüber hart sein zu müssen, einen schweren Kampf in ihm hervorzurufen. Er schwieg und ging langsam im Zimmer auf und nieder.

Der General Gersdorf wurde gemeldet.

Dasselbe Thema war der Stoff des Gesprächs unter den Dreien. Wenn auch Gersdorf nicht eines so engen zärtlichen Vertrauens sich rühmen konnte, als Graf Marcolini von Seiten des Churfürsten gewürdigt wurde, so galt er doch bei demselben als ein rechtschaffener Mann und diese Eigenschaft war hinreichend, ihn zu einem bevorzugten Lieblinge Friedrich Augusts zu machen.

Es dürfte vielleicht des Verständnisses wegen jetzt am Orte sein, über die triste Angelegenheit, welche den Churfürsten so sehr beschäftigte, eine kurze Auseinandersetzung hier einfließen zu lassen.

Die Churfürstin Witwe hatte von ihrem Gemahle Friedrich Christian außer einem Brillantschmuck von bedeut ndem Werthe die baare Summe von einer halben Million Thaler geerbt. Das Jahrgeld, welches sie als Witwe des Landesherrn aus der sächsischen Staatscasse bezog, betrug 60,000 Thaler und wurde durch ihren Sohn bei dessen Regierungsantritt auf 130,000 Thaler erhöht. Indeß, die churfürstliche Witwe befand sich bald, da sie

keine Schranke in Freigebigkeit und Prachtliebe kannte, in argem Geldmangel, die halbe Million war aufgezehrt und die Noth zwang sie, ihren kostbaren Schmuck gegen hohe Zinsen in Genua zu versetzen, um nur in Etwas ihre ungestüm drängenden Gläubiger zu befriedigen. In dieser traurigen Lage wendete sie sich an ihren Sohn, den Churfürsten, und empfing von ihm die nöthige Summe zur Auslösung des Schmuckes. Er wurde ausgelös't, um bald darauf von ihr auf's Neue in Rom versetzt zu werden. Die Noth drängte die Churfürstin Witwe, nach Sachsen zurückzukehren, wollte sie sich nicht gänzlich von allen Geldmitteln entblößt sehen.

Die Kunde von dieser neuen Thorheit war ihrer bald zu erwartenden Ankunft vorausgeeilt und der Anlaß zu dem Aergerniß geworden, das, wie wir eben geschildert, den Churfürsten so unangenehm berührte und den Rath seiner Vertrauten nöthig machte.

Auch Gersdorf war derselben Ansicht wie Marcolini, daß der Churfürst sich gegen seine Mutter, um künftigen Unannehmlichkeiten der Art vorzubeugen, diesmal hart und unerbittlich zeigen müsse.

„Es ist mir lieb, daß Ew. Durchlaucht meine bereits früher ausgesprochene Meinung in dieser Angelegenheit als keine isolirte zu betrachten haben,“ sprach Marcolini, der in Gegenwart eines Dritten nie das vertrauliche Du gegen den Churfürsten gebrauchte. „General Gersdorf scheidet hier wie ich die Person von der Sache.“

„Sie haben Recht, Marcolini, ich fühle die Nothwendigkeit dieser Handlungsweise, obwohl mich ein bittres, schmerzliches Gefühl bei dem Gedanken ergreift, meiner Mutter feindlich gegenüber stehen zu sollen. Aber es muß sein — es muß sein. Das ist die Aufgabe der Fürsten, allen Verpflichtungen, die ihnen der Himmel auferlegt, gerecht zu werden.“

Wie sehr ihn das Bewußtsein aufregte, in einen Kampf mit der Neigung seines Herzens zu kommen, denn sein religiöser Sinn ließ keiner unkindlichen Feindseligkeit gegen seine Mutter, obschon er von dieser wußte, daß sie eben nicht zärtlich für ihn gestimmt sei, Raum in seinem Herzen, bewies sich in einem längeren schweigenden Auf- und Niedergehen, in den tiefen Athemzügen, in dem sorgenvollen, ernsten Ausdrucke seines Antlitzes.

Die Besprechung dauerte noch eine längere Zeit. Herr von Gersdorf ließ nicht undeutlich mit einfließen, daß eine strenge Handlungsweise gegen die Churfürstin Witwe nicht ohne wesentlichen Eindruck auf ihre Anhänger sein werde, was jedenfalls von dem größten Nutzen sein dürfte, in Bezug auf die Parteiung, welche auswärtigen Höfen einen Vorschub gewähre, hier am Hofe sich unter der Hand Freunde zu erwerben.

Marcolini, der an dem Schweigen des Churfürsten bemerkte, daß derselbe blos Zuhörer, aber nicht Theilnehmer dieses Gesprächs zu sein wünschte, führte also den Faden der so eingeleiteten Unterhaltung fort und ein Frem-

der, der die gegenseitigen Verhältnisse dieser Dreie nicht gekannt hätte, würde jedenfalls zu dem Gedanken geleitet worden sein, der Gegenstand der Unterhaltung zwischen Marcolini und Gersdorf sei ganz ohne Interesse für den langsam auf- und abwandelnden Monarchen.

Es war dies eine ganz eigenthümliche Maxime, Dinge zu des Regenten Ohr zu bringen, die, ihm persönlich gesagt, stark den Stempel der Spionerie getragen haben würden, so aber nur als in einer vertraulichen Besprechung zwischen zwei von gleichem Interesse beseelten Männern eingewebte Notizen galten.

Gersdorf theilte Marcolini mit, wie seit einiger Zeit der östreichische Gesandte, Baron von Knebel, es sich recht sehr angelegen sein lasse, anerkannte Anhänger der Churfürstin Witwe bei sich zu sehen, vorzüglich bemerke man die Gräfin Rutowska und den Marchese Agdolo daselbst sehr oft und nach der täglich mehr hervortretenden Spannung und Disharmonie zwischen dem östreichischen und chursächsischen Hofe könne man mit Wahrscheinlichkeit behaupten, solches geschähe nicht ohne Absicht, um die Spaltung, die bereits hier obwalte, zu nähren und so gelegentlich festen Fuß auf hiesigem Terrain zu gewinnen, den preußischen Einfluß entweder ganz daraus zu verdrängen oder doch wenigstens zu paralysiren.

Der Churfürst blieb plötzlich stehen, er fühlte sich durch diese Bemerkung Gersdorfs zu stark angeregt, um seine Meinung zurückzuhalten, so selten es auch vorkam,

daß er bei solchen Gelegenheiten aus der Situation eines Zuhörers in die eines Theilnehmers überzugehen pflegte.

„Oestreich wünscht, wie es scheint, jene Zeit zurück, wo es seinen Einfluß zu dem allein geltenden an meines höchstseligen Großvaters Hofe zu machen gewußt hatte," hob er an. „Damals war eine Zeit grober Täuschungen, schändlicher Habsucht, niederträchtigen Verrathes — jede Spekulation gelang, weil die Unehre überall eine Pforte zur Einkehr fand. Zu Gott hoffe ich, daß er mir Stärke genug verleihen wird, nie an meinem Hofe solche Umtriebe dulden zu müssen. Der Segen des östreichisch-sächsischen Bündnisses ist leider noch in den Nachwehen der traurigen Kriegsspuren übrig, die beim besten Willen noch nicht verwischt werden konnten und zu deren Verschwinden es vieler Jahre der Ruhe bedarf. Ich will meine Selbstständigkeit nicht den Wünschen des Ehrgeizes eines jungen Monarchen opfern, der sich bei seinem Thun nur ein Ziel, das „zu herrschen," vorsetzt. Sachsens Wohl erfordert gebieterisch treue Freundschaft mit Preußen, es ist dies ein geistiges Bedürfniß sowohl, als ein Gebot der materiellen Interessen des Landes. Wie Friedrich von Preußen wünsche auch ich zu Deutschlands Heile Frieden — in Wien jedoch vergißt man diese Nothwendigkeit, man liebt Deutschland nicht, man liebt nur das deutsche Kaiserreich. Und deshalb finden dort alle Köpfe, die voll Bereicherungspläne sind, ein sehr behagliches Asyl, um eine Propaganda gegen Deutschland zu schaffen und ihre Apostel zur Aussaat des

Unfriedens auszusenden. Ein trauriges Zeichen für diese Art Bestrebungen ist es indeß, daß man Abenteurer wie diesen Agdolo zu gewinnen sucht; in solchen Acquisitionen charakterisirt sich die Unehre solcher Pläne. Feilheit und Schande gehen Hand in Hand, man muß sie verachten und ausrotten."

Des Churfürsten Antlitz wies sich von einem höheren Roth überflogen, es war der Ausdruck seiner innersten Ueberzeugung gewesen, dem er Worte geliehen, sie trugen das Gepräge seiner politischen Handlungsweise. Er hatte mit scharfem Blick erkannt, wie die östreichisch-sächsische Allianz kein Segen für Sachsen seit dem dreißigjährigen Kriege gewesen, im Gegentheil viele Opfer demselben gekostet habe und diese Erkenntniß leitete ihn dahin, seine Unabhängigkeit den östreichischen Bestrebungen gegenüber zu behaupten. Des großen Friedrichs hoher Geist zog ihn, den selbst geistig Befähigten, um so mehr an, als er in dessen weiser Staatsregierung ein Muster fand, dem jeder Fürst hätte nacheifern sollen. Der gegenseitige geistig hohe Standpunkt Beider führte zu einer hochachtungsvollen Freundschaft zwischen ihnen, welche natürlich in Oestreichs Augen ein Dorn sein mußte, den man zu beseitigen wünschte.

Mit einer leichten Kopfneigung hatte der Churfürst seine Vertrauten verlassen. Wie er gewöhnlich zu thun pflegte, wenn er eine Aufwallung seines Herzens beschwichtigen wollte, um der Leidenschaftlichkeit jede Uebermacht

zu entziehen und sich den freien ruhigen Blick des Denkers zu wahren, suchte er entweder das Freie oder er begab sich zu seinem Herbarium, wo die stille Anschauung dieses ausgewählten Pflanzenschatzes ihn bald allen Zorn und Verdruß vergessen ließ; zuweilen auch suchte er am Piano, das er meisterhaft spielte, sich den Unannehmlichkeiten zu entwinden, die seinen klaren Geist trübten.

Für jetzt begab er sich in den Garten, die Lakaien zurückweisend, welche ihn begleiten wollten.

Es war so still in den Gängen, der leise Lufthauch säuselte in den Blättern der reichen Baumwelt. Diese Ruhe that ihm unendlich wohl und die Aufwallung verschwand bei jedem Schritte mehr. Für Denker ist Stille ein Bedürfniß; da entfaltet der Geist seine Schwingen, der Gedanke erhebt sich auf der lichten Stufenleiter, die unsichtbar das Unendliche in allen Regionen verbindet. Dieses Aufsteigen und Entfalten der Gedanken ist die geistige Himmelfahrt des Staubgebornen, es ist eine der Seligkeiten, die dem Edlen hienieden schon zu Theil werden, von denen der große Troß nichts ahnt.

Da stand die Sonne schon tief im Westen. Mit der ganzen Glut mütterlicher Liebe brannte sie in das Düster der Blätternacht hinein, ihre Lichter funkelten so goldpurpurn hindurch und wiegten sich scheinbar auf den leise vom Luftzug bewegten Blättern. Es war ein schöner Kampf zwischen Licht und Dunkel, lehrreich und mahnend für Je-

den, der die Erscheinungen in der Natur für mehr als bloßen Zufall erkennt.

An einen Baumstamm gelehnt, schaute der Churfürst diesem Spiele zu. Der Lichter wurden weniger, das Düster in dem Blätterreichthum gewann die Oberhand. Er fühlte die Größe und Wahrheit dieses Bildes und es würde ein Schmerz für ihn gewesen sein, hätte er nicht die Gewißheit gehabt, daß der nächste Morgen ein Lichtmeer über alles Dunkel ausströmen werde, daß das Gute, das Edle, die höhere Erkenntniß wohl scheinbar unterm Zwange der Unwissenheit und Bosheit begraben werden, jedoch nicht untergehen könne, sondern plötzlich wieder aufflammen und die feurige Lohe in tausend und aber tausend Bränden über die Finsterniß ergießen müsse.

Er wollte dies langsame Hinsterben der einzelnen Sonnenlichter sehen, den zögernden Kampf im Bilde, den die Welt seit ihrem Entstehen führt. Es war ihm wohlthuend, so allein zu sein — ein Mensch, kein Fürst, vor dem sich die Menschen in Unterthänigkeit neigen — er genoß dies Glück nicht so oft.

Nach einer Weile glaubte er Stimmen zu vernehmen, die Störung war ihm unlieb, aber er blieb stehen, hoffend, daß er nicht gesehen werde.

So war es auch, obwohl die Störung in seinem ruhigen Sinnen eine länger anhaltende blieb, als er vermeint hatte.

Unweit von ihm befand sich eine Gartenbank, die er

nicht sehen konnte, weil sie am Eingange eines Baumganges von hohem Gebüsch umgeben stand und das letztere also auch ihn vor den Blicken der daselbst Verweilenden deckte. Den Stimmen nach waren es drei Personen, welche den Gang daher kommend, die Bank zum Ruhen erwählten.

„O meine Gathel, das ist ein gottlos Gebahren von einem jungen Mädchen wie Du eins bist, wenn es auf alle gütliche Vorstellungen und Zurechtweisungen keine andere Antwort hat, als: ich will lieber sterben, als von der oder jenen Thorheit ablassen. Du hast keine Mutter mehr und beim Vater zu Hause ist auch kein Heil für Dich, denn die Stiefmutter ist ein störrisch Weibsbild, das Dich nicht leiden mag, bist ihr verhaßt wie der Sauerampfer in der Suppe. Auf wen willst Du denn Deine Hoffnung setzen, wenn auch wir die Hand von Dir abziehen? auf den Herrn von Agdolo vielleicht? Behüt' Dich Gott vor solchem Trost und Stütze, dann wär's ja Schade, daß Du ehrlicher Eltern Kind geworden wärst, mit der Reputation wär's da für immer aus und wir müßten uns schämen, daß Du zu unsrer Verwandtschaft gehörst."

„Die Frau Muhme bricht mir's Herz mit solcher Rede. Ach, 's wäre besser gewesen, ich wäre mit der Mutter zugleich gestorben, da hätt's kein solch' Leid für mich gegeben, wie ich's jetzt habe. Kann ich's denn ändern, daß mir gar nichts zu Herzen spricht am Herrn Pfarramtscandidaten? Ich wünsche ihm alles Gute und Liebe; aber

wenn ich sein werden sollte, müßte ich verkümmern und vergrämen.“

„Die herzliebste Jungfer hat wenig Vertrauen zu mir; aber ich denke, das sollte sich schon finden, wenn sie nur den frommen christlichen Vorsatz fassen möchte, mit ihrer Vernunft zu Rathe zu gehen. Freilich, unser Eins ist kein schmucker Cavalier, sondern nur ein schlichter bürgerlicher Mensch, der aber was Rechtschaffenes in der Gottesgelahrtheit studirt hat und sich vor Gott und den Menschen eines ehrlichen Lebenswandels bestrebt. Ich schwöre es Ihr zu, liebste Jungfer Agathe, es soll zwischen uns Beiden, wenn Sie der Vernunft Gehör giebt und sobald ich mit einer Pfarre gesegnet werde, was hoffentlich nicht lange mehr dauert, meine Frau Eheliebste wird, kein Gedenken sein von Ihrer traurigen Verirrung. Höre Sie auf meine Stimme, allerwertheste Jungfer, lasse Sie ab von dem vornehmen Mosje Sausewind, der Sie nur in's Unglück, aber nimmermehr zu Ehren bringen wird. Ist denn eine Frau Pastorin zu sein, etwas so gar Geringes, daß Sie lieber sich einem solchen Patron in die Arme werfen will? Der hat schon eine Liebste, die für ihn besser paßt und grade auch so ein fürnehmes Weibsbild ist, das Alles dran setzen wird, Sie, herzliebe Jungfer, vor Gott und aller Welt zu blamiren.“

Jetzt folgte eine Pause.

Der Churfürst fühlte ein ungewöhnliches Interesse für diese Angelegenheit, deren unbemerkter Zeuge er so

zufällig geworden war, in sich rege werden. Der Name Agdolo, für ihn ein verabscheuungswürdiger, stand mit Dem, was er gehört hatte, in zu naher Verbindung, als daß diese Sache ihn hätte unberührt lassen sollen.

Die Pause, welche in der ernsten Verhandlung der drei Personen eingetreten, war keineswegs ein Ruhepunkt, sondern eine Folge des großen Schreckens, welchen die letzten Worte des Pfarramts-Candidaten dem Mädchen eingejagt hatten, denn der Churfürst hörte es nach einer Weile mit fast weinender Stimme rufen:

„Ach, was sind der Herr Candidat doch für ein abscheulicher Lügner! Da ich keinen Gefallen an Ihm finde, will Er mich Böses und Schlechtes von dem Manne glauben machen, der mir seine Treue mit dem heiligsten Eide zugeschworen! Gehe Er, Herr Röhr, das glaube ich Ihm nicht — und es ist gar nicht rühmlich von Ihm, solche Verleumdungen aufzubringen, daß Er es nur weiß! Ich mag Seine Frau Liebste nun einmal nicht werden, habe keinen Gefallen an Ihm — was hängt Er sich denn wie eine Klette an mich und macht mir so schlimme Stunden?“

„Frau Schloßinspektorin, wenn ich's nicht in christlich frommer Absicht thät', um Jungfer Agathen aus den Schlingen des bösen Feindes zu reißen, ich käme mit keinem Schritte über Hochdero Schwelle,“ entgegnete der Pfarramts-Candidat. „Aber ich halte es für ein gutes, Gott wohlgefälliges Werk, Ihre Jungfer Muhme zu retten vom Wege des Unheils, und so will ich denn auch geduldig alle

Schmähungen ertragen, die die arme junge, verblendete Person über mich auszugießen sich bemüht.“

Diese demuthsvolle Aufopferung Röhrs griff tief ein bei der Frau Schloßinspektorin und sie hielt der Gathel eine wahrhaft gepanzerte Strafpredigt, an deren Schlusse sie den Pfarramts-Candidaten ersuchte, dem widerspenstigen, gottlosen Dinge doch ja Alles haarklein aufzutischen, was er von ihrem saubern Geheimnisse wisse.

„Mein Herr Liebster, Dein Herr Vetter, weiß noch Nichts von der Unglücksgeschichte,“ fügte sie hinzu — „ich hab's ihm verschwiegen, weil ich noch die Hoffnung hatte, daß Du Raison annehmen würdest; wenn aber das Wesen so fortgehen soll, da thue ich 's Maul auf, so weit ich kann, und nachher wirst Du sehen, was geschieht. Der Herr Schloßinspektor, mein Herr Liebster, bricht Dir eher 's Genick, als daß er Dich zur Lustpuppe solch' eines vornehmen Amalekiters werden läßt. Pfui über Dich! Belohnst uns schön für unsere Barmherzigkeit an Dir!“

Und nun entwarf der Pfarramts-Candidat eine Schilderung jenes abendlichen Abenteuers, das wir bereits früher erzählten, und ging dann über zu dem Berichte, wie ihn die Frau Gräfin Rutowska habe rufen lassen, mit ihm über den Vorfall am Abende vorher mit großer Herablassung gesprochen und nur auf sein Bitten sich bewogen gefunden hätte, über diese odiöse Geschichte zu schweigen.

„Warum habe ich aber so gute Worte gegeben? Weil mich's dauert, daß die Jungfer ihre Reputation ver-

lieren und schimpfirt sein soll vor den Menschen," endete Röhr. „Eine Andere würde mir Dank wissen, Sie aber, Jungfer Agathe..."

Des Pfarramts-Candidaten Rede wurde von einem kurzen Aufschrei Agathens unterbrochen; unmittelbar darauf folgte der Schloßinspektorin Stimme in dem Rufe:

„Bist Du denn verrückt geworden, Gathel? Wo willst Du denn hin?"

Daß eine plötzliche große Bewegung über die drei Personen gekommen war, wurde dem Churfürsten durch das Geräusch, das sie verursachten, klar; ganz unerwartet aber wies sich ihm die Erscheinung eines jungen, hübschen Mädchens, das weinend, die in einander gefalteten, wie in Verzweiflung gerungenen Hände an die Stirn gepreßt, rasch um die Ecke bog und an ihm vorbeieilen wollte.

Das Ueberraschende dieses Anblicks veranlaßte ihn zu einem unwillkürlichen Zurücktreten. Das leichte Geräusch, welches damit unmittelbar verbunden war, zog den Blick der hastig Dahineilenden auf ihn, und mit einem „Ach, du mein Herr Jesus!" sank sie, wie vom Blitze getroffen, in die Kniee. Hinter ihr drein kamen der Pfarramts-Candidat und die Frau Schloßinspektorin gelaufen.

„Der Schlag hat sie gerührt, Herr Candidatus!" rief die Letztere — „ach, Herrgottchen, was das Kind uns für Kummer macht!"

Aber auch der Pfarramts-Candidat unterlag demselben Geschick, wie Agathe, nur mit dem Unterschiede, daß

er in der Stellung einer scharf zusammengebogenen Weidenruthe stehen blieb.

„Aber Herr Candidatus, was ist...“

Der ehrenwerthen Frau Schloßinspektorin blieb das Wort im Munde stecken; sie fühlte sich plötzlich so verdonnert, daß sie bewußtlos vor sich hinstammelte:

„Die churfürstliche Durchlaucht ... behüt' uns doch Gott in Gnaden!“

Der Ausdruck des Erschreckens, sich dem erhabenen Herrn gegenüber zu sehen, war bei Frau Ulrich von höchst komischer Wirkung; sie stand wie versteinert hinter dem Pfarramts-Candidaten, der in seiner gekrümmten Stellung den Typus der unterthänigsten Loyalität darstellte, während Agathe, vor dem Churfürsten liegend und die Hände wie in der Kirche zur Andacht, über der Brust zusammengelegt, den Ausdruck einer ungekünstelten Ehrfurcht wies.

„Stehe Sie auf ... stehe Sie auf!“ befahl Friedrich August mit dem milden, ihm eigenthümlichen Ernste — „das schickt sich nur vor Gott, dem Herrn aller Herren, oder wenn eine große Schuld auf Ihrem Herzen lastet und Sie um Erbarmen und Verzeihung fleht. Zu großer Schuld ist Sie doch noch zu jung, wie mir scheint.“

„Ach ja ... ich habe nichts Böses in meinem Leben gethan, allergnädigste Durchlaucht.“

„Aber Sie will es, wie ich gehört habe,“ redete der Churfürst nach einer kleinen Pause, während der er Aga-

then musterte und, wie es schien, mit Wohlgefallen den Blick auf ihr ruhen ließ.

„Na, so muß es kommen, jetzt weiß die churfürstliche Durchlaucht Alles haarklein,“ seufzte Frau Ulrich halblaut.

„Das ist kein gutes Zeichen, daß Sie vernünftigem Rathe nicht Gehör geben will,“ fuhr der Churfürst fort. „Meint Sie denn, es sei recht, wenn Sie Ihren Kopf auffsetzt und hartnäckig auf Niemandes Warnung hören will? Der Agdolo ist ein gottvergess'ner Mensch, der Ihre Leichtgläubigkeit benutzt und Ihr den Kopf verdreht. Weiß Sie, was Salomo sagt: Es ist Gottes Ehre, eine Sache verbergen; aber der Könige Ehre ist es, eine Sache erforschen? Weil ich so unvermuthet Mitwisser von Ihrem Geheimniß geworden bin, so will ich es auch ausmachen zu Ihrem Besten, und ich hoffe, Sie wird mein Gebot nicht verachten, und nicht thörigt sein auf dem Wege, den ich Ihr zeige.“

„Die Ungnade des Königs ist wie das Brüllen eines jungen Löwen; aber seine Gnade ist wie der Thau auf dem Grase.“

Dieser alttestamentliche Spruch, den der Pfarramts-Candidat mit vieler Salbung jetzt aussprach, zog Friedrich Augusts Blick auf ihn. Die Seite, von der der junge Mann sich dem Churfürsten darstellte, mußte bei dessen Sinne für Religiosität ihm auch dessen Wohlgefallen erwerben.

„Er scheint mir ein rechtschaffener Mensch zu sein," sagte er — „hat Er schon Anwartschaft auf eine Stelle?"

„Ew. churfürstliche Durchlaucht Gnade würde meinen Weg schnell ebenen," antwortete Röhr — „und der schöne Spruch sich an mir, dem Geringsten, erfüllen: „Wer ein treues Herz und liebliche Rede hat, deß Freund ist der König.""

Des Churfürsten Blick ruhte sehr freundlich auf Röhr; die Gewandtheit desselben, in biblischen Redefloskeln zu antworten, ließ mit Recht den Schluß fällen, daß dieser junge Theologe gar nicht zu viel gesagt habe, wenn er vorhin den Ausspruch über sich gefällt, daß er in der Gottesgelahrtheit etwas Rechtschaffenes studirt hätte. Zudem drückte das Wesen dieses jungen Mannes eine Bescheidenheit aus, die an Niemandem mehr zu schätzen und zu achten war, als gerade an Dem, der in seiner künftigen Laufbahn als ein Muster christlicher Tugend vor den Leuten wandeln sollte.

„Wie heißt Er?" fragte Friedrich August.

„Ew. churfürstlichen Durchlaucht unterthänigst zu dienen, Benjamin Röhr, Candidat der Theologie."

„Diese Frau?"

„Ich bin die Frau Schloßinspektorin von hier," antwortete Frau Ulrich unter zahllosen Knixen — „halte es mir zur unterthänigsten Gnade, Ew. churfürstlichen Durchlaucht mein devotestes Compliment zu machen. Mein Herr Liebster wahr ehemals Feldwebel im siebenjährigen Kriege

und in großer Gnade bei Ew. churfürstlichen Durchlaucht Herrn Bruders königlicher Hoheit, weswegen Höchstdieselben meinen Mann hier zum ...“

„Und dies Mädchen hier?“ fiel der Churfürst ihr in's Wort.

„Ach, du mein Herrgottchen, die Gathel ist 'n blutarmes Ding, des Strogaer Müllers eheleibliches Töchterlein, das wir aus Gnad' und Barmherzigkeit wegen der schlimmen Stiefmutter zu uns genommen. Ich sage das nicht etwa zu unserm Ruhme, Ew. churfürstliche Durchlaucht, behüt's Gott, Selbstlob paßt für einen ordentlichen Christenmenschen nicht, ich sag's nur deshalb, weil's die Gathel vergessen zu haben scheint, daß sie Ordre pariren muß, wie mein Herr Liebster zu sagen pflegt. Das Kind hat's recht im Kopfe, Ew. Durchlaucht, hat sich da eine Dummheit zu Gemüthe gezogen, die...“

Eine Handbewegung des Churfürsten, der diese Schwätzerin zum Schweigen bringen wollte, fand erst durch einen verständlichen Rippenstoß, den der Pfarramts-Candidat der Frau Schloßinspektorin applicirte, eine gehörige Anerkennung bei derselben, indem sie dadurch außerordentlich verblüfft wurde und halblaut im Schrecke vor sich hin murmelte:

„Herrgottchen, was ist denn?“

Der Churfürst sagte zu Agathen, die mit gesenktem Haupte, und das Antlitz von tiefer Scham übergossen, vor ihm stand:

„Vergesse Sie die Vernunft nicht — nicht alle Thorheiten sind zu bessern. Ich werde wohl weiter von Ihr hören.“

Mit diesen Worten entfernte er sich, rasch in den Nebengang einbiegend.

Der Pfarramts-Candidat neigte sich fast bis zu Boden; die Frau Schloßinspektorin machte einen so tiefen Knix, daß es fast ausschaute, als wolle sie in die Kniee sinken, denn sie ward fast um eine Elle kürzer vor lauter unterthäniger Devotion; die Gathel aber rührte sich nicht in ihrer Stellung, nur schwere Thränentropfen hingen an ihren Augenwimpern und ein tiefer Seufzer hob ihren Busen.

Zu alle Dem, was der Pfarramts-Candidat und die Schloßinspektorin auf dem Wege nach dem Schlosse mit einander redeten, gab sie kein Wort; sie schritt ruhig, aber mit gebrochenem Herzen neben ihnen hin. Es war ein harter Frost über die junge Blüthe ihrer ersten Liebe gezogen, unter dessen Schauer sie fast erlag. Nicht des Churfürsten Warnung hatte das arme Mädchen so gewaltig erschüttert, sondern die Erzählung Röhrs, daß Der, den sie liebte, ein Treuloser sei, der sich in frivoler Laune ein schändliches Spiel mit ihr erlaubt habe. Das brach ihren Muth, und die Thränentropfen in ihren Augen waren der Ausdruck des bittern Schmerzgefühls, das diese Enttäuschung ihr verursachte.

Der Spätherbst hatte bereits die Blätter gebrochen und das saftige Grün der Wiesen vergilbt — es war keine Freude mehr draußen in der freien Natur. Die lustigen kleinen Sänger waren alle verstummt und von dannen gezogen in die wärmere Heimath, nur der Krähen Aechzen und Schnarren ließ sich noch hören und der scharfe, schneidende Nordost fegte über die Felder hin und raschelte unheimlich am Waldsaume, der damals dicht vor Neustadt-Dresden wie eine dunkle Mauer jene Seite der sächsischen Residenz umgab.

Wenn auch zu jener Zeit schon außerhalb dieses Dresdener Stadttheils eine kleine Colonie entstanden war, die man kurzhin mit dem Namen „auf dem Sande“ zu bezeichnen pflegte, so trug diese Ansiedlung doch lange noch nicht den Charakter des Heimischen. Die kleinen Häuser lagen sehr verstreut und in ziemlich weiten Zwischenräumen von einander entfernt; die Wege waren durchaus nicht zum Besuche dieser Ansiedlung einladend und in der That verlangten die Dresdener auch keineswegs nach Promenaden dahin, denn die Gegend war zu ungastlich; immer Sand und höckriger Boden, von steinharten Wurzeln durchzogen, daß man die Augen nie davon abwenden durfte, wollte man sich nicht einer unwillkürlichen Niederlage aussetzen. Auch sonst war keine große nachbarliche Zuthulichkeit unter den Bewohnern des Sandes zu finden und daher das Leben im Ganzen ein höchst einsames. Die Mühseligkeiten, die sie bei Urbarmachung des Bodens vorfanden, schienen

auch nachtheilig auf ihren Geselligkeitssinn zu wirken, das harte Tagewerk die Herzen hart zu machen — wo hätte da die Freude herkommen sollen?

In einem Häuschen, dem Waldsaume am Nächsten, ging's indeß am Einsamsten zu; es war nur von drei Personen, zwei Frauen und einem jungen Burschen, bewohnt, die mit den Umwohnern in fast gar keinem Verkehr standen.

An einem regnerischen Novemberabende hielt ein Wagen am Waldwege, ein Herr und eine Dame stiegen, gegen den unangenehmen Witterungseinfluß dicht verhüllt, aus demselben und schlüpften am Tännicht hin, den gebahnten Pfad vermeidend, der sie in der Nähe anderer Wohnungen vorübergeführt hätte.

Ehe sie noch den Schutz des Tännichts verließen, um über ein Feldstück nach dem Hause herüberzubiegen, schallte ihnen ein kröhlendes „Juhu!“ entgegen und hinter einem der Bäume sprang ein junger Bursch hervor, der ein verschossenes rothes Hofkleid trug und eine hübsche schlanke Gestalt hatte, aber in seinem fahlen Antlitz die Spuren des Blödsinns wies.

„Himmel, wie hat mich der Narr erschreckt!“ rief die Dame halblaut, ihrem Begleiter zugewendet.

„Keine Furcht, Franziska, seine Narrheit ist noch zu ertragen, bei Zuckerbrot wird er ganz vernünftig, „war die halb lachende Antwort desselben, und in seine Tasche langend, zog er ein Stück Pfefferkuchen hervor, es dem Blödsinnigen reichend.

„Juhu! heut' bin ich 's Jesuskindlein und zu mir kommen die drei Könige aus dem Morgenlande mit eitel Gold und Weihrauch und Myrrhen — Juhu!" heulte dieser.

Und mit einem Heißhunger, als hätte er Tage lang Nichts genossen, verschlang der geistig Arme das Stück süßen Lebkuchen unter einer Unzahl Grimassen, die bei ihm als Ausdruck des Wohlgeschmacks galten. Wie wir schon erwähnten, war die Gestalt des Blödsinnigen groß und schlank, und würde, hätte kein verdunkelter Geist seinen wohlgebauten Körper bewohnt, seine äußere Erscheinung zu einer angenehmen gemacht haben, denn selbst sein Gesicht, so schlaff und bleich es auch war, wies sich doch keineswegs so widerlich, daß es Abscheu erregt hätte. Allerdings sprach der seelenlose Blick seinen traurigen Zustand vollkommen aus; es war das trost- und ausdruckslose Anstieren, welches Unglückliche dieser Art gewöhnlich haben. Indeß ließ das zarte Weiß seiner Haut leicht errathen, daß er wohl gehalten und gepflegt werde.

„Ist die Königin von Saba zu sprechen, Mosje Eustachius?" fragte der Begleiter der Dame, nachdem der Aermste den Pfefferkuchen verzehrt hatte.

„Wenn ich's bin, ist sie's auch," war die Antwort. „Wir haben's sehr gut, ich und die Königin von Saba, die Engel kommen uud füttern uns mit Braten und Zuckerwerk. Die alte Margareth werd' ich aber fortjagen, die will's nicht glauben, daß ich 's Jesuskindlein bin. Wenn ich das nicht wäre, warum kämen denn da die En-

gel zu mir? Gestern ist Gabriel bei mir gewesen. Die Margareth hat ihn nicht gesehen, die ist für Engel zu dumm. Wie Schnee war sein Kleid und so glänzend, daß ich's kaum ansehen konnte."

Der Blödsinnige schien den Gegenstand seiner Rede plötzlich zu vergessen, denn mit einem gellenden „Juhu!" schoß er pfeilschnell den Rain entlang und verschwand in der Thür des Hauses, auf welches sie zugingen.

Nach einer Pause bemerkte der Begleiter der Dame etwas unmuthig:

„Es gehört in der That ein besonderer Grad von Selbstverleugnung hinzu, um an dem Umgange mit Verrückten und Narren Wohlgefallen zu finden, und ich gestehe Dir offen, daß ich starke Lust habe, heute zum letzten Male diesen Weg zu machen. Diese Intrigue ist närrisch, weil zu viel Narrheit dabei die Hauptrolle spielt, und aufrichtig gesagt, ich sehe den Nutzen davon nicht recht ein."

Erst nach einer Weile nahm die Dame das Wort und sagte:

„Es ist möglich, daß ich mich täusche — warum sollte das undenkbar sein, es sind wohl noch größere Irrthümer geschehen. Ich meine indeß, es könne doch sein, wir befänden uns auf keiner ganz vergeblichen Spur eines großen Geheimnisses."

„Das wäre sehr gut; wir bedürfen auch Nichts mehr, als eines großen Aufschwungs, um irgendwie in die Höhe zu kommen. Will meine gnädige Gemahlin mir nicht Et-

was von dieser großen Hoffnung mittheilen, es könnte nur ersprießlich sein, meine etwas stark gesunkene Neigung zur Durchführung dieser Intrigue zu heben."

„Die Mißstimmung, in welcher sich die durchlauchtige Frau Churfürstin bezüglich der fatalen Schmuckangelegenheit befindet, erlaubt mir, gelegentlich Saiten bei Höchstderselben anzuschlagen, die zu andern Zeiten keinen Ton geben würden; jetzt aber, wo die Disharmonie zwischen ihr und ihrem Herrn Sohne so sehr Platz greift in Herz und Gemüth der hohen Frau, klingt doch Manches heraus, was, wenn man nicht ganz umsonst ein halbes Leben lang in der Hofschule gewesen ist, recht deutlich zu verschiedenen Zusammenreimungen Anlaß giebt. Heute vor dem Diner war der Moment, wo die durchlauchtige Frau ihren schon lange angenommenen Vorsatz, eine Besprechung mit ihrem Sohne, der Verpfändungsangelegenheit wegen, herbeizuführen, in's Werk zu setzen beschloß. Ich war außerordentlich gespannt auf das Resultat dieser Unterredung, vor der die durchlauchtige Frau so viel Scheu und Bange getragen, und es ward mir leicht, unter einem Vorwande zu dieser Stunde Eintritt bei ihr zu finden. Der erste Blick überzeugte mich, wie diese Besprechung ausgefallen, eine Wolke von Unmuth lagerte auf ihrer Stirn. „Ach, Rutowska, denken Sie sich, der Churfürst hat mich abgewiesen unter der kalten, höflichen Entschuldigung, das Land sei nicht so reich, um galant gegen Damen sein zu können," rief sie mir entgegen und fügte hinzu: „Beklagen Sie mich,

Gräfin, ich bin eine Fürstin, die man nur so lange respektirt hat, als sie am Ruder war. Sie werden mich bald in der Verlegenheit einer Krämersfrau sehen, die all' ihr bischen Hab' und Gut zusammenraffen muß, um eine schlecht ausgefallene Spekulation zu decken."

„Man muß gestehen, Se. churfürstliche Durchlaucht sind ein erhabenes Muster in der Tugend der Sparsamkeit," entgegnete Agdolo lachend. „Es gehört immer eine gewisse Charakterconsequenz dazu, einer Dame derlei Flatterieen zu sagen und sonach scheinen mir die Herren vom Finanzcollegium nicht besonders beneidenswerth in ihren Aemtern zu sein, da die churfürstliche Durchlaucht das Nachrechnen gehörig gelernt haben."

„Ich tröstete nach Kräften, das heißt, ich deutete darauf hin, daß vielleicht eine abermalige Besprechung mit des Churfürsten Durchlaucht zum erwünschten Ziele, zur Beseitigung dieser Unannehmlichkeit führen werde," erzählte die Rutowska weiter. „Mit einem „Pfui! wozu rathen Sie mir?" wendete sich die erhabene Frau von mir ab und warf sich in den Lehnsessel. Nach einer Weile hörte ich sie unwillig vor sich hin sagen: Mein Sohn Karl würde für das geringste Wort seiner Mutter ein Entgegenkommen gehabt haben; aber . . ."

Sie verhüllte das Gesicht und das von ihr Gesprochene blieb mir sonach unverständlich. Ich wagte nicht, sie in diesem Versinken unangenehmer Gedanken zu unterbrechen; erst als sie selbst sich ermannt und mich anblickend,

zu mir sagte: „Ach, meine gute Rutowska, wer hätte geglaubt, daß noch solch' Aergerniß mich treffen sollte!" war wieder die Fortsetzung eines Gespräches zwischen uns angebahnt und im Verlaufe desselben versuchte ich es, so vorsichtig als nur möglich auf das ehemals am Hofe cursirende Gerücht von einer Vertauschung ihres ältesten Sohnes bei dessen Geburt anzuspielen."

„Nun," fragte Agdolo — „die Antwort?"

„Die Durchlauchtige Frau schwieg, die Augen zu Boden geheftet. Nach einer Pause ergriff sie, von großer Aufregung zitternd, meinen Arm und sagte mit gepreßter Stimme: Schweigen Sie davon, Rutowska, man muß nicht ein solch ..."

„Der Eintritt des Kammerlakais, welcher Prinzeß Kunigunde meldete, unterbrach der durchlauchtigen Frau fernere Rede. Hätte ich das Gespräch weiter leiten können, wer weiß, ob es mir nicht gelungen wäre, ein überraschendes Licht in dies Dunkel zu bringen. Vielleicht gelingt es mir später noch."

„Ich gestehe, Franziska, daß ich aus der Antwort der Churfürstin nichts herausfinde, was irgend einer Vermuthung von der Wahrheit eines solchen Gerüchtes Raum gäbe," bemerkte Agdolo.

„Kurzsichtiger! würde sie geschwiegen haben, wenn nichts an dem Gerüchte wäre? und warum dann die große sichtbare Aufregung, wenn die Fabel ihr fremd gewesen?"

Sie hatten nur noch wenige Schritte bis zur Hausthür und ließen demnach das Gespräch fallen.

Die erste Person, welcher sie bei ihrem Eintritt ansichtig wurden, war die Magd Margarethe, eine Antike aus dem ersten Decennium des bereits zu Ende des dritten Viertheils verflossenen Jahrhunderts.

Die vom Alter tief gefurchten Züge des gelb gewordenen Gesichts schienen schier verwittert, man hätte es eben so gut für ein männliches als weibliches halten können, wenn nicht der Anzug ihres übrigen Körpers über ihr Geschlecht Ausweis gegeben hätte. Margarethe hatte nichts mit Eitelkeit und Weltlust zu schaffen, im Aeußeren wie im Inneren abgestumpft gegen jegliche Lebensfreude, führte sie das Dasein eines altgewordenen treuen Hausthieres, das seine tägliche Arbeit mit demselben Gleichmuth besorgt, wie es an sein Futter geht und sich zur Ruhe niederstreckt.

„Ist die Königin von Saba zu sprechen?“ fragte Agdolo.

Statt aller Antwort deutete Margarethe auf die Stubenthür.

„Man muß dieser Kreatur die Tugend der Verschwiegenheit zugestehen und bekennen, daß, wenn hier wirklich ein Geheimniß unterliegt, man keine geeignetere Person zur Bewahrung desselben hätte finden können,“ raunte Agdolo der Rutowska zu.

Der Anblick, der sich ihnen bei Oeffnung der Stubenthür bot, war ein außerordentlich seltsamer.

An der der Thür gegenüber stehenden Wand befand sich eine Art Estrade, über welche ein stark in's Gelbe verschossenes rothes Stück Seidenzeug, ehemals ein Vorhang, an dessen Saume noch hin und wieder einige Franzen zu sehen waren, gleich einem Baldachin aufgehangen sich wies. Der Hintergrund zwischen diesem Baldachin und dem Lotterbett, das auf der Estrade stand, zeigte sich durch ein Stück brauner goldgepreßter Ledertapete bekleidet, welches noch ziemlich gut erhalten, jedenfalls der Zeuge großen Glanzes in früherer Zeit gewesen war. Das Lotterbett selbst, auch ein Möbel ans lang vergangener Zeit, trug einen Ueberzug von großgeblumtem gelbem Seidendamast, welcher indeß viele Risse zeigte und an den Kissen sogar mit grobem grauem Zwirn geflickt war, um den in Lappen zerfallenden mürbem Stoff noch zusammen zu halten.

Auf diesem Lotterbett lag eine Frau ausgestreckt, den linken Ellnbogen auf eins der Polster gestützt, den Blick der Thür zugewendet. Ihre Kleidung harmonirte vollkommen mit der Seltsamkeit ihrer Umgebung. Es war ein silbergesticktes Hofkleid nach altem Schnitt. Der wasserblaue Seidenstoff hatte bedeutende Flecke, die in's Gelbgraue spielten, die Silberstickerei war schmutzig und ausgedrieselt, so daß einzelne lange Fäden an manchen Stellen herabhingen.

Die Frau selbst war eine große Gestalt, jetzt vielleicht

in Mitte der vierziger Jahre. Eine ungewöhnliche Zartheit und Weiße der Haut ihres Antlitzes und Hände verminderte den erschreckenden Eindruck, den der wirre Blick ihrer blauen Augen einflößte, wenn ihr gestörter Geist durch irgend etwas eine Anregung empfangen hatte. Im ruhigen Zustande wies sich ihr Blick verschwimmend, träumerisch, geistlos, und empfindsame Seelen hätten ihm gegenüber vielleicht in Thränen ausbrechen können, denn es lag etwas Rührendes in diesem Anschauen eines Auges, dem der geistige Lichtblick fehlte, und welches ganz bestimmt in besseren Tagen wonnevoll zu lächeln wußte.

So schlaff auch die Züge ihres Gesichtes in diesem Zustande der geistigen Verdüsterung geworden waren, so waren sie nicht ohne Spuren großer Schönheit. Sie glichen jetzt jedoch einer verwischten schönen Handschrift.

Volles braunes Haar in natürlichen Locken auf Schultern und Nacken ruhend, rahmte dies bleiche Antlitz ein und hob durch seine dunkle Farbe ein vergilbtes Perlendiadem, das ihre Stirn bekränzte. Gleichsam als wäre noch ein Rest von Eitelkeit aus früherer Zeit ihr geblieben, so wiesen sich ihre zarten weißen Finger mit Ringen besteckt, deren Anschauen ihr zuweilen ein heiteres, zufriedenes Lächeln ablockte.

Für jetzt lag ihre rechte Hand auf dem Haupte des Blödsinnigen, der auf einem Fußbänkchen vor ihrem Ruhebett saß und sein johlendes „Juhu!“ bei dem Eintritt der Rutowska und Agdolo's erschallen ließ.

Gegen den seltsamen Platz des Raumes, den wir beschrieben haben, contrastirte der andere Theil der Wohnstube bedeutend, er zeigte nichts als drei leere weiße Wände, einige Stühle, einen Tisch, einen Schrank und einen kleinen Kachelofen.

Nach dem Eintritte Agdolo's und seiner Gemahlin richtete sich die Liegende ein wenig auf und sagte mit sanfter Stimme: „Der Prinz hat schon eure Ankunft gemeldet. Welche Nachricht bringt ihr der schönen Königin von Saba von ihrem prächtigen Salomo? Ist der Pallast, den er mir bauen läßt, schon fertig?“

„Bald — er wird ein Meisterstück,“ antwortete Agdolo. „Salomo läßt ihn auf's Prächtigste herrichten, solche Schönheit wird selten wieder gefunden werden.“

Die Irrsinnige lächelte still vor sich hin und sprach dann, den verschwimmenden Blick auf die Rutowska richtend: „Salomo hat mich verbannt, der Pallast soll mein Gefängniß werden — ich weiß es wohl. Ich werde dann eine gefangene Königin sein, wie jetzt eine verbannte. Und doch liebte er mich so heiß und machte mich zur Königin seines Reiches und seines Herzens. Ich war die Schönste am Hofe, d'rum liebte er mich so sehr.“

„Sollen wir ihm sagen, daß Du ihn zu sehen wünschest?“ fragte die Rutowska — „gewiß wendet sich sein Herz wieder zu Dir, wenn er Dich sieht in Deiner Pracht.“

Die Irrsinnige schüttelte traurig das Haupt, die

schlaffen weichen Züge, die sonst selten einen bestimmten Ausdruck annahmen, wiesen jetzt einen solchen — ein Schatten tiefen Schmerzes überflog das weiße Antlitz. „Nein, nein, das ist vorbei — er kehrt nie zu mir zurück.“

Auf diese Klagen, in denen die ganze Geschichte ihres Irrsinns lag, folgte eine lange Pause. Die Aermste ließ das Gesicht auf der Brust ruhen und schien sich in den Zustand eines tiefen Nachdenkens zu versenken. Agdolo und die Rutowska sahen einander bedeutungsvoll an, sie kannten die Art und Weise der Unglücklichen bereits zu gut, als in Furcht sein zu sollen, daß dies Schweigen von längerer Dauer sein werde, oder vielleicht gar ihre Absicht, sie zum weiteren Sprechen zu verleiten, vereiteln könne. Sie verhielten sich daher Beide ruhig.

Nach einer langen Weile hörten sie die Irre leise vor sich hin reden, und wenn auch nicht Alles, was sie sagte, ihnen verständlich wurde, denn öfters waren es nur einzelne scheinbar abgerissene Worte oder die Sprechende ließ die Stimme so zum leisen Flüstern herabsinken, daß nur ein undeutliches Wispern hörbar blieb, so war doch der Sinn, der sich als leitender Faden durch dies Selbstgespräch zog, welches man die Welt ihrer Erinnerungen nennen konnte, immer noch klar genug, um sich ein Bild von Dem zu entwerfen, was jetzt ihren irren Geist beschäftigte.

„Ich sagte immer zu mir, Du bist schön wie eine Königin ... das sagte ich ... ich war's auch ... tausend

Mal hat er mir es geschworen, ich sei seine schöne Victorine ... seine Königin von Saba ... herrlicher noch als die, die zu Salomo kam. ... Er war mein Salomo ... mein Herz ... mein Blut ... mein Gedanke. Das war ein Glück, ihn so heiß zu lieben ... so stolz sein zu dürfen ... war denn Jemand mir gleich? ich war die Schönste ... eine Königin ... seine Königin von Saba. Aber sie haßten mich, meiner Schönheit wegen ... sie verfolgten mich ... die Kaiserstochter, meine Herrin, war meine Feindin, weil er mich liebte ... darum haßte ich sie ... ja ... ja ... ich haßte sie."

Jetzt folgte eine Pause.

Agdolo flüsterte leise der Rutowska zu: „Mit der Kaiserstochter meint sie die Churfürstin Witwe."

Die Rutowska nickte bejahend.

Nach einer Weile fuhr die Geistesirre in tiefem klagendem Tone fort: „Aus Zorn habe ich oft geweint ... die Thränen thaten so weh, wie brennende Tropfen ... weil sie mich haßten um meiner Schönheit willen, habe ich so viel geweint. ... Er aber liebte mich mehr als Alle ... ach, wäre ich nicht so schön gewesen! ... Da kam der Winter ... der Winter ... und ..."

Die Stimme der vor sich hin Sprechenden sank jetzt dergestalt zum undeutlichen Geflüster herab, daß die aufmerksam Zuhörenden nicht einmal die einzelnen Laute mehr unterscheiden konnten. Daß aber eben dieses Flüstern vorzüglich zu der wunden Stelle des Geheimnisses gehörte,

welches sie zu erforschen strebten, schien ihnen daraus hervorzugehen, daß jedes Mal, wenn die Aermste zu der Erinnerung an den Winter gelangte, eine große heftige Bewegung sie ergriff, ein Thränenstrom über ihre weißen Wangen rollte und dieser Zustand der Aufregung, zuweilen länger anhaltend, zuweilen von kürzerer Dauer, stets damit zu enden pflegte, daß sie den Blödsinnigen mit leidenschaftlicher Heftigkeit umarmte und zahllose Küsse ihm auf Stirn und Wangen drückte, was der arme junge Mensch mit seinem gewöhnlichen Freudengeschrei „Juhu!“ erwiderte und dann wie von der Tarantel gestochen, in dem kleinen Raume herumtollte, immer sein ohrengellendes Juhu wiederholend.

Wenn die Irre und der lustige Blödsinnige einen unheimlichen Anblick gewährten, so bot die Gegenwart der Gräfin Rutowska und Agdolo's in dieser Umgebung, die so wenig zu ihren Gewohnheiten paßte, einen höchst befremdenden, um so mehr als sie hier, wo Alles in so grellem Contraste zu ihren geistigen Befähigungen sowohl, als zu der Noblesse ihrer Erscheinungen stand, in untergeordneter Stellung Jenen gegenüber sich befanden.

Das tolle Treiben und Herumdrehen des Blödsinnigen erstarb endlich in der eignen physischen Ohnmacht des Beklagenswerthen, er kauerte tiefathmend im Winkel der Estrade.

Dies schien für die Irre ein Zeichen zu sein, sich von ihrem Lager zu erheben.

Der matte schwankende Gang deutete an, daß Bewegung nicht zu ihren Gewohnheiten gehörte. Sie schritt auf die Rutowska zu und die Hand auf deren Arm legend, sagte sie:

„Der Prinz will Euch sehr wohl. Kommt er einst auf den Thron, so könnt Ihr Euer Glück machen; aber freilich, sie werden eher nach seinem Leben trachten, als ihm sein Recht einräumen.“

„Fürchte das nicht, Königin von Saba!“ rief Agdolo, die Pointe, welche in der Rede der Unglücklichen zu liegen schien, rasch erfassend, um sie wo möglich weiter zu einer Enthüllung des Geheimnisses zu treiben, welches ihr Wahnsinn bis jetzt sorgsam verschleiert hielt. „Gieb uns nur die Beweise, welche ihn zum Throne befähigen und ich schwöre Dir, ich führe sein Recht durch.“

Die Irre hörte diese Betheuerung mit sichtbarem Wohlgefallen an, und antwortete dann nach einem kurzen Schweigen: „Niemand wußte, daß ich Mutter war ... das war mein Geheimniß ... sie ahnten es nicht. ... Da in der nächsten Nacht ... Alle schliefen ... die Wärterin und die dienenden Frauen ... der Neugeborene der Kaiserstochter lag in seiner kostbaren Wiege ... da tauschte ich ihn ein gegen m e i n e n Sohn ... der sitzt nun auf dem Throne ... der Prinz aber ...“

„Juhu! Dohlen fangen! Dohlen fangen!“ schrie der Blödsinnige plötzlich auf und schnellte zur Thür hinaus.

Diese plötzliche Unterbrechung, welche der Gräfin Rutowska einen so außerordentlichen Schreck einflößte, daß sie zusammensank und nur von Agdolo's Arm vom gänzlichen Niederfallen zurück gehalten wurde, übte auch auf die Irre einen so störenden Eindruck, daß sie von nun an verstummte und nach ihrem Ruhebett zurückschwankend, alle Neigung für irgend eine Fortsetzung ihres so seltsamen Geständnisses verschwunden blieb. Es war ihr fortan kein Wort mehr zu entlocken, so viel Mühe sich auch Agdolo gab — die Aermste stierte ihn mit dem verschwimmenden Blicke an, ihr irrer Geist schien einer eisernen Fessel zu unterliegen, die gleichzeitig ihren Mund verschloß.

Der erschreckende Eindruck, den das Aufschreien des Blödsinnigen auf Gräfin Rutowska bewirkt hatte, machte der Letzteren das längere Verweilen an diesem Orte zuwider und so verließ sie mit ihrem Begleiter das einsame schauerliche Haus.

Ehe sie noch den Wagen erreicht hatten, sprach die Gräfin den festen Entschluß aus, nie mehr die Irre zu besuchen und legte diese Angelegenheit gänzlich in Agdolo's Hand.

„In der That, meine Gnädige, muß ich für dieses Vertrauen Dir besonders dankbar sein," sagte Agdolo lachend — „für Jemand, der so wie ich das Leben gern von der heitern Seite faßt und die schlechteste Anlage zu einem Kopfhänger, Trappisten oder Carthäuser hat, ist dies eine beneidenswerthe Aufgabe, die ich unter andern

Umständen von mir weisen, aber des Zweckes willen und in der Hoffnung, ein günstiges Resultat zu erzielen, nach besten Kräften durchzuführen versuchen werde. Wäre die alte Magd nicht ein gar so maulfaules Geschöpf, man würde vielleicht durch sie schneller einen klaren Blick in diesem Dunkel gewinnen können."

Gräfin Rutowska hatte den Fingerzeig benutzt, welchen der Minister Graf von Sacken ihr in der Erinnerung an ein vor Jahren cursirendes Gerücht ertheilte und ihren Nachforschungen war es gelungen, in der Person der „Königin von Saba" jenes geisteskranke Kammerfräulein aufzufinden. Der Haß gegen den regierenden Churfürsten, welcher Letztere der Rutowska mehr als einmal Beweise seiner Verachtung gegeben, trieb diese an, nach der Möglichkeit zu haschen, sich an ihm zu rächen, und konnte denn eine größere Rache für dies leidenschaftlich hassende Weib gefunden werden, als wenn es ihr gelang, Beweise zu stellen, daß er nicht der rechtmäßige Thronerbe sei? Schon der Gedanke an mögliche Erfüllung dieser Rache erschien der Rutowska als ein Glück, ihr stolzes tiefverletztes Herz verlangte sehnlich nach dieser Befriedigung und so überwand sie den Ekel, den sie bei dem jedesmaligen Besuche bei der Geistesirren empfand. Es war immerhin ein schwerer Kampf, den diese rachsüchtige Frau gegen ihre innersten Neigungen führte, indem Blößen der Armuth, der Krankheit, oder der Gemeinheit, wo diese ihr auch entgegentraten, stets ihren tiefsten Abscheu erregten.

Da ihr Gemahl Agdolo vollkommen in dies Geheimniß eingeweiht war, so hielt sie es nicht mehr so dringend nöthig, sich in's Künftige den Besuchen bei der „Königin von Saba" persönlich zu unterziehen. Sie ahnte nicht im Entferntesten, wie sie durch diesen Entschluß den Wünschen Agdolo's entgegenkam.

Wenn jemals eine eheliche Verbindung den Anstrich der Eleganz und Convenienz bis auf die geringste Kleinigkeit trug, so war es die zwischen der Gräfin Rutowska und Agdolo. Der Letztere hatte zwei Gründe, um deren willen er seinen Handlungen stets den Mantel der liebenswürdigsten Unterthänigkeit seiner Gemahlin gegenüber zu geben suchte, was ihm auch jederzeit zu gelingen pflegte, da die Rutowska trotz der Leidenschaftlichkeit ihres Gemüths mit einer wahrhaft bewundernswerthen Ausdauer ihn liebte. Agdolo liebte dagegen blos ihren Reichthum, der ihm, dem vermögenslosen Abenteurer, die Mittel zum Lebensgenuß bot, er bedurfte ihr Ansehen, ihren hohen Rang als Stützpunkte, um sich in den höchsten Kreisen Eingang zu verschaffen. Diese beiden Ursachen vermochten ihn, unter allen Umständen seiner Gemahlin gegenüber ein verdecktes Spiel zu treiben. Zu Allem willfährig, was sie wünschte, wußte er ihre Wünsche doch jederzeit seinen eigenen Neigungen und Bestrebungen geschickt unterzuordnen, indem er es trefflich verstand, seine scheinbare Gefügigkeit in ihren Willen als von ihr nicht genug anzuerkennende Gefälligkeit darzustellen. Agdolo besaß Scharfblick genug, um richtiger

und vorurtheilsfreier das Geheimniß, welches die „Königin von Saba“ in der Nacht ihres Irrsinns verhüllte, zu beurtheilen. Seine wirklich große Gewandtheit im Anzetteln und Durchführen von Intriguen beruhte auf einer ziemlich ausgedehnten Menschenkenntniß, auf einer fast stets richtigen Abwägung der Umstände und auf ungemein treffenden Schlußfolgerungen — Dinge, ohne welche ein abenteuerlicher Intriguant oder auch intriguanter Abenteurer nicht excelliren kann.

Daß die Geistesirre sich überhaupt noch in Freiheit befand, erschien ihm als Beweis, daß ihr Geheimniß durchaus nicht von jener verfänglichen Art sein könne, als die Rutowska vermeinte, man würde sonst Mittel und Wege gefunden haben, sie von jeder Berührung mit der Welt für immer zu entfernen. Es bedurfte ja nur eines ruhig prüfenden Blickes, um durch die Aehnlichkeit der äußeren Erscheinungen in den Personen des Churfürsten und seiner Brüder die Ueberzeugung in sich aufzunehmen, daß hier an keine Möglichkeit eines solchen Geheimnisses zu denken sei; selbst der etwas schlürfende Schritt, dieses kleine Merkmal oder Erbtheil in dem Aeußern der churfürstlichen Familienglieder mußte als unumstößlicher Beweis der Lächerlichkeit solcher thörigten Behauptung dienen. Welche Fiction die Geistesirre beherrschte, oder welcher Umstand überhaupt diese Fiction bei ihr angeregt und zum Grundgedanken ihrer gestörten Sinnenwelt gemacht habe, blieb freilich ein Räthsel. Daß sie früher am Hofe, und zwar als Kammer=

fräulein, bei der Churfürstin Witwe, als diese noch Churprinzeß gewesen, sich befunden, war wahr, eben so, daß sie plötzlich nach der Geburt des jetzigen Churfürsten aus dem Dienste ihrer Gebieterin entlassen worden; die Ursache jedoch wußte Niemand, so genaue Erkundigungen Agdolo auch darüber einzuziehen sich bemüht hatte. Nicht nur, daß Manche, die vielleicht nähere Auskunft darüber hätten geben können, längst dem Grabe angehörten — auch die schwere, unheilvolle Kriegszeit hatte mit ihren großen und namentlich für Dresden so entsetzlichen Ereignissen die Erinnerungen an derlei geringfügige Dinge gänzlich verwischt, und eine Reihenfolge von 25 Jahren hatte andere Interessen an die Reihe gebracht. Alles, was Agdolo in Erfahrung hatte bringen können, bestand darin, daß das Kammerfräulein Victorine nach ihrer Entlassung aus dem Dienste der Churprinzeß auf lange Jahre verschollen gewesen, plötzlich aber, und zwar im Jahre 1767 — also fast 17 Jahre später — in Dresden wieder aufgetaucht sei. Man habe sie sogar damals einige Male im Schlosse bemerkt. Was der Grund dieser Besuche im Schlosse gewesen, habe Niemand vom Publikum erfahren, aber gewiß sei es, daß sie sogar bis zum Administrator Prinzen Xavier gedrungen. Selbst die Dienerschaft des Prinzen hätte Nichts darüber sagen können, was da vorgegangen, denn die Thüren zu seinen Zimmern wären alle verschlossen worden, während der Prinz im Beisein der Churfürstin Witwe mit dem ehemaligen Kammerfräulein gesprochen.

Wie das Gerücht (das wir bereits erwähnt) entstanden, ob Etwas daran war oder nur eine lügenhafte, ausgesprengte Erfindung, bleibt räthselhaft. — Für einen Mann wie Agdolo umfaßte diese Erzählung zu viel Seltsames, als daß er nicht, und zwar mit größtem Rechte, ein Geheimniß dahinter hätte vermuthen sollen, das nur in den höchsten Regionen des Hofes seine Wurzeln hatte. Welches es nun auch sein mochte, immerhin war es der Mühe werth, es zu erforschen und — wer konnte das bestreiten? — vielleicht dadurch sich in den Besitz eines Mittels zu setzen, das ihm bei Hofe großen Vortheil bringen konnte.

Daß vielleicht die Entdeckung dieses Geheimnisses den Churfürsten in irgend einer Weise verletzen und ihn gebieterisch zwingen konnte, den Besitzer desselben durch Concessionen besonderer Art zum Schweigen zu bringen, erschien Agdolo denkbar und er fand in dieser allerdings durch Nichts begründeten Hoffnung um so mehr eine Aneiferung, das Möglichste zur Erforschung desselben zu versuchen, als auch in seiner Brust ein tiefer Haß gegen Friedrich August lebte. Die ihn betroffene Pensionirung war ein Werk desselben, es lag darin der Ausdruck der Verachtung, der die Eitelkeit Agdolo's außerordentlich schwer verletzt hatte. Und dieser Haß hatte sich in der neuesten Zeit noch mehr verstärkt.

Agdolo hatte den Prinzen Xavier angegangen, für ihn beim Churfürsten um eine Anstellung zu sprechen. In früherer Zeit, als Prinz Xavier Administrator gewesen, hatte

Agdolo dem Vertrauen desselben in hohem Grade entsprochen. Er war zu geheimen Sendungen in's Ausland verwendet worden und man flüsterte sich damals in's Ohr, daß der Administrator, der seinen Mündel zur Verzichtleistung auf die polnische Königskrone bewogen hatte, insgeheim selbst auf Erlangung dieser prunkenden Würde spekulirt und der gewandte Venetianer Agdolo in seinem Auftrage mehrere Male nach Warschau gereis't sei. In wie weit diese Sage Begründung fand, blieb unerörtert, bestimmt aber, daß Agdolo die Gunst des Prinzen besaß und dieser auf Jenes Anliegen einging, beim Churfürsten sich für seine Wiederanstellung zu verwenden. Eine abschlägige Antwort erfolgte mit dem Bemerken, daß er, der Churfürst, nur Männer von Talent und anerkanntem moralischen Lebenswandel zum Staatsdienste gebrauchen könne; für Abenteurer jedoch, deren Ehre feil sei wie eine Kaufmannswaare, sei kein Platz vorhanden. Er werde ihm die Pension fortzahlen lassen, wie bisher; sei der Empfänger schamlos genug, im Bewußtsein voller Kraft von einem Gnadengehalt zu leben, so sei dies lediglich seine Sache. Daß auch Prinz Xavier bei dieser Gelegenheit sich durch die harte, unverhüllte Antwort des Churfürsten verletzt fühlte und es jedenfalls zwischen Beiden zu einer unangenehmen Erörterung gekommen, ging aus der Aufregung hervor, die der Prinz, Agdolo gegenüber, nicht verbergen konnte. Die Etikette des Hofes verhüllte natürlich jede Aeußerung von Unfrieden unter den höchsten Personen, und

solche Mißstimmungen, deren es, wie man damals behauptete, so manche zwischen dem Churfürsten und dem Prinzen Xavier gegeben haben soll, wurden höchstens der nächsten Umgebung Beider kund, drangen aber nie nach Außen.

Des Churfürsten Anwesenheit zu Zabeltitz war indeß nicht ohne Einfluß auf mehrere Personen geblieben.

Der Zufall, der ihn zum Mitwisser des kleinen Herzensgeheimnisses Agathens gemacht hatte, wurde für dies junge Mädchen zum Gegenstande großen und schweren Kummers. Als der erhabene Herr am nächsten Morgen in seiner Gemahlin Zimmer trat, fand er diese wohler und die Gräfin von der Lausitz bei ihr. Er erzählte von der zufälligen Begegnung am verwichenen Abend.

„Also Abenteuer besteht meines Herrn Gemahls Gnaden, während mich eine Unpäßlichkeit hier festhält?“ lächelte die Churfürstin.

„Ja, meine Theuerste, der Himmel scheint es darauf abgesehen zu haben, Uns nicht nur zum Wohlthäter des Volks en masse zu machen, sondern auch zum Vermittler in Herzensangelegenheiten junger Mädchen. Und Du wirst es in der Ordnung finden, daß Wir diesem Winke des Himmels um so mehr Folge leisten, als Wir dadurch ein gutes Werk zu stiften glauben.“

Der Churfürst befand sich in einer besonders guten Stimmung, und wenn sein gleichsam zum Ernste geschaffenes Antlitz auch nicht jenes heitere Lächeln trug, welches man bei lustigen Lebeleuten seines Alters als ganz natür-

lichen Ausdruck stets bemerkt, so lag doch der milde Schimmer der stillen Freundlichkeit eines wohlwollenden Herzens über seine Züge gebreitet. Jeder, der ihn kannte, wußte auch, daß seine Worte jederzeit der Ausdruck seiner bestimmten Meinung, also unwiderruflich waren. Wie in seinem ernsten Wesen ein durchaus geschlossener Wille sich aussprach, so trug auch die Rede seines Mundes etwas Geschlossenes, Unbiegsames, sie war, wie der Ernst seiner Züge, der unerschütterliche Typus eines klaren, sich selbst bewußten Geistes, der schwankende Charaktere verachtete.

„Ich hoffe, Friedrich, Du wirst auch mich bei dieser Mittlerschaft betheiligen, da sie in Bezug auf den Gegenstand eigentlich in mein Departement gehört," entgegnete die hohe Frau.

„Gewiß, meine Theuerste. Sie, Frau Gräfin, werden uns wohl Gelegenheit geben, das junge Mädchen hier zu sehen."

Die Gräfin war um so mehr von der unerwarteten Wendung der Dinge erfreut, als sie Agathen um der natürlichen Einfachheit ihres Wesens willen herzlich liebgewonnen. Es lag in dem sanften, weichen Gemüthe der Gräfin, zu versöhnen, auszugleichen, und der Gedanke, hier auf beiden Seiten diese vorherrschende Neigung ihres Herzens in Ausübung bringen zu können, machte sie sehr heiter.

Sie ließ sie zu sich kommen. Daß des jungen Mädchens natürliche Offenheit getrübt sei, erwies sich in der

Unsicherheit ihres Benehmens; es schien ihr unmöglich, eine Schüchternheit zu verbergen, die nur die richtige Folge des Bewußtseins eines Geheimnisses, welches ihre Seele belastete, war und zugleich als Zeugniß gelten konnte, wie ungewohnt ihr solch' Verhüllen ihres innersten Gefühls sei.

Die Herzensgüte der Gräfin, mit der sie Agathen empfing und ihr in die Seele sprach, konnte nicht ohne großen Eindruck auf dies noch unverdorbene Gemüth bleiben.

„Ach," sagte sie, „ich habe recht mit mir gekämpft, und ich weiß es wohl, daß ich eine Närrin war, die sich mit großen, hoffärtigen Gedanken trug, das ist aber jetzt Alles vorüber. Freilich ist's ein recht tiefer, tiefer Schmerz und ich möchte mir das Herz ausweinen, daß ich ihn lieben konnte; aber ich wußte nicht, daß er mich täuschen wollte — jetzt weiß ich's und darum ist Alles vorüber."

Gräfin von der Lausitz erfuhr zu ihrem Erstaunen, daß Agathe von dem Gedanken empört worden sei, Agdolo habe sich nur ein schnödes Spiel mit ihr erlaubt. Des Pfarramts-Candidaten Bemerkung, daß die Rutowska Rechte auf Agdolo habe, hatte tief in ihre Seele geschlagen. Sie fühlte sich erniedrigt durch das Bewußtsein, nur Gegenstand der Kurzweil sein zu sollen; es war der gerechte Stolz jungfräulicher Unschuld, welcher ihr Herz beherrschte, die natürliche Entrüstung vor einer sie beschimpfenden Demüthigung.

Die Gräfin deutete darauf hin, daß der Churfürst ihre

Zukunft festzustellen gedenke, indem er den Pfarramts-Candidaten hinsichtlich eines Amtes protegiren wolle.

Agathens Züge wiesen eine tödtliche Blässe, ihr Blick haftete unverwandt am Boden.

„Mein Kind," redete die hohe Frau freundlich — „Du liebst den Mann jetzt noch nicht, weil Deine Neigung einem Andern galt, und vielleicht der große Unterschied in seinem Benehmen und Wesen, gegen das des Herrn von Agdolo, Dir mißfällig erscheint. Ich glaube das gern und tadle Dich deshalb nicht, das Herz wird nur zu leicht durch's Auge bestochen und hat für des Schmeichlers süßes Wort stets eine Pforte offen. Aber rufe Deine Vernunft auf, mein Kind, denke an Deinen Stand, denke an die Zukunft. Es ist Deine Pflicht, Dich zu bezwingen, Du bist es Dir selber schuldig. Nach Jahren wirst Du Dich vielleicht an diese Stunde erinnern und mir in Deinem Herzen danken. Was Dir jetzt als schweres Opfer erscheint, wendet sich später zu Deinem Glücke. Die Gewohnheit siegt stets über die Abneigung. Sollte denn diese so tief bei Dir gegen den Dir Bestimmten begründet sein, daß Deine Vernunft nicht den Sieg davon tragen könnte?"

Schwere, heiße Thränen hingen an Agathens Augenwimpern.

„Kann man denn lieben lernen?" fragte sie nach einer Weile mit gepreßter Stimme.

Sie ahnte nicht, wie sie mit dieser Frage in die geheime Herzensgeschichte der hohen Frau eingriff. Die Grä-

fin fühlte sich so sehr davon überrascht, daß sie mit der nothwendigen Antwort zögerte. Ihre eigene Vergangenheit schaute sie jetzt an mit Blicken des Schmerzes; auch sie hatte geliebt, heiß und innig an einem Herzen gehangen, dem sie nicht angehören durfte. Aber sie hatte das Opfer der Entsagung gebracht und überwunden, jetzt konnte sie stolz auf die Tage des schweren Leides dieses Herzenskampfes zurücksehen.

„Ja, mein Kind, man kann lieben lernen,“ sagte sie; „die Liebe ist wie Alles in der Welt — sie ist erreichbar durch festen Muth. Ist Dir's noch nicht vorgekommen, daß Du Jemandem begegnet bist, der Dir auf den ersten Anblick widerlich erschien, ohne daß Du die Ursache, warum? anzugeben wußtest, und wieder Jemand Anderem, von dem Dein Herz Dir sagte: Den könnte ich lieben? Meinst Du, daß diese Stimmen Deines Herzens die allein richtigen seien? Nein, mein Kind, es wäre Täuschung, solcher Zuneigung oder solchem Widerwillen zu glauben, die beide mehr den Sinnen, als der ruhigen Prüfung entsprungen sind. Das fremde, uns anfänglich widerlich erscheinende Wesen trägt oft Stimmen in sich, die verwandt in unsre Seelen klingen, und es uns allmählig liebgewinnen lassen. Wir lernen fühlen, daß Liebe nicht immer das Werk des Augenblicks ist, daß sie auf Größeres, auf Prüfung Anspruch macht. Wir lernen lieben und achten es später als ein Glück.“

Agathe ergriff jetzt ihre Hand und hauchte leise: „Ich will lieben lernen.“

Einen Tag später führte Gräfin v. d. Lausitz Agathen zur Churfürstin.

Deren erhabener Gemahl und Prinz Xavier waren zugegen. Der Letztere hielt seine Bemerkung nicht zurück, daß der Schwarze das schlechteste Geschenk sei, welches man einem jungen Mädchen machen könne. „Eine Figur, dünn wie eine Weidenschwuppe, ein Kerl, der nicht einmal schultern kann,“ sagte er; „was soll eine Frau mit solch' einem Patron anfangen?“

Der Churfürst entgegnete lächelnd:

„Ich hoffe nicht, daß die Pfarrer meines Landes je in die Nothwendigkeit versetzt werden, zu schultern, wie Ew. Liebden bemerkten, und bin der Meinung, daß Kopf und Herz bei einem Pfarrer mehr werth sind, als alles Andere.“

Die Churfürstin fand Wohlgefallen an Agathen. Wenn auch die einfache Erziehung, welche die Letztere genossen, den Mangel jener Bildung wies, die im Umgange mit Personen von so hoher Stellung so sehr erforderlich ist, so besaß sie dagegen in der schmucklosen Gefälligkeit ihres Aeußeren, in dem sanften, rührenden Ausdrucke ihrer Redeweise einen Reiz, der, da er natürlich nicht angebildet war, den erwähnten Mangel leicht übersehen ließ. Die angeborne Anmuth verhüllte bei Agathen die fehlende, angelernte Form, und dies war für sie sogar ein Gewinn,

indem die Schönheit der Natur dadurch keinen Eintrag erlitt, im Gegentheil mit aller Macht sich der Feinheit des erkünstelten Geschmacks gegenüberstellte. Der Kampf, den ihr Herz gegen ihre Neigung so gebieterisch zu führen gezwungen worden war, hatte dem Mädchen eine weiche Stimmung verliehen, der große Schmerz klang selbst aus dem Tone ihrer Stimme heraus.

Ihre Anwesenheit in dem Zimmer der Churfürstin gehörte zu den improvisirten Scenen, die zuweilen die Gleichförmigkeit des Umganges so hochgestellter Personen auf's Angenehmste unterbrechen und deren Erfindung den witzigen maîtres de plaisir der Höfe oft arges Kopfzerbrechen machen.

„Ich will lieben lernen," antwortete Agathe der durchlauchtigsten Frau, die ihr vorstellte, wie thörigt es sei, wenn sich Jemand über die Schranken seines Standes zu erheben gedenke; „unsere gnädigste Frau Gräfin hat mir das so schön in's Herz gesprochen. Ach, ich fürchte nur Eins — ich werde keine verwandte Stimme in meine Seele klingen hören; aber ich will mir Mühe geben, diese Stimme zu finden, zu erkennen."

Die Churfürstin faßte den Sinn dieser Entgegnung nicht; Gräfin von der Lausitz sah sich genöthigt, der erhabenen Frau die nöthige Erklärung darüber zu geben.

„Fast sollte man auf die Idee kommen, daß auch Sie, Madame, solch' eine Prüfung überstanden," sprach die Churfürstin in französischer Mundart und halblaut zur Gräfin;

„ich muß von mir gestehen, daß ich solch' eine Definition zu geben nicht im Stande sein würde. Die Unglücklichen haben in der Beziehung einen Vorzug vor den Glücklichen."

Ein tiefes Roth überglitt der Gräfin Antlitz und sie antwortete:

„Der Vorzug dürfte nur darin bestehen, daß eine Erfahrung dieser Art, wenn sie erst erkämpft ist, uns zum Selbstbewußtsein führt, welche Kräfte wir in uns tragen. Die Glücklichen haben das nicht nöthig."

„Dem Himmel sei Dank, daß er mich zu solch' einer Glücklichen gemacht hat," endete die Churfürstin, und ein seelenvoller Blick leuchtete auf ihren durchlauchtigen Gemahl hinüber, der mit Prinz Xavier im Gespräch am Fenster stand.

„Nun, liebe Jungfer, folge Sie nur der Anleitung der Frau Gräfin," wendete sie sich wieder zu Agathen, „sei Sie meiner Huld versichert, ich wünsche Ihr das beste Glück. Der Churfürst protegirt Ihren Künftigen und so dürfte Sie einer recht glücklichen Zukunft entgegensehen."

Agathe blieb schweigend, die Hände fromm über der Brust gefaltet, vor der durchlauchtigen Frau stehen.

„Will Sie mir noch Etwas sagen?" fragte diese.

Da schien ein Schauer die Gestalt des jungen Mädchens zu durchzucken, es sank in die Kniee, und das nasse Auge auf die Churfürstin gerichtet, hauchte es leise, kaum hörbar:

„Ach, ich brauche recht viel Segen dazu. Mutter ist

gestorben und die Muhme meint's wohl gut mit mir, doch die Mutter ist es immer nicht."

„Und da soll ich Mutterstelle bei Dir vertreten, Du närrisch Ding?" fragte die Churfürstin, aus der starren Etikette, in der sie sich so wohl zu bewegen wußte, durch den absonderlichen Einfall Agathens plötzlich herausgedrängt.

Ein leises Hauptneigen des Mädchens war die Antwort.

Es war eine seltsame Scene. Die Churfürstin schien in den ersten Momenten fast unangenehm überrascht. Die Gewohnheit, immer und immer sich in den Nimbus ihrer Hoheit gehüllt und von dem Adel ihres Hofes mit jener Loyalität gehuldigt zu sehen, welche die tiefe Kluft des Respekts so deutlich bezeichnete, wies sich plötzlich beseitigt; deshalb war die erhabene Frau von der scheinbaren Confidence, die dies Mädchen sich jetzt erlaubte, außerordentlich betroffen; sie zögerte unentschlossen, was sie thun solle. Ein Anflug von Schreck hatte ihr Gesicht überflogen, aber die natürliche Herzensgüte, die sie zum allgemeinen Gegenstande der Verehrung machte, und der Blick, den sie auf die vor ihr Knieende fallen ließ, aus deren Miene sie die Ueberzeugung schöpfte, daß hier keine affröse Zudringlichkeit im Spiele sei, sondern eben das Gefühl der Ehrfurcht, die Heftigkeit der Empfindung und der Glaube an die Kräftigung durch ihren Segen das Mädchen vor ihr niedergeworfen habe, veränderten schnell den Anflug der Entrüstung, der sich ihrer bemächtigt hatte, in ein freundliches

Zunicken. Die Hand auf das weiche Seidenhaar Agathens legend, sagte sie liebreich:

„So sei denn gesegnet, Du seltsames Geschöpf, und mag das Schwere Dir leicht werden.“

Agathe sprach ein leises „Amen!“ und ihre Lippen berührten demüthig den Saum des Kleides der erhabenen Frau.

. . . .

Wenn auch die Stimmung Agathens, nachdem sie das Zimmer der Churfürstin verlassen, eine wahrhaft feierliche genannt werden konnte, in der sie sich stärker glaubte, als sie war, so trat doch nur zu bald die von jedem höheren Schwunge entblößte Wirklichkeit in dem engen Raume ihres häuslichen Wirkens ihr recht kalt und abstoßend gegenüber.

In der Seele des ehemaligen Feldwebels war ein starker Groll zurückgeblieben, sich hinsichtlich seines klugen Einfalls mit dem Schnauzer durch seine Frau und den Herrn Pfarramts-Candidaten zum freiwilligen Räumen des Terrains genöthigt gesehen zu haben; er glaubte seine militairische Ehre durch diesen Rückzug außerordentlich verletzt, und dies wurmte ihn so sehr, daß er von der Zeit an eben keine sonderliche Zuneigung für Herrn Benjamin Röhr mehr in sich verspürte; aber die Unterthänigkeit gegen den Willen des Churfürsten war für ihn maßgebend, besonders da Prinz Xavier zu ihm gesagt hatte:

„Jetzt ist Nichts mehr zu ändern, Seine Gathel muß in den sauern Apfel beißen. Es könnte sonst aussehen, als

fehlte uns der Respekt gegen des Churfürsten Durchlaucht, wenn wir dem Mädel die Stange hielten. Wenn ich auch nicht einstimmig mit der Durchlaucht denke und den Schwarzen tausend Mal eher zum Teufel wünsche, als dem armen Dinge eine Stunde nur zum Manne; aber Respekt muß sein unter allen Umständen. Daß Er mir keine Dummheiten macht, Ulrich, und etwa das Maul aufreißt, wie Seine Mode ist. Churfürstlicher Befehl — damit Punktum! Das Mädel muß sehen, wie es mit dem Urian durchkommt."

Sonach verhielt sich der Schloßinspektor als leidender Theil; die ehemals bei ihm zu Fleisch und Blut gewordene Strenge der Subordination wirkte jetzt noch nach, und weder Frau Ulrich noch Röhr erfuhren von ihm irgend eine die Heirath Gathels betreffende mißliebige Bemerkung, was bei einem so martialisch auflodernden Charakter, wie der seine, nur als ein Beweis großer Selbstbeherrschung gelten konnte. Früher war er nicht gegen diese Verbindung gestimmt gewesen, er betrachtete solch' eine Sache als eine Weiberangelegenheit, die nur zum Ressort seiner Frau gehöre. Die Gelahrtheit Röhrs machte zugleich auf ihn den Eindruck der Bewunderung, wie überhaupt wenig gebildete Leute jederzeit ein gewisses unterthäniges Erstaunen gegen Höhergebildete an den Tag legen. So würde die Angelegenheit dieser Heirath, wenn nicht die erwähnten Umstände, als das Herzensgeheimniß Agathens und vor allen Dingen die Mißbilligung seines hohen Gebieters her-

vorgetreten wären, für den Schloßinspektor höchst gleichgiltig geblieben und ohne alles Bedenken vollzogen worden sein; indeß die Aufrüttelung, die der Tadel des Prinzen bei ihm bewirkte, flößte ihm einen Aerger, einen Widerwillen gegen den Pfarramts-Candidaten ein, welcher nur durch die Gewohnheit der strengen Subordination in Schranken gehalten werden konnte. Wenn er auch die Neigung Gathels zu Agdolo, die er übrigens erst durch den Prinzen erfuhr, wie sich von selbst versteht, nicht gut hieß, „denn solch' vornehmer Lockerinski macht sich einen Spaß daraus, so ein junges Ding zum Narren zu haben," sagte er zu sich, so konnte diese Ueberzeugung doch nicht im Geringsten seine gegen Röhr einmal hervorgerufene Abneigung beschwichtigen.

Diese Stimmung des unterdrückten Aergers bei dem Schloßinspektor blieb indeß nicht ohne Einfluß auf sein Benehmen gegen Gathel. Bisher hatte er sich ihr nur als „gestrenger Herr Vetter" gezeigt; sie konnte sich keiner zärtlichen Liebkosung von ihm erinnern, dergleichen Allotria waren von einem so bärbeißigen Kriegsknechte nicht leicht zu erwarten.

Jetzt aber trat in dieser Beziehung eine große und auffallende Veränderung ein.

„Armes Ding!" brummte er zuweilen halb vor sich hin, halb gegen Gathel gewendet, wenn diese mit ihm allein im Zimmer war... „armes Ding, wird 'n schwerer Dienst für Dich werden... bist zur Fahne gepreßt, weiß wohl...

hol' der Teufel diese Werberei! ... mußt aber aushalten... 's hilft Nichts mehr... ich kann's nicht ändern." Anfänglich verstand Gathel ihn gar nicht. Daß sie nicht ahnte, in diesen abgerissenen Worten den Ausdruck eines Mitleids zu finden, welches sie gar nicht erwartete, ging daraus hervor, daß sie zu ihm hintrat und fragte:

„Will der Herr Vetter Etwas?"

Gathel sah recht blaß aus, still verhärmt von dem tiefen Leide ihres jungen Herzens. In den Augen schien immer eine Thräne zu schwimmen; sie glänzten so feucht, daß es dem alten Soldaten weich in der Seele wurde. Er nahm ihre Hand und sagte:

„Ist mir auch nicht besser ergangen ... mußt Dich trösten... hatte einen Korporal, der mich bei der geringsten Gelegenheit fuchtelte ... sagte der Beelzebub immer: „Ich will Ihn kitzeln, Patron, daß Er die Schockschwerenoth kriegt!" ... War 'n Himmelsackermenter mit seinem Kitzeln ... Na, wie der Krieg kam, da wurd's anders... nachher habe ich den Lumpacius gekitzelt, wie ich sein Feldwebel war, daß ihm manchmal Hören und Sehen verging."

„Ich verstehe den Herrn Vetter nicht."

„Wirst's gleich, armes Huschchen. Den Stock hast Du nicht zu fürchten ... so'n Schwarzrock hat's nur mit dem Maulwerk zu thun ... das kennt man schon ... die Kerle sind wie Handschuhleder, geben nach... na, ich denke, wenn Du die Ueberfahrt nicht im Anfange versiehst ... kannst auch sein Feldwebel werden ... nachher darf er kei-

nen Mucks mehr sagen ... dahin mußt Du's bringen, bist ja 'n gescheidtes Weibsbild. Nimm Dir nur ein Exempel an mir, da wird's schon gehen."

Jetzt verstand Gathel den Herrn Vetter. Das sollte ein Trost für sie sein, der Mann wußte keinen andern aufzufinden; aber so wenig diese Art Zusprache auch geeignet schien, ein trauernd Herz aufzurichten, so that es ihr doch unendlich wohl, von ihm Theilnahme zu erfahren. Sie küßte ihm dankbar die Hand dafür und die hellen Thränen stürzten aus ihren Augen.

Ja, es wurde ihr recht schwer, ihren Vorsatz, sich demüthig unter ihr Geschick zu beugen, durchzuführen. Je mehr sie sich Mühe gab, in dem Wesen des Pfarramts-Candidaten Etwas aufzufinden, was versöhnend zu ihrem Herzen spräche, desto härter traf sie die Ueberzeugung, daß Das, was Gräfin von der Lausitz zu ihr von „lieben lernen" gesagt hatte, auch nicht im Entferntesten auf Röhr anwendbar sei. Da klang keine verwandte Stimme von ihm zu ihr herüber, immer dies freundlich kalte Wesen, diese Demuth, die, mit biblischen Redefloskeln ausstaffirt, sich brüstend, aus dem Christenthume einen elastischen Mantel für alle seine Lebenssituationen zu machen verstand. Wenn Agathe schon früher keine Neigung zu Röhr empfunden, im Gegentheil eine Art Scheu, welche in der natürlichen Offenheit ihres Gemüths, gegenüber seinem erkünstelten Wesen, ihren Grund hatte, so fühlte sie sich jetzt, wo sie sich zwingen wollte, den Gedanken, die Seine wer-

den zu müssen, als einen erträglichen zu finden, noch weit mehr abgeschreckt. Obwohl nicht mit offenen Worten, denn Röhr war kein Mann der Offenheit, ließ er nun zuweilen einen Triumph durchblicken, einen Anflug von Hohn, der sie tiefer verletzte, als wenn er dem Spott Worte geliehen hätte. Die Gemeinheit seiner Gesinnung redete aus diesem lächelnden Hohne, der sich für jetzt, wo er noch nicht ganz sein Ziel erreicht hatte, nur auf jeweilige Blicke beschränkte. Ein ekelhafter Pharisäerstolz, der sich in das Gewand der Demuth hüllte, leuchtete jetzt, wo er, der churfürstliche Schützling, Hoffnung auf eine einträgliche Stelle hatte, aus seinem Benehmen, und in der Frau Schloßinspektorin fand er eine große Bewundrerin seiner außerordentlichen Gelehrsamkeit, die ihm, dem Herrn Candidatus, wie sie öfters Agathen zum Angehör gab, sogar bei der allergnädigsten churfürstlichen Durchlaucht Respekt verschafft hätte.

Die Stunden der Nacht waren die einzigen, welche Agathen blieben, sich dem vollen Ausbruche des Leides hinzugeben, dem sie verfallen war. Sie fühlte es, welch' einen schweren, für jetzt mehr als je unerfüllbar scheinenden Eid, lieben zu lernen, sie geschworen hatte, und so sehr sie auch mit sich selber kämpfte, um rechtschaffen aus diesem harten, ihr ganzes Lebensglück zerstörenden Kampfe hervorzugehen, so sehr fühlte sie auch die Unmöglichkeit, das Ziel zu erringen. Der traurige Zwiespalt ihres Innern, dessen Opfer sie war und welcher einen Schleier der Trauer über

ihr äußeres und inneres Leben breitete, beschäftigte immerfort ihr Denken; ach, und eben dies Denken war es, was so große ängstigende Zweifel in ihrer Seele auftauchen ließ. Wir erwähnten, daß eben des Pfarramts-Candidaten Rede von Ansprüchen, welche Gräfin Rutowska an Agdolo habe, ihr jungfräuliches Unschuldsbewußtsein empört hatte, daß sie nur mit Scham den Gedanken faßte, Agdolo habe sie als Spielwerk seiner Laune betrachtet. Diese gerechte Entrüstung war es, die ihr den Entschluß leichter machte, sich der mahnenden Stimme der Gräfin von der Lausitz ganz hinzugeben.

Diese Raschheit entsprang theils aus Gathels Selbstbewußtsein, theils ans ihrer Unerfahrenheit. Damals ahnte sie nicht, daß Zweifel an der Wahrheit der Bemerkungen Röhrs in ihrem Herzen sich erheben könnten, daß die Macht der Leidenschaft nicht so leicht zu beherrschen sei. Das lernte sie jetzt erst und wahrhaft schmerzlich erkennen.

Immer trat der Zweifel an Röhrs Wahrheitsliebe stärker bei ihr hervor, immer mehr gewann der Glaube an Agdolo's Ehrlichkeit Raum in ihrer Seele — ja, es wurde ihr bald lieb, diesen Gedanken zu fassen, und ihre schnell entflammte Phantasie pflegte ihn mit der vollen Inbrunst der Liebe. Wenn dann ihre Vernunft sie um dies Versenken in „thörigte Erinnerungen“ strafte, suchte sie nach Gründen, sich vor sich selber zu vertheidigen. Den einzigen, aber auch zugleich stärksten Anhalt fand sie in der Rückrufung an Das, was Gräfin von der Lausitz zu ihr

gesprochen. Von irgend einem Verhältnisse zwischen Agdolo und der Rutowska war da keine Rede gewesen. Die Gräfin hatte nur gesagt, daß der Standesunterschied eine weite, unausfüllbare Kluft zwischen sie (Agathe) und Agdolo geworfen, und es mehr als thörigt sei, sich eitlen Täuschungen hinzugeben. Würde sie nicht zur Verstärkung ihrer Beweisgründe von der Thorheit solcher Neigung eine, wenn auch nur kleine Erwähnung eines nähern Verhältnisses Agdolo's zur Rutowska haben einfließen lassen? Selbst die Behauptung, daß Gräfin von der Lausitz vielleicht nicht darum wisse, zerfiel bei der Erinnerung, daß sie und die Rutowska intime Freundinnen waren. Das einzige Haltbare blieb in der Annahme, die Rutowska hege zu Agdolo eine Leidenschaft, und der anmaßende Stolz dieser Dame, von der Agathe so manche Kränkung erfahren, welche auf einen Grad großer Eifersucht gegen die Letztere schließen ließ, fühle sich in der Ueberzeugung, daß das schlichte junge Mädchen, welches weder Rang noch Reichthum als Lockmittel besaß, den schönen Cavalier gefesselt habe, schwer verletzt.

Wie wohlthuend war dieser Gedanke für Agathen! Sie hielt ihn fest und rief ihn immer zurück — er wurde ihr ein lieber, trauter Freund, denn in ihm wurzelte ja zugleich die Entschuldigung Agdolo's. Sie bereute, daß sie seine Liebe für eine beabsichtigte Täuschung gehalten, und in diesem schmerzlichen Vorwurfe, den sie sich stets erneute, trat Agdolo's Bild in ihrer Phantasie eben so reizend hin,

als der Gedanke an ihre Zukunft an der Seite eines Mannes, der Nichts besaß, um ihr angenehm zu erscheinen, ihr mehr und mehr entsetzlich dünkte.

Die festlichen Tage, welche Zabeltitz gesehen, waren vorüber, Prinz Xavier mit seiner Familie hatte seine Besitzung verlassen, es war recht öde; Prinzeß Elisabeth, die in Abwesenheit ihres erlauchten Bruders in Zabeltitz zuweilen Wochen oder auch Monate lang Hof zu halten pflegte, befand sich in Dresden — tiefe Stille war nach dem lauten Treiben gefolgt. Draußen fegten die Herbststürme über die Felder, der schöne Garten wies das traurige Bild hinsiechender Herrlichkeit, der Boden war mit dürren, gelben Blättern bestreut, nur das düstere Grün des Nadelholzes war Grundton geblieben; die lichten, freundlichen Tinten, die noch vor Kurzem dieser Baumwelt Reize verliehen, waren erloschen und ein rauher Lufthauch entblätterte die Baumstämme.

So war es auch in Agathens Herzen Herbst geworden, ein recht rauher, freudeloser Herbst, der ihr frisches Jugendglück gebrochen hatte.

Sie konnte ohne Vorwurf auf das Ende der festlichen Tage zurückblicken. Mit Standhaftigkeit war sie jeder Gelegenheit ausgewichen, wo sie vielleicht mit Agdolo zusammentreffen konnte. Er hatte es nicht an Versuchen fehlen lassen, Begegnungen mit ihr herbeizuführen, sie wußte das und entzog sich jeder Möglichkeit, ihn wiederzusehen. Das war ein schweres Opfer, aber sie brachte es,

denn sie hatte gelobt, „lieben zu lernen." Den Tag vor der Abreise von Zabeltitz ließ die Gräfin von der Lausitz sie zu sich rufen. Die Gräfin erschrak vor der tiefen Blässe ihres Gesichts, vor dem traurigen Ernste in den sonst so offenen und freundlichen Zügen des Mädchens; das Leid schien schon Jahre lang diese heitere Jugend niedergedrückt, durchkältet zu haben.

„Mein Kind," sagte die Gräfin mild, tief bewegt von der stummen Klage in Gathels Antlitz — „ich habe Dich rufen lassen, um Dir eine Freude zu machen."

„Eine Freude?" fragte Jene und hob den düstern, niedergesenkten Blick zu ihr auf — „wie gütig sind doch die gnädige Frau Gräfin gegen mich!"

„Wir reisen nach Paris zurück; der Himmel weiß, wann und ob wir zurückkehren. Ich wünschte Dir ein Geschenk zu Deiner Hochzeit zn machen; die Umstände zwingen mich, dies schon jetzt zu thun. Erinnere Dich an dem Tage, wo Du vor dem Altare stehen wirst, um des Priesters Segen zu einem neuen und so hochwichtigen Lebensabschnitte zu empfangen, meiner, Deiner mütterlich gesinnten Freundin, die Dir von Herzen Glück wünscht, die sich freuen wird, einst zu erfahren, daß Du glücklich geworden bist."

Mit diesen Worten überreichte sie ihr ein kleines Kästchen in rothem Maroquin mit goldgepreßten Zierrathen.

„Mach' es auf!" mahnte die Gräfin.

Gehorsam öffnete Agathe es. Der Inhalt bestand

in den nothwendigen Instrumenten zum Nähen und Sticken, alle von kunstvoller Silberarbeit, in der Mitte lag ein großes goldenes Schaustück.

„Ich meinte Dir nichts Anderes, was Dich mehr an mich erinnerte, zu Deinem künftigen Stande geben zu können," redete die Vorige; „es ist ein kleines Andenken für eine thätige Hausfrau."

Eine Thräne aus Agathens Augen fiel auf das glänzende Silber. Dieser Zufall schien sie zu erschrecken; es schien ein Omen zu sein, das die Gräfin ebenfalls unangenehm berührte.

Eine kurze peinliche Pause folgte unwillkürlich.

„Thränen bedeuten Freude," sagte Agathe, da sie bemerkte, wie der Eindruck dieses Zufalls die Gräfin bestürzt machte. „O gewiß, ich werde, wenn ich nur erst Alles überwunden habe, recht viel, viel Freude finden."

„Gebe es Gott, ich wünsche es Dir — halte Wort, Du weißt, was Du versprochen hast."

„Lieben zu lernen — es ist schwer — ich finde keinen verwandten Ton, der zu meinem Herzen spricht."

Die Gräfin fühlte sich beengt, sie war froh, durch ihre Kammerdame, die mit den beiden ältesten Töchtern der hohen Frau in's Zimmer kam, eine Störung eintreten zu sehen.

Als Agathe später sich von ihr beurlaubte, sagte die Gräfin leise zu ihr:

„Du wirst Wort halten, ich habe das Vertrauen zu Dir."

„Ich werde — Gott wird mir wohl beistehen in dem schweren Streite."

Agathe hielt Wort. Als am nächsten Vormittage der Prinz mit seiner Familie fortreis'te und alle Cavaliere und Damen, unter denen Agdolo und die Rutowska nicht fehlten, sich gleichfalls zu Roß und Wagen versammelten, um, indem sie des Besitzers königlicher Hoheit das Geleite gaben, Zabeltitz zugleich selbst mit zu verlassen, der freie Platz vor dem Schlosse von Equipagen wimmelte und außer den wenigen zurückbleibenden Schloßbeamten sich noch eine Menge Leute aus dem Dorfe und der Umgegend eingefunden hatten, den Abreisenden die letzte Ehre zu erzeigen, da saß Agathe einsam in ihrer Kammer.

Das dumpfe Geräusch der fortrollenden Wagen und der Zuruf der Zurückbleibenden drang bis zu ihr.

„Jetzt ist Alles vorüber," sagte sie zu sich — „ich muß ihn lieben lernen."

Die Hände vor die Augen geschlagen, blieb sie, den Kopf an die Wand lehnend, sitzen. Draußen wurde es still, denn — es war Alles vorüber.

Die Situation der Churfürstin Witwe am Dresdener Hofe war eine sehr unangenehme, da ihr durchlauchtigster Sohn seinen einmal ausgesprochen Entschluß festhielt und jeden Beistand zur Auslösnng des Schmuckes versagte.

Unter solchen Verhältnissen war selbst die strenge Hofetikette, die Gewohnheit der Convenienzformen, welche für den Durchbruch der Empfindlichkeit von einer oder der andern Seite stets eine feste, dauerhafte Mauer zu sein pflegt und damals mit außerordentlicher Zähigkeit festgehalten wurde, nicht ganz im Stande, das verletzte Gefühl der hohen Frau so einzudämmen, daß nicht zuweilen ein Anzeichen von der Spannung zwischen ihr und ihrem churfürstlichen Sohne merkbar wurde, obwohl von Seiten des Letzteren die Schranken der Ehrfurcht vor ihr auch nicht im Geringsten eine Verletzung erfuhren.

Die Churfürstin Witwe war nach langem und schwerem Kampfe mit ihrem eigenen sich so tief gekränkt fühlenden Stolze endlich dem Rathe der Rutowska gefolgt und hatte in Bezug auf die Auslösungsangelegenheit eine nochmalige Besprechung mit ihrem durchlauchtigsten Sohne gehabt.

Die Erfolglosigkeit dieser Demüthigung, wie sie diesen doch so nothwendigen Versuch nannte, lag in ihren Zügen ausgedrückt; sonst die Freundlichkeit und das Wohlwollen in Person, immer den Stempel der Heiterkeit auf ihrem Antlitz tragend, schwellte jetzt der tiefste Groll ihre Stirnader und ein tiefes Roth übergoß ihre Wangen. Sie warf sich, ganz außer sich, in's Kanapee und rief in heftigem Tone der erschrockenen Rutowska zu:

„Das habe ich Ihnen, Ihrem weisen Rathe zu danken. O, warum ließ ich mich zu diesem Schritte verlei-

ten — ich wußte es ja, dieser Fels hat keinen Quell erfrischenden Wassers.“

„Mein Gott! . . . Durchlaucht! . . . ich meinte es gut . . .“

„Ach ja . . . ach ja . . . Sie; aber er nicht. Immer setzt er mir das kalte, abgemessene Wesen einer Ehrfurcht entgegen, an die zu glauben, ich keine Ursache habe. Er schützt die Pflicht gegen sein Volk vor, sparsam zu sein — er ist nichts als ein Egoist, der sich beliebt machen will; mag dies auf Kosten der kindlichen Pflicht geschehen, ihn kümmert's nicht. Ach, ich weiß wohl, man hat mich arg beschuldigt, ich hätte keine Zärtlichkeit für diesen meinen Erstgeborenen; aber man urtheilt falsch. Man kann nur den lieben, der uns wieder liebt — ich kann mich eines solchen Zärtlichkeitsbeweises von seiner Seite, selbst als er noch Kind war, nie erinnern. Immer dieser abstoßende Ernst, diese Kälte, während seine Brüder mit Inbrunst an mir hingen. Ach, Rutowska, das ist es, was mich stets hinderte, diesen Sohn mit warmem Herzen zu lieben.“

Die Aufregung der durchlauchtigen Frau war so heftig, daß, als ihr Kammerdiener ihren zweiten Sohn, den Prinzen Karl meldete, sie zur Thür eilte und diesen ihren beklagenswerthen Liebling, den man auf einem Rollstuhle in's Zimmer fuhr, mit Leidenschaftlichkeit umarmte und in Thränen ausbrach.

Ach, gewiß mußte ihr Mutterherz stets auf's Schmerzlichste berührt werden, wenn sie diesen vorzüglich geliebten Sohn so unglücklich sah, der ohne fremden Beistand, seiner gebrechlichen Füße wegen, sich nicht von einem Ort zum andern bewegen konnte. Es lag der Ausdruck großer Gemüthlichkeit in den Zügen dieses Prinzen, die etwas krankhafte Blässe des Gesichtes und die Weichheit seines Organs riefen zum innigsten Mitleid auf. Er zählte jetzt dreiundzwanzig Lebensjahre und würde seinem Herzen nach sich der allgemeinen Liebe erfreut haben, wenn sein körperliches Gebrechen ihm verstattet hätte, mehr mit dem äußeren Leben sich vertraut machen zu können. So blieb es nur auf die Unterhaltung im engsten Kreise beschränkt, denn das feine innere Gefühl hielt ihn ab, seine Gebrechlichkeit in größeren Zirkeln zur Schau zu stellen — wie leicht hätte ein stummer Mitleidsblick ihn verletzen können. Der junge, ihm vor Kurzem erst zugetheilte Page, von Dziembowski, rollte den Stuhl in die Mitte des Zimmers und verließ das letztere dann, um außerhalb der ferneren Befehle zu warten.

„Ach, mein theurer Karl, warum hat der Himmel Dich nicht mir zum Erstgeborenen gegeben!“ rief die durchlauchtige Frau, ihn inbrünstig küssend — „Dein Herz verdiente es, einen Thron zu besitzen.“

„Aber meine Füße nicht, gnädigste Mama,“ antwortete der Prinz lächelnd — „vergessen Sie das nicht. Gestern sah ich beim Herumfahren in dieser mir eigenthüm-

lichen Equipage" — er deutete auf den Rollstuhl — „einen Bettler mit zwei ganz gesunden Füßen; der Mensch, der gewiß durch sein Bettelhandwerk alles Zartgefühls baar und ledig sein muß, bettelte mich nicht an, ich sah's in seinen Augen, daß ich ihm leid that. Ach, Mama, was soll einem Unglücklichen, den ein Bettler sogar zu bemitleiden sich gedrungen fühlt, ein Thron?"

Die Churfürstin Witwe fühlte die Wahrheit seiner Worte, sie weinte an seinem Halse bittre Thränen mütterlichen Schmerzes.

„Warum denn weinen, gnädigste Mama? bis auf meine Klumpfüße befinde ich mich ganz gut und bin gegen Andere immer noch im Vortheil. Denken Sie sich das Unglück, arm und so elend zu sein — ach, der Gedanke ist schon entsetzlich. Nein, weinen Sie nicht, meine liebste, theuerste Mama, ich bin noch lange nicht der Unglücklichste unter den Unglücklichen, mir ist ja die Erfüllung des schönsten Anspruches auf Glück geworden — ich werde geliebt. Gott hat es recht gut mit mir gemacht und Bruder Friedrich ist auf dem Throne ganz an seinem Platze — wer kann denn sagen, ob ich es mit dem besten Willen so wäre wie er?"

Die durchlauchtige Frau, so heftig empört sie auch gegen den Churfürsten war, vermied es doch, gegen ihren zweiten Sohn von diesem Gefühle zu sprechen; der feine Takt hielt sie ab, sich in Gegenwart desselben eine Blöße zu geben, denn die Hochachtung, welche in Karls Worten

hinsichtlich der Regierungsfähigkeit seines älteren Bruders lag, würde bei einem weiteren Eingehen auf dies ominöse Kapitel ihr jedenfalls einen tiefen Verdruß zugezogen haben. Sie suchte das Gespräch auf andere Gegenstände zu leiten, was ihr bei dem ihr zu Gebote stehenden Unterhaltungstalent auch vollkommen gelang. Ihre Erinnerungen an das reizende Italien, das sie mit einer gewissen Begeisterung schilderte, füllten das Stündchen, welches der Prinz bei ihr verweilte und als der Page von Dziembowski ihn wieder fortrollte, sagte er, die Hand der Churfürstin küssend: „Ach, gnädigste Mama, wenn ich mir ein Glück wünschte, so wäre es das: gesunde Füße zu haben, um mich frei bewegen zu können. Keine Schönheit der Natur sollte mir zu genießen entgehen. Das ist auch der einzige sündhafte Fleck an mir, daß ich darum die Glücklichen beneide.“

„Ja, meine gute Rutowska,“ redete die durchlauchtige Frau nach einer langen Pause — „wenn ich ein Glück noch wünsche, so ist es, meine Tage in Italien zu verleben, ich würde keine Sehnsucht, nach Sachsen zurückzukehren, fühlen. Ach, es ist ein Kummer, so wenig selbstständig zu sein, um diesen Wunsch erfüllen zu können.“

Dieser Gedanke leitete die Churfürstin von selbst wieder auf die Erinnerung an die Disharmonie mit ihrem erhabenen Sohne und sie ertheilte der Rutowska den Auftrag, Agdolo zu ihr zu bescheiden. „Es muß irgend ein Mittel aufgefunden werden, diese Angelegenheit in Ordnung zu bringen,“ sagte sie — „sie ist eine wunde Stelle an

meinem Herzen. Agdolo ist ein Genie im Erfinden, ich rechne darauf, daß er eine Hilfe in dieser Verlegenheit weiß."

Als Gräfin Rutowska von diesem Vertrauen der durchlauchtigen Frau zu Agdolo sprach, entgegnete dieser lachend: „Es giebt Momente, wo das Genie jeden vernünftigen Gedankens baar wird, an solch' einer durchlauchtigsten Unbesonnenheit kann man das beste Renomée verlieren. Ich weiß nur Einen Rath, er ist aber ein Opfer, zu dem sich die churfürstliche Durchlaucht nicht wird verstehen wollen."

„Und dieser Rath beträfe?"

„Den Verkauf des verpfändeten Schmuckes an den Churfürsten. Ich erkenne diesen Ausweg als den einzig noch übrigen."

Die Rutowska theilte den Zweifel Agdolo's hinsichtlich einer schweren Entschließung der durchlauchtigen Frau, den Schmuck zu veräußern, nicht. Sie kannte das heftige Verlangen der Churfürstin, um jeden Preis diese Angelegenheit, zu deren Ausgleichung dieser selber die Mittel mangelten, beendigt zu sehen, sie wußte, daß sie schon wieder in der Lage sich befand, Geldmangel zu fühlen und die Ueberzeugung, der Verkauf des Schmuckes müsse derselben doch mindestens eine Summe von 30,000 Thalern als Ueberschuß, nach Abrechnung des von dem Pfandleiher ihr vorgestreckten Kapitals nebst Zinsen bringen, war ein zu entscheidender Punkt, als daß die Gräfin einen

Zweifel an der Annahme dieses Vorschlags hätte hegen können.

Agdolo bemerkte darauf, daß, da es zu einem Uebereinkommen, wo es sich um eine so bedeutende Summe handelt, nicht nur des guten Willens des zahlensollenden Theiles bedürfe, sondern vielmehr der Möglichkeit, eine so große Summe leisten zu können. Er werde daher vor allen Dingen das Terrain sondiren und unter der Hand Graf von Sacken davon unterrichten, um von Diesem seine Meinung zu hören und ob des Churfürsten Kasse jetzt zu solcher Kapitalauszahlung disponibel sei.

„Die Frau Churfürstin kann sich immerhin Glück wünschen, die Minister zu Freunden zu haben, dies dürfte, vorausgesetzt, daß nicht der durchlauchtigste Herr Sohn auch da seinen eisernen Kopf dagegen setzt, die nöthigen Verhandlungen sehr erleichtern und beschleunigen," endete Agdolo seine Bemerkung und fügte scherzend hinzu: „Ich werde bei dieser Gelegenheit mich in einen Strudel von Opfern stürzen müssen und kein Diner, kein Souper, kein Dejeuner bei unsren Freunden und Feinden versäumen dürfen, um unter der Hand wirken zu können. Ach, es ist eine Riesenaufgabe, so hohes Vertrauen nach besten Kräften zu rechtfertigen; aber ich lebe nur für meine Freunde und vor Allen für Dich, meine Theure."

Gräfin Rutowska schien sich nicht berechtigt zu halten, diese schönrednerischen Schlußworte als unverbrüchliche Wahrheit zu nehmen, sie drohte ihm lächelnd mit

dem Finger und sagte: „Mein Schmetterling flattert zu gern, um mich glauben zu machen, daß er nur mein sein wolle.“

In der That fühlte sie sich jetzt um Vieles ruhiger, sie wußte das mit dem Zabeltitzer Landmädchen oder auch mit der Schloßjungfer, wie sie Agathe auch benannte, angesponnene Verhältniß als beendigt. Ihre Spione hatten ihr diese Gewißheit versichert und sie gab sich dieser Ueberzeugung mit so großem Wohlbehagen hin, als ihr die Kenntniß von ihres Gemahls geheimer **Liaison** schweren Verdruß verursacht hatte. Es war gewiß für eine Frau von so leidenschaftlichem Herzen eine betrübende Nothwendigkeit, zu ihrer Beruhigung immer Spione halten zu müssen, welche auf die Wege ihres Gemahls aufmerksam waren. Sie hatte von Zabeltitz aus Nachrichten empfangen, daß Agathe als Braut des Herrn Pfarramtscandidaten erklärt sei, welcher nächstens durch die Gnade des Churfürsten eine ziemlich einträgliche Stelle antreten werde. Von dem leichten Sinne Agdolo's hielt sie sich zugleich überzeugt, daß diese **Liaison**, sobald sie unmöglich geworden, keinen Nachhall bei ihm zurücklassen werde. Die stolze Frau, welche selbst nicht auf seine Treue zu ihrer eigenen Person bauete, tröstete sich damit, daß seine galanten Sünden eben so flatterhafter Natur in Bezug auf Andere seien.

Agdolo's Rolle zu Dresden war eine sehr schwierige. In's Geheim von den Besseren verachtet um seiner Lebensweise willen, lag es in seinem Interesse, grade diese Ge-

sellschaften zu den seinigen zu machen. Sein Gesellschaftertalent, die Schönheit seiner äußeren Erscheinung, seine feine Noblesse, machten ihn bei den Damen angenehm und so fand er da Eingang, wo die Verworfenheit seiner Gesinnungen, die er natürlich wohl zu verschleiern verstand, am wenigsten hinpaßte.

Ein solcher Zirkel hatte sich ihm in dem Hause des allgemein geachteten und bei dem Churfürsten in hohem Ansehen stehenden Kammer- und Bergraths Ferber geöffnet. Obwohl Ferber nur ein Bürgerlicher war, so hatten ihn doch seine gediegenen Kenntnisse zu einem der hervorragendsten Männer Dresdens gemacht, und die glücklichsten Vermögensumstände unterstützten ihn, mit den Adligen gleichen Schritt zu halten.

Man sah bei ihm die ersten Männer des Hofes, seine Gesellschaften waren glänzend und man fühlte sich geehrt, dort eingeführt zu werden. Fast alle ausgezeichnete Fremde, welche Dresden besuchten, kannten den Kammer- und Bergrath Ferber durch Renommée und diese Besuche verliehen seinen Zirkeln jene bedeutsame Brillance, welche eben sie so lockend machte. Man konnte das Ferbersche Haus den Hof des Genies nennen. Es war zugleich einer jener Orte, wo sich die in Dresden weilenden fremdem Gesandten privatim zusammenfanden, wo ihres officiellen Charakters nicht weiter gedacht wurde, indem man das Zusammentreffen im Ferberschen Hause als reine Freundschaftssache betrachtete und daher auch, wie sich von selber

verstand, Unterhaltungen über Politik in Gegenwart der Gesandten vermied.

Die Spannung, welche zwischen dem östreichischen und dem chursächsischen Hofe im Zunehmen war, machte überhaupt die größte Behutsamkeit im Aussprechen der Meinungen nothwendig. Der Churfürst Friedrich August hatte durch eine Handlung, die in seinem Rechte begründet lag, nach den Ansichten des östreichischen Hofes nicht nur die Hinneigung zu Preußen klar an den Tag gelegt, sondern auch gegen Oestreich, wenn auch nicht unmittelbar, einen harten Verstoß, den Ausdruck einer Feindseligkeit begangen.

Die Lehensstreitigkeiten der Grafen von Schönburg gegen die chursächsischen Oberhoheitsrechte hatten bisher schon, da Oestreich von dem einen, katholisch gewordenen Schönburg zum Beistand aufgerufen, dies reichsständische Haus als Vasallen des Prager Lehnshofes betrachtet wissen wollte, zu publicistischen Reibungen geführt, eine von Preußen ausgehende Aufforderung an Friedrich August von Sachsen, den Rechtsanspruch eines preußischen Adelsherrn, des Grafen von Finkenstein zu wahren, gab diesen Streitigkeiten endlich den anstößigen Charakter des Hasses. Graf von Finkenstein hatte nämlich eine Tochter des Schönburger Grafen, dessen Besitzthum in der Herrschaft Hinter-Glauchau bestand, zur Gemahlin und forderte deren Eingebrachtes, eine Summe von 20,000 Thalern, die ihm von dem Schönburger verweigert wurde. Der Chur-

fürst sah sich gezwungen, da keine Warnung bei dem Schönburger verfing, der von Friedrich dem Großen erfolgten Aufforderung Folge zu geben und somit wurde von Dresden aus die gerichtliche Execution in des Hinter-Glauchauer's Mobilien und dessen Herrschafts-Einkünfte verfügt.

Die Diplomatie fand in diesem gewahrten Hoheitsrechte des Churfürsten den Saamen böser Zwistigkeiten, deren Ausgang noch gar nicht abzusehen sei, und so sehr auch im Ferberschen Hause Alles vermieden ward, was irgend eine politische Färbung trug, so konnte es doch Niemandem entgehen, daß die Spannung der Höfe nicht ohne Eindruck auf ihre Vertreter geblieben. Bei dem Diner, welches Ferber zu seiner Geburtstagsfeier gab, und bei welchem sich der östreichische Gesandte, Baron von Knebel, der preußische Gesandte, Kammerherr von Arnim und der Fürst von Beloselsky, der russische Gesandte, eingefunden, konnte die kalte Höflichkeit Knebels gegen Herrn von Arnim und den sächsischen Conferenzminister, den Grafen von Schönborg, unmöglich übersehen werden.

Um diese sich Allen mittheilende üble Stimmung zu lösen, hob Ferber das Diner früher auf als es vorher in seiner Absicht gelegen — man zerstreute sich in die Zimmer, wo bereits die Lüster angezündet waren.

„Sehen Ew. Excellenz nur diese Vertraulichkeit zwischen Rußland und Preußen, Arm in Arm — es gab vor Jahren eine Zeit, wo Rußland die Preußen mit andern

Augen betrachtete," flüsterte hinter dem Baron von Knebel, der sich in einem Sessel niedergelassen, eine Stimme.

„Ach, Sie, Marchese d'Agdolo!" sagte der östreichische Gesandte, sich umblickend, und mit den Augen nach den Arm in Arm mit einander durch die Zimmer promenirenden Vertretern Rußlands und Preußens deutend, fuhr er mit ironischem Lächeln fort: „Das ist eine Freundschaft, die mit einem Kartenhause viel Aehnlichkeit hat, ein starker Luftzug bläs't sie um. Man muß nicht zuviel darauf geben. Sachsen ist allein zu bedauern, wenn es seine **tendresse** zu Preußen mit einigen trüben Erfahrungen bezahlen sollte."

„Glauben Ew. Excellenz nur, daß des Churfürsten Eisenkopf von Personen getadelt wird, die Höchstdemselben am Nächsten stehen sollten und doch nicht stehen."

Baron von Knebel nickte zustimmend. „Ich verstehe, Marchese, Sie meinen den üblen Handel mit der Churfürstin Witwe. Ich habe davon nur so von Weitem gehört, man hüllt diese Angelegenheit in einen Schleier. Nun, Sie sind ja bei der durchlauchtigen Frau in Ansehen, wie ich weiß — wie stehen die Sachen jetzt? — wenn Sie nämlich mir so viel Vertrauen schenken, aus der Schule gegen mich plaudern zu wollen."

„Excellenz," entgegnete Agdolo — „ich folge nur meinen Neigungen, wenn ich mit Ihnen über diese eben nicht erfreuliche Angelegenheit spreche, die mich und Alle empört, die es mit der so übel behandelten churfürstlichen Witwe

gut meinen. Wir geben der stillen Hoffnung Raum, daß vielleicht Ihre erhabene Kaiserin (Maria Theresia) dieser so tiefgekränkten churfürstlichen Witwe ein Beistand werden könne."

Der Gesandte kniff die Augen zu und blies den Athem vor sich hin, dann sagte er: „Die Verwicklungen würden sich nur häufen durch Theilnahme an dieser Familiensache."

„Familiensache?" gegenredete Agdolo lächelnd — „Ew. Excellenz befinden sich im Irrthum. Wir werden aus einer Familiensache eine öffentliche machen und der Kaiserlichen Majestät Anlaß zum Einschreiten verschaffen."

„Wie das, Marchese? sprechen Sie — Sie erwecken meine Neugier."

Agdolo warf den Blick prüfend über die in dem Zimmer Anwesenden und sagte leise, wie überhaupt dies Gespräch bisher nur leise geführt wurde, zu dem Gesandten: „Der Ort hier dürfte nicht recht passend zu so confidentieller Besprechung sein. Wenn es Ew. Excellenz beliebt, promeniren wir ein wenig, vielleicht finden wir ein Plätzchen, wo keine Gaffer sind."

Der Gesandte erfüllte sogleich diesen Vorschlag und Beide wandelten, scheinbar einen sehr heitern Gegenstand besprechend, denn Agdolo wies ein herzliches Lachen, durch die geöffnete Zimmerreihe.

Die Wohnung Ferbers, im Eckgebäude der Schreibergasse und des Altmarktes gelegen, bot einen ansehnlich lan-

gen Spaziergang durch eine Reihe Zimmer, die die ganze Länge des weit in die enge und durch ihre beiden ziemlich hohen Häuserreihen finstere Schreibergasse eingebauten Hauses einnahm, während die nach dem Markt liegenden Zimmer nur als Wohngemächer benutzt wurden. Die Gesellschaft, obwohl sie ziemlich zahlreich war, zerstreute sich doch nicht über das vierte oder fünfte Gemach hinaus und die weiteren Zimmer, die mit einigen in dem innern Hof gelegenen Piecen verbunden waren, wiesen sich nur selten besucht und dienten eigentlich blos zum Staate, um den Raum ansehnlich zu vergrößern.

In die letzte der Hofpiecen trat ein junger Mann in gesticktem Kleide, von einem Diener gefolgt.

„Haben Ew. Gnaden nur ein wenig Geduld, Mademoiselle Pauline wünscht Sie hier zu finden," sagte der dienstbare Geist. „Wenn sich der Herr Papa Kammerrath zum Spiel gesetzt haben werden, dürften wohl für Mademoiselle einige Augenblicke Zeit abfallen, um schnell hierher zu kommen."

„Avertire Er Mademoiselle Pauline, daß ich auf dem Posten bin," war die Antwort des jungen Mannes, der gleichzeitig dem Bedienten ein Douceur in die Hand drückte.

„Ew. Gnaden können sich auf meine ergebenste Submission wie auf einen Fels verlassen; sollte mir eine große Freude sein, Hochdieselben als glücklichen Schwiegersohn des Herrn Kammerrath zu sehen."

Mit diesen, dem jungen Manne, einem preußischen Gesandtschafts-Attaché, so schmeichelhaften Worten, in welchen unsre Leser zugleich die Enthüllung eines zarten, derzeit noch geheimen Verhältnisses zu der einzigen Tochter Ferbers finden, verließ ihn der Diener. Die Liebe ist für Alles sehr aufmerksam, jedes Geräusch erregte den jungen Mann, und als Minute auf Minute verging, ohne daß die schöne Pauline erschien, ließ der Wartende seine Uhr repetiren und murmelte ungeduldig: „Schon ein Viertel auf Sieben und sie haben sich noch nicht zum Spiel gesetzt, denn sonst wäre Pauline da — mein Gott, warum zögern sie heute nur so sehr? ... Ach! ich höre kommen... Schritte ... Mord und Tod, das kann Pauline nicht sein ... es sind zwei Personen. Man darf mich hier nicht sehen; aber wohin?“

In der That nahten zwei Personen, Baron von Knebel und Marchese Agdolo, mit einander in eifriges Gespräch vertieft. „Setzen wir uns hier, Herr von Agdolo, hier sind wir ganz ungestört,“ redete der östreichische Gesandte und fügte scherzend hinzu: „Diese Piece ist wie für uns gemacht, wir müssen Alles hören, was uns naht und diese gelben dicht vor den Fenstern herabfallenden Gardinen decken uns vollkommen vor dem Späherblicke eines Unberufenen, der aus irgend einem Zimmer im Hofe uns beobachten könnte. Fahren Sie fort, lieber Agdolo, Sie haben mein Interesse erregt und gewiß wird Ihro Majestät die Kaiserin sehr charmirt sein, hier, natürlich unter'm

Schutz des strengsten Geheimnisses, für die Absichten des kaiserlichen Hofes eine Thätigkeit entfaltet zu sehen."

Agdolo kam der ihm gewordenen Aufforderung sogleich nach und fuhr fort, mit glänzender Beredsamkeit einen Plan zu entwickeln, der dem sehr an Macht geschwundenen östreichischen Einflusse am churfürstlichen Hofe wieder in die Höhe helfen und denselben zur alleinigen Geltung bringen sollte.

„Köstlich, köstlich!" rief Baron von Knebel — „ich garantire Ihnen im Voraus die Gnade der kaiserlichen Majestät und eine Stellung bei uns, wie Sie sich dieselbe nur wünschen können, Herr Marchese. Die Welt kennt kein Beispiel solcher Undankbarkeit Oestreichs gegen seine geheimen Freunde, wie der König von Preußen solche gegegen den unglücklichen sächsischen Kabinetssecretair Menzel an den Tag legte. Er hat für den Aermsten auch nicht einmal ein Fürwort beim Friedensschlusse gehabt — pfui! Morgen sende ich einen Courier nach Wien, ich referire der Kaiserin alles zwischen uns Abgemachte. Von nun also keine offene Vertraulichkeit mehr zwischen uns Beiden vor der Welt, man muß eher glauben, es sei eine Kälte, eine Feindseligkeit zwischen uns eingerissen, das nützt unserm Geheimniß eher, als daß es schadet. Diese preußische Zuneigung des Churfürsten ist fatal, man muß sie mit allen Mitteln, die uns zu Gebote stehen, in Schach halten. Kommen Sie, mein theurer Agdolo, damit man uns nicht vermisse."

Beide verließen das Zimmer wieder. Nach einer längeren Pause theilten sich die vor einem der beiden Fenster zusammengezogenen, bis auf den Boden reichenden Gardinen, der Gesandtschaftsattaché, der sich in der Verlegenheit, nicht hier gesehen zu werden, hinter dieselben verborgen hatte, trat hervor.

„Der Himmel ist mir günstiger, als ich es verdiene,“ sagte er zu sich — „auf den Wegen der Liebe zeigt er mir zugleich die Art und Weise, wie ich mich in die Höhe poussiren kann — ich will seinen Wink nicht unbenutzt lassen.“

Jetzt öffnete sich die Tapetenthür, durch welche vorhin der Bediente sich entfernt hatte und durch welche nun des Kammeraths schöne Tochter eintrat.

Agdolo's Glück schien diesen Abend besonders zu leuchten, denn als er später eben zum Spiele sich setzen wollte, wurde ihm gemeldet, daß Bernardo, sein Bedienter, ihn in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen wünsche.

„Signor,“ wisperte Bernardo, der innigst mit allen Ränken und Intriguen seines Herrn Vertraute — „eine köstliche Entdeckung habe ich gemacht, die hübsche Mamsell von Zabeltitz sitzt mit dem Brummbär von Papa und mit der dicken Mama im deutschen Theater. Wenn Signor befehlen, so kapere ich ...“

„Ah, der Himmel hat Wohlgefallen an mir!“ rief Agdolo in lustiger Laune — „da giebt es einen brillanten Streich auszuführen. Bernardo, Mohammeds siebenter Himmel soll Dir zu Theil werden für Dein Genie. Zum

Teufel mit dem Spiel! jetzt lockt mich ein anderes, das mich mehr amüsirt."

Ein Mann wie Agdolo war nie um einen Vorwand zu seiner Entschuldigung verlegen und nachdem dies dem Kammerrath gegenüber geschehen war, verließ er dessen Haus.

Bernardo's Nachricht war vollkommen gegründet, der Schloßinspektor mit seiner Frau und Agathe saßen im deutschen Theater, wo heute zur größten Erbauung des Ersteren „Minna von Barnhelm, oder das Soldatenglück, von Herrn Lessing," wie die Anschlagszettel besagten, zur Aufführung kam.

Die Ursache, weshalb der Schloßinspektor nach Dresden gekommen, lag in der Nothwendigkeit, für Agathen, die nächsten Monat mit Herrn Benjamin Röhr copulirt werden sollte, um sogleich als Frau Pastorin mit demselben in seine ihm durch churfürstliche Gnade gewordene Stelle einzuziehen, Mehreres einzukaufen. Der kleine Ausflug in die Residenz sollte zugleich für das arme Ding, wie Herr Ulrich in seiner Barmherzigkeit Agathen, aber nur bei sich, nie in Gegenwart seiner Ehehälfte nannte, eine Ausschlagung, eine Zerstreuung werden. Im blauen Stern in Neustadt, wo er mit den Seinigen eingekehrt war, hörte er von dem an diesem Abend zur Aufführung kommenden Stücke höchst vortheilhaft sprechen, man lobte die Seilersche Schauspielergesellschaft außerordentlich und was war natürlicher, als daß, da der Schloßinspektor als

darzustellende Personen einen Major und einen Wachtmeister auf dem Zettel fand, sein Soldatenherz gewaltig angezogen wurde und er zu seiner Frau sagte: „Da müssen wir hineingehen, das Ding soll hübsch sein, wie's verlautet, 's kann auch auch nicht anders sein, 's kommen Soldaten drinne vor — da ist's was Kerniges, kein dummer Paßletang."

Und daß es auch in der That ein schönes Stück sein mußte, wies sich in der Ueberfülle des Publikums, nur mit Mühe bekam der Schloßinspektor mit seinen beiden Begleiterinnen Platz im Parterre.

„Der Just ist ein Mordkerl, Schockschwerenoth — das ist ein Soldat aus dem FF, Gott verdopple ihm's Traktement!" rief Herr Ulrich nach jedem Akte, während Agathe still und sinnend dasaß und recht mühsam die Thränen zurückhielt, denn das Gemälde der Liebe Minna's zu dem edlen Tellheim griff tief in ihr wundes Herz.

Die Vorstellung war geendet. „Haltet euch zu mir, Kinder, daß wir nicht etwa auseinander kommen," befahl Herr Ulrich; aber das Gedränge war so groß, daß der Schloßinspektor Anlaß zu der Bemerkung fand, „so ein abscheuliches Durcheinander wie hier, habe er nur ein einziges Mal im Leben mitgemacht und zwar in der Schlacht bei Roßbach, wo die Franzosen so vom Reißausteufel besessen gewesen wären, daß sie Alles über den Haufen gerannt hätten. „'S war 'n Bissel hübsche Gesellschaft, die Franzosen, ein Theil Diebe, ein Theil Lumpen und ein

Theil Lazarethbrüder — mit solchem Gesindel konnte keine Menschenseele was Vernünftiges ausrichten ... Himmeldonnerwetter, wer stößt mich denn so niederträchtig in die Kniee? da soll ja gleich ..."

In der That knickte der Schloßinspektor wie ein Taschenmesser zusammen und wäre fast zum Niederfallen gekommen. Dieser kleine Unfall vermehrte das Gedränge noch mehr, die martialische Grobheit Herrn Ulrichs führte eine sehr heftige Scene herbei und nur mit Mühe zog ihn seine Frau aus dem Tumulte heraus; aber als Beide sich auf die Stufen einer aufwärts führenden Treppe gerettet hatten, bemerkten sie erst, daß Agathe von ihrer Seite verschwunden sei. Der Frau Inspektorin wurde seelenangst, sie rief laut des Mädchens Namen, jedoch vergebens.

„Wird schon draußen sein, ist ja kein Kind mehr, habe doch keine Furcht," tröstete Herr Ulrich.

Als aber alles Gedränge sich verlaufen hatte, stellte es sich heraus, daß von Agathen keine Spur zu finden sei. Die einzige Hoffnung blieb, daß das Mädchen in der Angst bereits den Weg nach dem blauen Sterne eingeschlagen habe, und so eilten denn Beide, um so schnell als möglich ihr Gasthaus zu erreichen, die Frau Schloßinspektorin immer barmend: „Du Herrgottchen, das Mädchen ist stockfremd in der großen Stadt, wie soll 's sich nur da zurecht finden? Deine Grobheit ist aber an Allem schuld, Ulrich — wegen einem einzigen Stoße solch' einen Lärm anzufangen, 's ist ja heidnisch."

„Der Teufel ist heidnisch!“ brummte Herr Ulrich nebenher — „wegen eines einzigens Stoße Lärm anzufangen? das war aber auch ein Jesusknicker, wie ich in keiner Schlacht bekommen habe. O, Dir wär's recht, wenn sie mir beide Beine zerschlagen hätten, nicht wahr? schäm' Dich in Dein Herz hinein, Weibsbild, bist keines rechtschaffenen Feldwebels würdig. Pfui der Schande!“

Während der Schloßinspektor seinem Grimm durch einige ausgewählte Kernflüche Luft machte, und seine Frau ihr Lamento unausgesetzt erneute, denn im blauen Sterne angekommen, fanden sie Agathe nicht, erlebte diese selbst eine Ueberraschung, welche sie nicht im Geringsten erwartet hatte.

Als der Schmerz, den der Stoß in die Kniee ihrem Herrn Pathen und Vetter verursachte, denselben zur Entladung einer Batterie von Verwünschungen und Grobheiten gegen die hinter ihm aus dem Parterreraum Hinausdrängenden verleitete und einen bedeutenden Aufstand veranlaßte, der durch das Angstgeschrei von Frauenstimmen nicht wenig vermehrt wurde, sah sich Agathe plötzlich von ihrem donnernden Pathen hinweggedrängt und so unaufhaltsam zur Thür hinausgeschoben, daß sie gar nicht im Stande war, sich gegen diesen Drang zu stemmen.

„Folge mir, Agathe,“ sagte eine Stimme, nachdem sie sich im Freien befanden, dicht neben ihr.

Das Mädchen zitterte vor Schreck — diese Stimme! es war die Seine, die sie so lange nicht gehört hatte.

Das Erstaunen fesselte sie so sehr, daß sie keine Antwort zu geben im Stande war.

„Erkennst Du meine Stimme nicht mehr? ist Dir keine Erinnerung an mich geblieben? darauf hoffte ich noch. Ich hielt es nicht für möglich, daß Du den vergessen könntest, der Dich heute noch eben so heiß und innig liebt, wie zu der glücklichen Zeit, wo er Dich zum ersten Male sah."

Der Ton dieser Worte griff so tief in das Herz Agathens ein, daß sie, ihrer nicht mächtig, an die Brust des Sprechenden sank, der, seinen Mantel um sie werfend, sie langsam nach einer Taverne im italienischen Dörfchen führte, wo er, bekannt, das Mädchen in ein lauschig durchwärmtes Zimmerchen geleitete.

Dieser Abend war in Agathens kummervollem Stillleben von großem Einflusse.

Nie zitterte ihr Herz in so großer Aufregung als jetzt, wo der schöne Verführer ihr zur Seite, sein Arm ihren schlanken Leib umschlingend, ihre rosigen Wangen mit glühenden Küssen bedeckend, saß.

Ihr Eid, „lieben zu lernen", war ihrem Gedächtnisse entschwunden, sie liebte schon so inbrünstig, als nur je ein weibliches Herz zu lieben vermag. Welches Glück, welche Seligkeit in den Armen dieses Mannes, dessen ganze Seele eine Liebesglut schien, welches Entsetzen dagegen bei dem Gedanken, ein langes Leben hindurch das Weib eines Mannes werden zu sollen, den sie nicht liebte, vor dem sie sogar Scheu und Abneigung fühlte. Diese sich

schroff gegenüberstehenden Gegensätze bestimmten das Resultat dieser Stunde. Mit Allgewalt brach die unnatürlich zurückgedrängte Leidenschaft ihres Herzens durch, und sie gelobte ihm, die Seine zu werden, da er alle ihre Bedenklichkeiten hinsichtlich eines vielleicht zwischen ihm und der Rutowska bestehenden Verhältnisses mit der lachenden Antwort von sich abwies: „Die Gräfin glaubt mich durch ihr Vermögen zu fesseln, sie hält den Reichthum für den giltigsten Ersatz des Mangels an Liebenswürdigkeit. Ich habe bisher aus Diskretion ihre Hoffnung nicht niedergeschlagen; indeß, ich sehe mich nun dazu gezwungen. Ich hoffe wenigstens nicht, daß irgend Jemand mich solcher Thorheit fähig halten kann.“

Agdolo rief seinen Diener, um sie in den Gasthof zum blauen Stern zu geleiten, damit ihr längeres Ausbleiben nicht auffällig werde.

Agathe schied von ihm mit dem Versprechen, Niemand Anderem als ihm angehören zu wollen. Sie hatten eine Correspondenz mit einander verabredet — Agdolo wußte, daß das weibliche Herz durch nichts mehr als durch den Zauber geheimer Liebe gefesselt werde und dies Zauberband fesselte jetzt Agathen. Die Frau Schloßinspektorin war außer sich vor Freude, das Mädchen wiederzusehen, das vorgab, sich in der Angst und durch das Gedränge in Schreck gebracht, im Theatergebäude verirrt zu haben und erst später durch einen Theaterdiener auf den rechten Weg gebracht worden zu sein.

„Ja, ja, die Angst hat dem Kinde die Bäckelchen feuerroth gemacht, und es kann noch gar nicht zu Athem kommen," bedauerte Frau Ulrich. „Na, mich bringt schon so bald keine Menschenseele wieder in's Theater, das weiß ich. Hier kann Eins dem Andern ja verloren gehen, ohne daß man sich wiederfindet."

„Hm," brummte der Schloßinspektor sehr unwirsch, „um Dich ist mir nicht allzusehr bange. Dich bringen sie schon von selber wieder — müßte doch ein kurioser Kauz sein, der Dich mir abspenstig machen wollte."

. . . .

Agathens Lager floh der Schlummer, ein großes Ereigniß hatte sie berührt, und alle Saiten ihres Herzens tönten noch von dem übermächtigen Gefühle, das wieder so ganz und ungetheilt von ihr Besitz genommen. Und als die Ermüdung ihr die Augen schloß, führte der Traum, dieser Freund aller Liebenden, sein Bild vor ihre Seele, dem sie ewig angehören zu wollen geschworen hatte.

Die Mißhelligkeiten zwischen dem Churfürsten und seiner durchlauchtigen Mutter waren, da der Vorschlag Agdolo's, dem Ersteren den verpfändeten Schmuck zum Kauf anzubieten, von demselben abgewiesen worden, in kein anderes Stadium getreten, obwohl wieder ein Monat verflossen und die churfürstliche Witwe, um der unange=

nehmen Stellung am Hofe sich zu entziehen, zu Anfange des Jahres 1776 eine Besuchsreise nach Zweibrücken zu ihrer der Niederkunft nahen Tochter angetreten hatte.

Agdolo war von ihr zu ihrem Geschäftsverweser in dieser unangenehmen Angelegenheit ernannt worden und sein stets raffinirendes Genie hatte wieder einen andern Plan ersonnen, der in der That zu lockend war, um von dem Churfürsten so leicht eine Ablehnung zu erfahren.

Die churfürstliche Witwe war nämlich von Agdolo dahin bestimmt worden, ihre Erbansprüche auf die ihr nach dem Tode ihres Bruders, des Churfürsten von Baiern, zufallende Allodialverlassenschaft ihrem Sohne gegen eine Abfindungssumme käuflich zu überlassen. Der Churfürst von Baiern war zwar noch lebenskräftig, indeß kinderlos, und da mit seinem früher oder später erfolgenden Tode die Regierung auf die Wittelsbach-Pfälzische Linie übergehen mußte, so waren die Ansprüche seiner durchlauchtigsten verwitweten Schwester, als einziger rechtmäßigen Erbin des Allodialgutes, das heißt, alles Dessen, was dem Mannsstamme des Wittelsbach'schen Hauses, dem der Churfürst, ihr Bruder, und sie entstammte, eigenthümlich oder privatim zugehörte, unbestreitbar, und sie im vollkommensten Rechte, diese Ansprüche zu veräußern. Die Erwerbung dieser bedeutenden Ansprüche, deren Werth an 42 Millionen rheinische Gulden berechnet wurde, mußte für einen Regenten, wie Friedrich August, der seinem Lande durch jedes erlaubte und gerechte Mittel zum Wohlstande

zu verhelfen trachtete, als eine unabweisbare Acquisition erscheinen. Die Bedingung, den Schmuck zu kaufen, wurde indeß dieser lockenden Acquisition als unerläßlich angehängt.

Agdolo hatte deshalb viel Besprechungen mit den Ministern und seine Gewandtheit wußte ihnen die möglichste Beschleunigung dieser Angelegenheit als ein Erforderniß ihres eigenen Vortheils darzustellen, indem er auf die bekannte Großmuth der Churfürstin Witwe hindeutete, die durch die für ihre Ansprüche zu erhaltende, Millionen betragende Abfindungssumme in den Besitz einer Unabhängigkeit käme, welche ihr die Erfüllung ihres Wunsches, fern von Sachsen, in Italien, ihren Neigungen unbeschränkt leben zu können, möglich machen mußte.

Graf von Sacken hatte es übernommen, dem Churfürsten diesen Plan vorzulegen, der das betreffende Schriftstück aufmerksam durchlas, während der genannte Minister in gespannter Erwartung vor ihm stand und des Moments harrte, wo der junge Monarch eine Aeußerung darüber von sich geben würde.

Der Churfürst hatte zu Ende gelesen, blätterte dann noch einige Male in dem Hefte zurück, um — wie es schien — über mehrere Stellen sich zu verständigen, und legte es dann ruhig bei Seite.

Graf von Sacken fühlte sich höchst unangenehm getäuscht; selbst seine Bemühung, in dem Gesichte des Churfürsten den Eindruck, den der Vorschlag auf ihn gemacht,

zu lesen, scheiterte, denn die ruhigen und ernsten Züge seines Herrn wiesen auch nicht die geringste Veränderung.

„Ew. churfürstlichen Durchlaucht gnädigste Resolution?“ fragte er nach einer Weile.

„Meine durchlauchtigste Frau Mutter hat viel Freunde und treue Diener,“ antwortete der Churfürst, „das ist Etwas werth. Sie gehören auch dazu, Graf.“

„Ich werde es stets als das höchste Glück meines Lebens schätzen, Allerhöchstdero churfürstlichem Hause ein treuer Diener zu sein, und schmeichle mir, durch die treuen Dienste, die ich Ew. Durchlaucht höchstseligem Vater und Großvater geleistet, dies Bewußtsein vor Gott und der Welt rechtschaffen erworben zu haben.“

Der Churfürst warf den Kopf auf und behauptete eine Zeit lang Schweigen.

Die Verwirrung des Ministers, der schon zuweilen ähnliche Proben von der Abneigung seines Herrn gegen seine Person empfangen, stieg von Sekunde zu Sekunde; er befand sich in der That in einer höchst unangenehmen Stellung, diesem schweigenden Ernste gegenüber.

Nach einer Weile sagte der Churfürst:

„Ich werde später darüber Resolution geben. Was giebt es weiter?“

Graf von Sacken legte ihm mehrere Schriften vor, unter andern ein Schreiben der Wiener Hofkanzlei, das dem churfürstlichen Kabinet zugekommen.

Friedrich August nahm es zum Durchlesen mit den Worten:

„Es wird die Schönburger Lehnsstreitigkeiten betreffen — nichts Anderes.“

In der That enthielt das Schreiben das von Maria Theresia an Chursachsen gestellte Verlangen, „in den schönburgischen böhmischen Lehensherrschaften die Dinge in den vorigen Stand wiederherzustellen.“

„Recht muß Recht bleiben,“ sprach der Churfürst; „die Verdrehung des Rechts ist ein Fluch für Fürst und Volk. Sie werden, Graf, Sr. Majestät dem Könige von Preußen Mittheilung von diesem Schreiben machen und zugleich das Ansuchen, Allerhöchstdessen Verwendung bei der Kaiserin Majestät hinsichtlich einer nöthigen Ausgleichung dieses odiösen Streites betreffend, darin aufstellen.“

„Und was befehlen Ew. churfürstliche Durchlaucht der Wiener Hofkanzlei zur Antwort zu geben?“

„Daß ich blos meine Hoheitsrechte behauptet hätte, ohne die etwaigen böhmischen Lehensrechte zu beeinträchtigen; der Gang des Rechts gegen den Grafen könne nicht unterbrochen werden.“

Graf Sacken notirte den Befehl. Der Churfürst schien etwas angeregt worden zu sein, ein lebhaftes Spiel seiner Züge, das in seinen hohen Altersjahren als ein fast nervös scheinendes Zucken bei irgend einer Aufregung sich darstellte und stets ein Beweis übler Stimmung war, verrieth jetzt die Aufwallung von Zorn, den er empfand.

„Es ist ein Unglück für den Schönburger Grafen, daß er katholisch geworden," sagte er; „er muß bei den rechtschaffenen Leuten an Achtung verlieren, weil sein Religionswechsel nicht die Frucht der Ueberzeugung, sondern der Spekulation auf kaiserlichen Schutz ist, um sich meiner Justiz zu entziehen. Solche Proselyten sind mir abscheulich, es ist Religionslästerung, die sie treiben. Ich werde aus confessioneller Rücksicht für den Grafen kein Haar breit von meinem Rechte vergeben. Als Protestanten achtete ich ihn, den Katholiken aus Spekulation verachte ich. — Fertigen Sie die Schriften aus, Graf."

Als Sacken den Churfürsten verlassen hatte, trat bald darauf Marcolini, den russischen Fürsten Orlow in's Zimmer geleitend, ein. Orlow, der sich bereits im verwichenen Jahre bei seiner Anwesenheit in Dresden als Vertreter russischer Prachtliebe und russischen Reichthums gezeigt hatte, war für den Churfürsten kein Unbekannter, und der Empfang, welcher ihm von dessen Seite zu Theil wurde, ein darum um so offenerer, herzlicherer.

„Ew. Durchlaucht sind Kenner und Kunstliebhaber," sprach der Churfürst im Verlaufe der Unterhaltung — „und so gewährt es mir doppeltes Vergnügen, Ihnen dies Mal etwas Schönes, sowohl im Stoffe als in der kunstvollen Arbeit meinem Lande eigenthümlich Angehörendes zu zeigen. Wie gefällt Ew. Durchlaucht diese Consoletischplatte?"

In der That war diese Tischplatte ein ausgezeichne-

tes Werk sächsischen Kunstfleißes. Der Name des Churfürsten war aus Oelsnitzer Perlen, der Churhut, die Blumen und das Laubwerk, die denselben umrankten, aus 132 guten inländischen Steinarten kunstvoll zusammengefügt. Neuberts geschickte Hand hatte dies Kunstwerk verfertigt.

„Meine Gemahlin beschenkte mich damit zu meinem Geburtstage,“ erklärte der Churfürst heiter, als er das Wohlgefallen Orlows bemerkte. „Ew. Durchlaucht dürfen freilich nicht an diese sächsischen Perlen den Maßstab des Werthes legen, den die Ihres Andreasordens haben.“

Der Fürst entgegnete darauf, daß wohl überhaupt der Werth der edlen Steine ein imaginairer sei, dasselbe Verhältniß wie bei Gold und Silber. Marcolini's Augen ruhten mit großem Wohlgefallen auf dem von Orlow getragenen Andreasorden, und der Churfürst, der dies bemerkte, sagte lächelnd:

„Sehen Ew. Durchlaucht nur meinen Camillo an, er hat sich in Ihren Orden verliebt. Ach, dem Aermsten hat dieser heilige Andreasorden manchen bittern Verdruß bereitet!“

„Verdruß? In wie fern?“

„Er wünschte nämlich von Ihrer Souverainin mit dem Andreasorden beehrt zu werden und seine von mir unterstützte Bitte, welche deshalb nach Petersburg an meinen dortigen Gesandten ging, blieb ohne alle Berücksichtigung.“

„Ich kann mich keines solchen Ansuchens erinnern,

und doch habe ich ein zu treues Gedächtniß, um so leicht Dinge zu vergessen, die unter allen Umständen durch meine Hand gehen müssen, selbst wenn sie durch die Luft zur Kenntniß meiner allergnädigsten Herrin, der Kaiserin, gekommen wären. Ohne meine Ausfertigung würden sie nie zur Vollziehung gelangen," entgegnete Orlow und fügte nach einer kurzen Pause Nachsinnens mit Bestimmtheit hinzu: „Nein, es ist kein solches Ansuchen an der Kaiserin Majestät gelangt — ich bin dessen gewiß."

Das Staunen des Churfürsten und Marcolini's war außerordentlich.

Der Letztere äußerte, daß, da die Behauptung des Fürsten in keinem Falle zu bezweifeln wäre, so ließe sich kein anderer Gedanke fassen, als daß irgend eine Unterschlagung dahinter stecken müsse.

Der Churfürst sagte:

„Noch will ich nicht glauben, daß irgend eine Bosheit, eine Absichtlichkeit sich dahinter verbirgt, vielleicht nur eine Nachlässigkeit, die an und für sich schon strafbar genug ist."

Da Orlow sowohl als Marcolini bemerkten, wie sich des Churfürsten eine Verstimmung bemächtigte, die seinen strengen Zügen den Ausdruck des Verdrusses gab, so ließen sie diesen Gegenstand des Gesprächs fallen, und erst als Orlow, begleitet von Marcolini, wieder zurück durch die Schloßgänge schritt, that der Erstere der unangenehmen

Erfahrung eine Erwähnung, welche Marcolini durch ihn zu Theil geworden, indem er sagte:

„Ich werde mir die Ehre geben, bei meiner Kaiserin Majestät der Vertreter des Wunsches Ew. Excellenz zu sein, und bin im Voraus überzeugt, daß demselben die huldvollste Gewährung werden wird. Jedoch erlaube ich mir die Bitte an Ew. Excellenz zu richten, diese (wollen wir sagen) Unterschlagung Ihres Gesuches gründlich zu untersuchen — ich wünsche dies zur Rechtfertigung meiner Behauptung, Sr. churfürstlichen Durchlaucht gegenüber.“

Marcolini ließ es um so weniger an einer Zusage dieser Bitte fehlen, da, wie er erklärte, es ja auch sein eigener Wunsch sein müsse, seinen geheimen Feind kennen zu lernen, denn eine Nachlässigkeit, wie der Churfürst in seinem stets zu milder Beurtheilung geneigten Sinne anzunehmen sich berechtigt glaube, walte da keineswegs vor.

In der That wußte und fühlte Marcolini recht wohl, daß am Dresdener Hofe die Blicke des Neides und der Mißgunst auf ihn, den Freund des Churfürsten, gerichtet waren. Besonders war es Graf von Sacken, welcher öfterer schon Beispiele davon an den Tag gelegt hatte, und Marcolini sprach im Vertrauen zu Orlow auch die Vermuthung aus, daß, wenn irgend eine Intrigue bei Unterschlagung dieses Ordensgesuches thätig gewesen, sie auch nur von diesem Minister ausgegangen sein könne.

Während am Hofe sich die Parteien in ihren Wünschen und Bestrebungen einander hinderlich zu sein suchten

und Haß, Neid, Bosheit und Eigennutz gegenseitig ihre Pläne durchkreuzten, vibrirten diese Neigungen sogar in niedere Kreise herab, welche auf eine oder die andere Art mit der oder jener Hofpartei in Verbindung standen.

Zu diesen niederen Kreisen gehörte die Haushaltung Hewalds, des Sekretairs der Churfürstin Witwe.

Er selbst, ein schwacher, charakterloser Mann, würde als Null sowohl von seiner als auch von der Gegenpartei betrachtet worden sein, wenn er nicht das Werkzeug einer Person gewesen wäre, die, auf einer tiefen Stufe der Moralität stehend, ihn vollkommen beherrschte. Diese Person war seine Haushälterin, Emilie Gozza, eine Italienerin von Geburt, früher eine Schönheit, welche um der ärgerlichen Scenen willen, die durch sie in verschiedenen Ehen sich ereignet hatten, ihren Dienst beim churfürstlichen Hofe zu verlassen gezwungen worden war. Hewald fühlte sich an diese Person so unwiderstehlich gefesselt, daß er sie zu seiner Haushälterin machte und unter diesem Deckmantel — wer konnte dem einzeln stehenden Beamten dies verwehren? — mit ihr in wilder Ehe lebte.

Ein fleißiger Besucher der Hewald'schen Wohnung war Marchese Agdolo; der Gozza, seiner Landsmännin, Neigungen, die Gemeinheit und Frivolität ihrer Gesinnungen, zugleich aber der Haß gegen die churfürstliche Partei bei Beiden, bildeten die Harmonie ihrer gegenseitigen freundschaftlichen Beziehungen. Agdolo brauchte indeß die Vorsicht, die beiden Eingänge des Hauses, in welchem

Hewald wohnte, zu benutzen, um seine Besuche daselbst vor den Umwohnenden seltener erscheinen zu lassen. Dies Haus hatte einen Eingang von der Moritzstraße sowohl als von der Frohngasse, und dieser günstige Umstand mußte einem Manne, wie Agdolo, der alle Ursache hatte, den Schein eines günstigen Renommée's für sich möglichst zu bewahren, sehr passend erscheinen.

An einem der Januarabende fand sich der Marchese bei seiner Landsmännin ein. Hewald war seiner Herrin, der Churfürstin, auf der Reise gefolgt und sie daher gänzlich unumschränkte Herrin ihres Thuns und Treibens, welches sie der Schicklichkeit wegen, wenn Hewald sich zu Hause befand, doch einigen Formen unterwerfen mußte.

Ein üppiges, verbuhltes Weib, von mittler, gedrungener Statur, etwas gebräuntem Teint, ein paar Feueraugen, die wie Blitze unter den langen Wimpern hervorleuchteten, aufgelös'tem, schwarzem Haare, das, wie Ebenholz glänzend, Nacken und Schultern umgab, lag sie im leichten, losen Gewande auf dem Sopha, eine Zither im Arme, über deren Saiten zuweilen ihre Finger hinglitten.

„Auf Cavaliersparole, Emilie, wenn der Satan einen Trappisten in die Enge treiben will, daß der arme Schlucker bei allen seinen Heiligen keinen Rath und Trost mehr gegen den sündhaften Adam in sich finden soll, so läßt er ihn von einem Weibe träumen, wie Du eins bist, so ausschließlich für Cytherens heiteren Dienst geschaffen — und alle seine Tugend ist beim Teufel!“

Mit dieser Schmeichelei, die nicht ohne Kern der Wahrheit war, begrüßte Agdolo seine Seelenfreundin, die ihre Finger über die Saiten gleiten ließ und lachend antwortete:

„Das Compliment paßt eben so prächtig auf Dich, denn es ist kein Zweifel, daß die Kirche keine eilftausend Jungfrauen aufzuweisen hätte, wenn Du früher zur Welt gekommen wärest.“

„Köstlich, Emilie! Köstlich! Eilftausend Jungfrauen! **Maledetto!** Eine Riesenaufgabe für Einen Mann. Ah, man hat mit einer einzigen Keuschheit seine Noth, und eilftausend! Ha, ha, ha! Die ganze Hölle ginge daran zu Grunde — nun, gönnen wir der Kirche diesen Vorzug, sie hat eine reichliche Absolution für uns, was brauchen wir mehr?“

„Hewald hat geschrieben,“ erwähnte die Gozza im Laufe der Unterhaltung — „der Narr hätte Bußprediger werden sollen — ich soll sparsam sein; was sagst Du dazu, Marchese?“

„Er ist ein Deutscher, ein Sachse — diese Menschen haben drei Viertel Fischblut in sich, das letzte Viertel ist erst ein Gemisch von Warm und Kalt. Schade, daß er nicht des Churfürsten Rechnenmeister ist!“

Die Unterhaltung lenkte sich nun auf die neuesten Vorgänge bei Hofe. Agdolo erzählte, daß sein Vorschlag, den er im Namen der Churfürstin-Witwe ihrem Sohne gemacht, die Ansprüche der hohen Frau an das bairische

Allodialerbe gegen eine zu bestimmende Abfindungssumme zu erwerben, jedoch nur unter der Bedingung, auch den verpfändeten Schmuck käuflich an sich zu bringen, angenommen sei und der Churfürst die einleitenden Verhandlungen zur Regelung dieser Angelegenheit anbefohlen habe.

„Wäre der Schmuck unser, Marchese!“ rief die Gozza — „ha, so reich zu sein! Wie hoch im Werthe glaubst Du ihn?“

„Siebenzig= bis achtzigtausend Thaler.“

Die Gozza faßte heftig den Arm Agdolo's und ihre feurigen Augen starrten ihn unverwandt an. „Marchese,“ sagte sie — „dieser Reichthum unser — unser! Ha, wer ein Mittel wüßte, diesen Schmuck zu rauben!“

Agdolo entgegnete lachend:

„Erfinde eins, Eva — mein Gewissen ist weit genug, um eine Sünde von 40,000 Thalern ohne Beschwerlichkeit fortzutragen, eine Sünde gegen den Churfürsten, meinen zärtlich geliebten Gönner.“

Die Gozza senkte den Kopf nieder und schwieg — die Möglichkeit, wie dieser Raub auszuführen, schien sie zu beschäftigen; indeß es war nur ein Uebergang zu einem ernsten Denken, der bald wieder verflog und der frivolen Laune Platz machte, welche zwischen Beiden als Ton der Vertraulichkeit galt.

„Wie weit bist Du bei Deiner Magdalena gekommen?“ fragte sie dann lachend.

Agdolo antwortete:

„Wenn nicht eben diese Tugend ein Magnet für mich wäre, ich würde die Versuche aufgegeben haben, sie zu brechen. Ach, solche starre Jungfräulichkeit ist zum Verzweifeln; aber der Widerstand reizt — sie muß mein werden, bei allen Göttern der Ober- und Unterwelt!“

„Ich bin glücklicher als Du, Marchese,“ scherzte die Gozza — „sieh' das Etui an, ein Geschenk von einem Galan, der sich sterblich in mich verliebt hat.“

Das Etui enthielt ein paar schöne Ohrgehänge.

„Wer ist der Cupido?“ fragte Agdolo; „es ist kein armseliges Präsent, das er Dir hier verehrt hat.“

„Ein junger hübscher Mann, etwas blöde, furchtsam; aber ich bin seine Madonna. Seit drei Wochen wohnt er in diesem Hause. Du wirst ihn kennen lernen — es ist um Sieben, das ist die Zeit, wo er nach Hause zu kommen pflegt.“

„Wie? bist Du schon so weit mit ihm, daß er...?“

Agdolo's Frage wurde durch Geräusch von Schritten im Vorhause unterbrochen.

„Das ist er!“ rief die Gozza.

Ein junger, nobel gekleideter Mann trat ein.

„Was sehe ich, Baron von Hikelin? Sie?“ rief Agdolo, in dem Eintretenden den preußischen Gesandtschaftsattaché erkennend, dem er nicht nur bei Ferber, sondern auch an andern Orten, wo sich die vornehme Welt einzufinden pflegte, oft begegnet, aber keine weitere Annäherung mit ihm gesucht hatte.

Der junge Gesandtschaftsattaché schien sehr befangen, fast bestürzt, Jemanden hier zu finden, der ihn kenne. Agdolo hielt es für nöthig, ihn dieser Schüchternheit zu entreißen, indem er sich ihm sowohl als Landsmann als auch durch Verwandtschaft mit der Gozza Befreundeten vorstellte.

Das herzliche Entgegenkommen Agdolo's schien des jungen Staatsmanns Befangenheit zu heben; des Marchese Gesellschaftertalent, der es so wohl verstand, den Ton der Vertraulichkeit anzuschlagen, vervollständigte den guten Eindruck, und so verstrichen bald ein paar Stunden im heitersten Gespräche, zu dem die Gozza durch lebendigen Humor nicht wenig beitrug.

„Neun Uhr schon?“ rief der Baron, auf seine Uhr schauend; „wo ist denn der Abend hin?“

„Wir haben ihn begraben, lassen Sie ihn schlummern,“ lachte Agdolo; „es ist mir lieb, Herr Baron, daß dieser Abend Ihnen so schnell vergangen; das ist ein Zeichen von guter Unterhaltung und ich erlaube mir, wenn Ihnen nämlich das Anerbieten der Mühe werth scheint, es anzunehmen, Sie um baldige Fortsetzung unsrer Begegnung hier zu bitten. Vielleicht kann ich Ihnen mit meinen Erfahrungen irgendwie nützen; meine mannigfachen Verbindungen am hiesigen wie an den auswärtigen Höfen könnten Ihnen bei Gelegenheit einmal von Vortheil sein und es würde mich freuen, Ihnen auf irgend eine Art dienen zu können.“

„Herr Marchese, ich wünsche, daß dieser Abend für

mich der Schöpfer des Vergnügens geworden sein möge, einen Freund gewonnen zu haben," antwortete der Gesandtschaftsattaché verbindlich und verließ die Wohnung der Gozza in Begleitung Agdolo's. In der That schien der Marchese in dem jungen Diplomaten einen herzinnigen Freund gefunden zu haben, der sich ihm gern hingab und von welchem Agdolo die schöne Hoffnung hegte, daß es keine große Schwierigkeit machen werde, ihn allmählig zur Ausübung einer Niederträchtigkeit, das heißt, eines Verrathes an den Geheimnissen der Correspondenz des Königs von Preußen mit dessen Gesandten, Herrn von Arnim, zu treiben. Das Glück schien dem Marchese von allen Seiten her günstig zu sein. Die näheren Beziehungen, in die er jetzt durch die Angelegenheiten der Churfürstin Witwe zu den beiden Ministern, Grafen von Sacken und Freiherrn von Ende, getreten, waren ihm höchst ersprießlich in Bezug auf die geheimen Mittheilungen, die er an den östreich'schen Gesandten, Baron von Knebel, zu machen versprochen. Agdolo besaß so feine politische Fühlhörner, daß es ihm leicht wurde, die Schwächen Derer herauszufinden, mit denen er in Umgang kam, und so war es ihm bald gelungen, beider Minister intimster Freund zu werden. Sacken, dessen leidenschaftlichem Temperamente es wohlthat, seinen Groll über den Churfürsten gegen einen Vertrauten — und Agdolo, der von Friedrich August verabscheute Abenteurer, war ihm ein solcher — ausschütten zu können, hatte bald kein Geheimniß mehr vor dem Mar-

chese, den er sogar öffentlich an seiner Tafel für seinen besten Freund erklärte, was am Hofe in der That nicht wenig Aufsehen machte und der Gegenpartei bedeutenden Stoff zur Indignation gab. So erfuhr Agdolo so viel, als er nur wünschen konnte, um sein Versprechen gegen den östreich'schen Gesandten zu erfüllen. Gelang es ihm jetzt noch, den Galan der Gozza zum Verrathe der Depeschen seines Königs an den Gesandten zu bewegen, so war sein geheimes Werk der Spionerie ein vollkommenes. Das Glück stand ihm in allen Unternehmungen bei, selbst seine Frivolität feierte einen glänzenden Sieg und war zugleich unter dem Schleier eines Geheimnisses gesichert, welches unenthüllbar schien.

. . . .

Die Märztage waren wieder gekommen. Die ungewöhnlich lauen Lüfte des Februars (1776), der einem an Kälte furchtbaren Januar gefolgt war, hatten dem jungen Grün auf Feld und Flur den Anstrich der schönsten Frische verliehen, und die Schneeglöckchen, diese lieblichen Erstlinge wiederkehrenden Frühlings, hoben ihre zarten, weißen Häupter triumphirend empor als Erstlinge schöner Hoffnungen, als Verkünder besserer Tage.

Im Walde war noch Alles stumm, kein fröhlicher Sänger wies sich in dem Gezweig, nur der Südwest, der über die hohen Wipfel hinrauschte und am Waldessaume hinfegte, sang sein eintönig Lied in die tiefe Stille hinein. Aber zwischen den flüchtig am Himmel hinjagenden Wol-

ken wies sich der blaue Aether, von der bleichen Märzsonne angehaucht, und auch das war eine Tröstung auf bessere Tage, auch der blaue Aether sprach vom Vertrauen auf eine glückliche, sonnenreiche Zukunft zum Herzen, dem alles Vertrauen entschwunden war im tiefsten Leid.

Da im Walde, unweit des einsamen Hauses, dessen Bewohner die geistesirre Königin von Saba, der blödsinnige junge Mensch und die alte Margareth waren, saß traurig, das schöne Gesicht vergrämt auf die Brust herabgesenkt, in tiefem Nachsinnen, ein junges Mädchen, und zu dessen Füßen hockte der arme Blödsinnige, seine wässerigblauen Augen unverwandt auf die vor ihm sitzende schweigende Gestalt gerichtet. Es war ein recht trauriges Bild, was die Beiden unter den Waldbäumen, in deren Geäst es so geheimnißvoll rauschte und braus'te, in ihren Personen darstellten. Ein leises „Juhu!“ drang aus des Blödsinnigen Munde und als das Mädchen aufschaute, den Blick nach dem dunkeln Geäst richtend, und in der Miene den Anflug von Spannung, als wäre das „Juhu“ eine Stimme von Oben herab gewesen, die ihr zugerufen, sie ermuntert habe aus ihrer Träumerei, da schien der Aermste ihren Irrthum zu begreifen, und sie leise anstoßend, sagte er:

„Ich war's, Gathel; da oben ist Niemand, als die Krähen, die so eklig krächzen — ich kann die Krähen nicht leiden — Du auch nicht, gelt?“

„Nein.“

Wieder herrschte tiefe Stille zwischen Beiden. Bei

dem jungen Mädchen das vorige Versunkensein in schwere Gedanken, bei dem Blödsinnigen dasselbe unverwandte Anstarren ihres Gesichts.

„Gathel!... Gathel!...“

Der Aermste wiederholte den Namen so oft, bis die Genannte ihm Aufmerksamkeit schenkte.

„Die Margareth ist recht dumm, nicht wahr? Hat's nie glauben wollen, daß ich 's Jesuskindlein bin, jetzt weiß sie's.“ Und ein triumphirendes Lächeln huschte über die schlaffen Züge seines Gesichts. „Ja, ja, jetzt weiß sie's, weil mich die Engel besuchen,“ fuhr er fort — „Du bist ein Engel und heißest Gathel... ja, sagt die dumme Margareth, jetzt ist ein leibhaftiger Engel bei Dir, jetzt seh' ich ihn selber.“

Mitleidig strich das Mädchen ihm über die Stirn.

„Die Geschichte vom gefallenen Engel mußt Du mir wieder erzählen... wenn der hier wäre bei uns im Walde ... gelt, Gathel? ... aber solche Engel sind recht traurig ... nein, ich mag keinen andern, als Dich... Dich habe ich lieb.“

So ausdruckslos sein Blick auch sonst war, jetzt schien er plötzlich verändert; die wässerig blauen Augensterne strahlten von einem seltsamen Glanze, der selbst auf die weichen, schlaffen Züge seines blassen Gesichts nicht ohne Wirkung blieb, denn sie wiesen sich in einem belebenden Lichte, und wir möchten den Vergleich dafür aufstellen, als wenn eine ebene, sonst reizlose, von uns stets nur in fahlem

Mondlichte gesehene Landschaft, die wir mit der Empfindung des Unheimlichen betrachteten und so bald als möglich ihren unerquicklichen Anblick zu meiden suchten, plötzlich uns im Sonnenscheine sich darstellt — es ist dieselbe reizlose Landschaft noch, dieselbe traurige Oede; aber der allgewaltige Lichtstrahl gießt auch über sie den Nimbus des Lebensfrischen, den Glanz erhöhter Lebensthätigkeit. Das war der Ausdruck eines Gefühls, welches ein in nächtliche Bande geschlagener Geist gewaltsam in die ihm fremde Welt des Wirklichen ausstrahlte und welches für Momente das ihn umgebende Dunkel erhellte, aber dann eben so plötzlich wieder verschwand.

Es schien für das Mädchen ein großer Schmerz zu sein, den Blödsinnigen von dieser Zuneigung sprechen zu hören.

„Du weißt wohl um den gefallenen Engel? Du bist recht gut, Gathel... erzähl' mir's doch wieder ... 's war recht hübsch ... der Margareth mußt's auch erzählen, die ist recht dumm."

Zwischen die Bäume hindurch glitzerte die Abendsonne. Gathel konnte sie sehen, sie saß ihr gegenüber an einen Stamm gelehnt, der Blödsinnige aber, mit dem Rücken gegen das sinkende Tagesgestirn zu, und dem Mädchen in's Gesicht schauend, konnte nur die absterbenden Lichtreflexe sehen, die in die Tiefe der Baumnacht hineinspielten und einzeln verschwanden. Die purpurrothe Sonnenscheibe übergoß den Westhimmel mit einer hellen Gluth;

die Wolken, die vereinzelt im blauen Aether schwammen, waren in diesem Lichthauch gebadet und wiesen sich, je nach ihrer eigenen Färbung, als lichtere oder tiefere Töne in dem purpurglänzenden Luftmeere. Die niedrigen Häuser des Sandes waren von einer brennenden Gluthfarbe überströmt, der Boden selbst schien einen rothen, durchsichtigen Nebel auszuduften, und das Gezweig, das am Waldessaume von den Bäumen niederhing, glich dunklem Gewebe, durch das die flammenden Strahlen sich Bahn brachen und zu den Füßen der entfernteren Stämme, und an diesen herunter, ihre Funken streuten.

Gathel mußte vom gefallenen Engel erzählen, der Blödsinnige ließ nicht ab mit seiner Dringlichkeit.

„Es war einmal eine Mutter, die hatte ihr Töchterchen so herzlieb, daß sie Blut und Leben hingegeben hätte für das Kind. Da kam aber ein böses Fieber und warf es nieder auf's Krankenlager und der Tod kam auch und sagte Amen zu dem jungen Leben. Und wie nun die Mutter am Bette ihres todten Kindchens stand, das so still lag und keinen Blick mehr für Mütterchen hatte, da stürzten helle Thränen aus den Augen der armen Frau und sie rief zum lieben Gott empor: „Warum hast Du mir denn mein einziges Kindchen genommen und mir so weh' gethan an meinem Herzen, daß ich mit in's Grab steigen möchte? Ach, wie kannst Du so hart sein gegen eine arme Mutter, die keine andre Freude auf Deiner Welt hatte, als eben ihr liebes Kindchen? Du hast mich recht elend gemacht,

hast mir mein Alles genommen.“ — Das aber hörte der liebe Gott und trug Erbarmen mit der armen Mutter und sandte einen seiner Engel, der so rein und schuldlos wie der Lichtstrahl selber war, daß er das todte Kindchen wieder belebe und dieses fortan auf Erden wandle. Ach, das war eine Freude für die arme Mutter, als ihr todtes Kindchen die Augen wieder aufschlug, und sie herzte und küßte es, daß es ganz naß von ihren Thränen ward. Sie wußte aber nicht, daß jetzt ein Engel in ihrem Kindchen wohnte, das nun so freudenvoll aufwuchs, daß es Aller Lust war und es Alle herzlieb hatten. Nach Jahren aber starb Mütterchen und der Engel war nun verwais't.“

„Das ist recht hübsch,“ rief der Blödsinnige, da Gathel jetzt eine Pause machte und, mit den Händen die Augen überdeckend, lange Zeit vor sich hinsann. Dann redete sie weiter:

„Das Licht ist der Engel Speise; so lange sie im Lichte leben, sind sie selig. Wenn aber die Erde mit ihren Freuden ihnen schöner scheint, verliert das Licht in ihnen seine Kraft und sie werden dunkel und finster, wie die bösen Menschen es sind. Da fand sich nun zu dem Engel, der jetzt auf Erden wandelte, die Verführung, und die Erde dünkte ihm schöner als der Himmel, woher er gekommen. In ihm wurde es dunkel und immer dunkler, bis er auch den letzten Lichtstrahl aus sich verlor und nun keinen Pfad mehr zurückfand zu seiner alten Heimath. Der Engel war gefallen und die Finsterniß, in der er nun

Tag und Nacht wandelt, verdeckt seine Thränen der tiefen Reue — er möchte zurück zum Himmel; aber es ist kein Licht mehr in ihm und kein Licht auf seinem Wege. Der gefallene Engel weint in seiner Nacht — mit dem Lichte ist ihm Alles verloren gegangen, sein Frieden, sein Himmel."

Gathel schwieg.

Die Abendsonne war unterdeß hinter den fernen Höhen des linken Elbufers verglüht; die Lichtfunken, die noch vor Kurzem durch das Gezweig des Waldsaumes auf die Stämme und den Boden fielen, waren verschwunden, eine röthlich durchhauchte Dämmerung breitete sich über die Häuser des Sandes; nur am Westhimmel schossen noch einzelne blendend rothe Lichtstrahlen zum Zenith der Himmelswölbung hinauf — es war Abend geworden.

Der Blödsinnige schaute unverwandt auf das Gesicht Gathels, die den Blick nach den letzten Lichtstreifen im Westen richtete. Im tieferen Walde lagerte bereits Nachtduster. Ein plötzliches „Juhu" und ein rasches Aufspringen des armen jungen Menschen deuteten an, daß irgend Jemand nahe. So war es auch. Aus der Tiefe des Waldes kam flüchtig die Gestalt eines Mannes.

„Agdolo!" rief Gathel und eilte ihm entgegen.

Der Blödsinnige blieb an einem Baume stehen, die wässerig-blauen Augen stier nach dem Herankommenden richtend, ohne — wie früher — Freude bei seinem Anblicke zu zeigen. Er ging dann langsam hinter Beiden her.

„Eine trostlose Gesellschaft," sagte Agdolo, als er mit Gathel an dem Blödsinnigen, der heute für ihn kein Juhu, keine Sylbe zu haben schien, vorüberging — „aber ich kann es jetzt nicht sogleich ändern, Du mußt Geduld haben, meine Herzliebste. Bald soll Alles anders werden."

„Ach, wenn sich auch Alles verändert, wird's auch so in meinem Herzen werden? Die Angst tödtet mich fast, ach, Agdolo, es giebt Augenblicke, wo ich im Grame sterben möchte. Kommst Du aber, dann lebe ich wieder auf, dann vergesse ich Alles — ja ich vergesse, daß ich ..."

„Was?"

Gathel zögerte, dann sagte sie leise: „Daß ich oft an Dir zur Zweiflerin werde."

Agdolo schlug ein lautes Gelächter auf. „Das macht die Einsamkeit, die nagt und peinigt — ich glaube das gern. Hier würde ich umkommen vor Langeweile. Ach, meine arme Gathel, Du dauerst mich, so jung, so schön und so einsam leben zu müssen, nur auf die wenigen Stunden hingewiesen, wo ich bei Dir bin. Habe Geduld, meine Taube, ehe noch der Winter wiederkehrt, lebst Du in einem schönen Hause, fern von hier — in Italien, wo der Himmel ewig blau ist. Wie sehne ich mich nach dieser Zeit."

Gathel schmiegte sich innig an ihn an, das war ein Trost für sie, der ihr Herz mit Freude erquickte. Jedes solches Wort der Herzlichkeit blieb in der Einsamkeit, in

der sie hier lebte, eine wohlthuende Erinnerung, an der sie zehrte.

„Ah, ich erinnere mich ja," sagte Agdolo nach einer Weile — „einen süßen Bissen für Mosje Eustach. Hierher, Juhu — Pfefferkuchen. Laßt ihn Euch wohl schmecken, mein Prinz."

Lachend reichte Agdolo dem hinter ihnen her Gehenden den Leckerbissen, den er ihm gewöhnlich mitzubringen pflegte.

Mechanisch nahm der Blödsinnige den Pfefferkuchen, biß hastig hinein, dann, als wenn ihn ein Abscheu oder Ekel dagegen überkomme, schleuderte er ihn beiseite längs des Weges.

„Wie? undankbarer Schlingel, Du wirfst mein Geschenk weg?" rief Agdolo, der es bemerkt hatte.

„Ich esse mit den Engeln, ich bin's Jesuskindlein," entgegnete Eustach mit einem Trotze, der, ganz ungewöhnlich an ihm, weniger an das Possenhafte streifte, als seine übrigen Neigungen.

„Das Thier würde ein Gallenfieber bekommen, wenn man es für seine Unart strafte," sagte der Vorige verächtlich, sich von dem Aermsten abwendend, der, während Beide dem Hause zuschritten, stehen blieb und ihnen mit stumpfen Blicken nachschaute.

Aber diese kurze Unterbrechung diente dazu, in Agdolo's Herzen ein tiefes und wahrhaftes Mitleid für Gathel zu erwecken. „O Du armes, armes Liebchen," sprach er

mit einer Innigkeit, wie Gathel sie schon lange nicht mehr von ihm gehört hatte — „ich beklage Dich um des traurigen Lebens willen in dieser Höhle des Unglücks. Wie groß ist Deine Liebe zu mir! — Du hast mich noch nie eine Klage hören lassen und doch bist Du zum Lichte, zur Freude geschaffen. Gathel, liebst Du mich noch mit so inbrünstigem Herzen wie früher — jetzt noch so mit dem ganzen vollen Gefühl, wie Du mich liebtest, daß es Dich antrieb, Alles was Dir lieb und theuer war, mir zu opfern?"

„So wie damals, unverändert!" schwor Gathel feierlich — „Gott weiß es, in meiner Seele ist kein Falsch."

„O mein trautes, liebes Herz!" rief Agdolo in großer Erregung — „wäre ich halb so gut wie Du, daß ich Deiner würdig wäre und nicht erröthen müßte vor Dir! Ach, das Leben in der großen Welt hat mich verdorben und wie ich hier stehe vor Dir, so bin ich ein schwerer Sünder. Könnte ich so rein und heilig werden wie Du es in Deinem unverdorbenen Herzen bist!"

In der That war es eine tiefe, übermächtige Empfindung, die den in Frivolität versunkenen Weltmann jetzt durchschauerte. Seine Stirn auf Gathels Schulter gedrückt, hielt er das Mädchen fest mit seinem Arme umschlossen, als fürchte er, es sich entrissen zu sehen.

„Weißt Du nicht, was die Schrift sagt? „Es wird über neunundneunzig Gerechte kein solch' Frohlocken im Himmel sein, denn über einen einzigen Zurückgekehrten,"

redete Gathel sanft. „Ich weiß nicht, wessen Du Dich anklagst und warum Du vor mir erröthen mußt; aber sei da nicht furchtsam, es giebt für Alles eine milde Vergebung, wenn Du nur gut machen willst, worin Du gefehlt hast. Könnte ich nur immer bei Dir sein, Du solltest darum gar nicht bangen und zagen."

Agdolo hob langsam das Gesicht auf von ihrer Schulter, er zögerte mit einer Antwort. „Später sollst Du Alles erfahren — jetzt nicht. O zur Reue habe ich noch viel Zeit, ich muß erst noch ..." fast hastig fügte er hinzu: „Für Dich fürchte nichts — an Dir will ich treu handeln, Gott soll Zeuge sein, daß ich Dir das schwöre — er soll mich hier und jenseits strafen, wenn ..."

Gathel ließ ihn nicht ausreden, sie kam in Angst über seine Heftigkeit, sie flehte ihn an, sich zu mäßigen, denn sie habe ja keinen Zweifel an ihm.

Wenige Augenblicke später war die tiefe mächtige Erregung, von der sich Agdolo so unwillkürlich ergriffen fühlte, verrauscht, er war wieder der Alte — nur Gathels Gegenwart hielt ihn ab, über seine eigene Schwäche zu spotten, wie er das ihn so gewaltig überraschende Gefühl einer Selbsterkenntniß, das Auftauchen des bessern Theiles seines Selbst nannte.

Drin im Hause begegneten sie der alten Margareth, die ein Feuer auf dem Heerde anzündete, um die Abendmahlzeit zu bereiten. Die alte Person mit den tief eingegrabenen Zügen, hatte die Brille auf und neben dem Feuer,

dessen Reißigtheile in starkem Dampfe in den Schlot hinaufwirbelten, lag ein großes aufgeschlagenes Bibelbuch, ein Ueberbleibsel aus dem vorigen Jahrhundert mit Messingschloß und schweinslederner Schaale.

„Nun, Margareth, wenn irgend ein Mangel an Hexen sich einstellt, ich werde Sie recommandiren. Es fehlt Ihr auch nicht das Jota zur vollkommenen Hexe, Besen und Ofengabel hat Sie hier und wie ich sehe, auch ein Beschwörungsbuch, wahrscheinlich ein Erbstück von Ihrer würdigen Großemutter."

„Ach, ich bitte Dich, Agdolo, treibe mit der guten Margareth keinen so schlimmen Scherz," flehte Gathel.

„Ei, laß mich doch — muß erst sehen, was in dem Teufelsbuche steht. Ein Bild — bei meiner Seele, ein erschrecklich schönes Bild. Sieh' her, Gathel, daß ich Recht habe, die Margareth ist eine Hexe comme il faut — da lernt sie's daraus, wie sie die Leute verhext. He, alter Maulwurf, was bedeutet das Bild?"

„Untergang der aufrührerischen Rotte Korah," antwortete die Alte und fuhr in dem theilnahmlosen gleichgiltigen Tone, in dem sie das gesagt hatte, fort: „Und fuhren hinunter lebendig in die Hölle, mit Allem, das sie hatten, und die Erde deckte sie zu, und kamen um aus der Gemeine."

„Es ist das heilige Bibelbuch, in dem Margareth lies't," erklärte Gathel.

Agdolo schlug ein helles Gelächter auf und verließ die Küche, mit seiner Geliebten in die Stube tretend.

Die Königin von Saba lag krank darnieder, sie hatte schon viele Tage lang nicht gesprochen, das eingefallene Gesicht deutete auf ein langsames Versiechen dieses elenden, umnachteten Daseins.

Agdolo trat zu ihr, sie hob wohl die Augen auf, aber so ausdruckslos, so ungewiß hatte er ihren Blick noch nicht gesehen. Es dauerte ziemlich lange, ehe sie auf seine Reden eine Antwort gab. Es schien indeß eine merkliche Veränderung in ihrem Irrsinn vorgegangen zu sein, als ob mit dem allmähligen Hinsiechen der Körperkraft die schwere Fessel, die auf ihrem geistigen Theil lastete, weniger drückend sei wie sonst.

„Salomo hat mich vergessen,“ redete sie ... „in seinem Gedächtniß giebt's keine schöne Königin von Saba mehr. Ich war sehr schön, drum liebte er mich so sehr ... Wenn er zur Regierung gelangt wäre, hätte ich mit ihm auf dem Throne gesessen ... darauf hoffte ich ... ich träumte davon ... ach, der Traum war so schön vom Throne und all' dem Glanze ... jetzt träume ich nicht mehr davon ... ich bin recht häßlich geworden ... bin keine Königin mehr ... ich bin verrückt, haben sie mir gesagt“ ... ein flüchtiges Lächeln huschte über das bleiche Gesicht und nach einer Weile hörte Agdolo und Gathel sie leise sprechen: „Ich bin nicht verrückt, ich weiß Alles noch ... Alles ... ich habe nichts vergessen ... nein, gar nichts.“

Gathel empfand den Schauer des Unheimlichen, ihr zum Mitleid gestimmtes Herz zitterte stets in der Nähe der Unglücklichen, sie bat Agdolo, sie nicht mehr zum Reden aufzufordern, sie in Ruhe zu lassen.

„Nein, sie ist im Zuge, wie nie bisher, laß mich. Vielleicht entlocke ich ihr das Geheimniß, das ihr Wahnsinn verbirgt.“ Und sich zu der Geistesirren wendend, fragte er leise: „Ihr wüßtet noch Alles, schöne Königin von Saba?“

Die Kranke hob den niedergesenkten Kopf langsam auf, ihr verschwimmender Blick, der im Lichte der düster brennenden Lampe zum grauenhaften Stieren ward, richtete sich, wie es schien, mit Anstrengung auf den Fragenden, welcher unter dem Eindruck dieses Blickes ein Beben kaum verbergen konnte.

„Alles ... ja, ich weiß Alles noch,“ antwortete sie... „die Kaiserstochter aber ... sie hat mir mein Glück gestohlen ... ja, sie, sie ... Salomo's älterer Bruder wäre ohne Erben gestorben ... und er dann auf den Thron gekommen ... er und ich ...“

„Ha, welche Entdeckung!“ rief Agdolo halblaut vor sich hin und die Ueberzeugung, daß er dem Geheimnisse auf der Spur sei, überwand bei ihm jeden Anflug von Grauen. Er trat zu ihr hin und flüsterte ihr einige Worte in's Ohr.

Der Eindruck, den diese Worte auf die Geistesirre machten, war fast entsetzlich. Sie fuhr wie von einem

heftigen Schmerze gestochen in die Höhe und ein Schrei entrang sich ihrem Munde.

„Ja! ja! ist er da? kommt er zu mir? will er mich endlich zu seiner Königin machen?“

Diese rasch hintereinanderfolgenden Fragen wurden durch das gellende Juhu des Blödsinnigen plötzlich beendet, der mit einem mächtigen hinter sich herschleppenden Tannenreiß hereinsprang und wie toll mit dem letzteren in dem engen Raume herumfocht, so daß Agdolo und Gathel zu Häupten der Lagerstätte der Kranken flüchten mußten, um nicht mit dem in schwirrenden Kreisen herumgeschwenkten Reiß in unangenehme Berührung zu kommen. Gathel hatte die Lampe schnell vom Tische weggerissen, sonst würde das unsinnige Gebahren Eustachs sie heruntergeworfen und sie sich im Dunkel befunden haben.

„Die Hölle verschlinge den Verrückten!“ murmelte Agdolo zornig, denn diese Störung zerriß den Faden des Geheimnisses, den er so unerwartet aufgefunden.

Erschlafft sank der Blödsinnige endlich neben dem Lager der Königin von Saba zusammen, die seit seinem Eintritt still geworden war. Nach wenigen Minuten herrschte die tiefste Ruhe in dem engen Raume, nur das tiefe Aufathmen Eustachs blieb noch hörbar.

„Jetzt ist Alles vorüber — der Satan mußte diesen unsinnigen Schlingel auch grade jetzt hereinführen, wo ich dem Ziele so nahe war,“ grollte Agdolo in sich hinein, denn er wußte aus Erfahrung, daß jede Störung bei der Gei=

ſtesirren denſelben Eindruck hinterlaſſe, als wenn man die Saiten eines Inſtruments mit Gewalt berührt und der Ton noch lange fortzittert, ehe er erſtirbt. Sie war dann nicht mehr zum Sprechen zu bewegen, es ſchien, als ob der äußere Eindruck unauflöslich ihren Mund feſſele.

Agdolo verließ mit Gathel die Stube und Beide begaben ſich in das wohnlich hergerichtete Obergeſchoß des kleinen Hauſes. Hier wohnte Gathel. Wie ein ſtilles Heiligthum prangte hier ein einfaches Zimmerchen, lauſchig durchwärmt. Wenn ſich auch keine Spur von beſonderem Wohlſtand hier fand, ſo erfreute ſich doch das Auge an einer großen Sauberkeit. Die wenigen Möbeln deuteten auf eine Abſtammung aus früherer Zeit, ſie waren feſt und gediegen. Ein Fußteppich bedeckte die eine Hälfte des Bodens, während deſſen andere Hälfte glänzend weiß geſcheuert ſich wies.

Gathels Neugier war erregt worden, ſie wollte wiſſen, was Agdolo der Geiſtesirren zugeflüſtert habe. „Einen Namen, nichts als einen Namen,“ antwortete dieſer ausweichend, und die Gewandtheit, die er beſaß, ſchnell eine Lüge zu erſinnen, kam ihm hier trefflich zu Statten. Er erzählte Gatheln, daß er in dem Geheimniß dieſer Unglücklichen eine Schändlichkeit ahne, welche von einem Mächtigen an ihr begangen worden und die er ſich beſtrebe, zu enthüllen, um dem Rechte, der beleidigten und mit Füßen getretenen Unſchuld, Genugthuung zu verſchaffen.

Gathel umſchlang ihn aus Freude, ihn ſo ſprechen zu

hören. Sie versprach, Alles ihm getreulich zu berichten, was sie über die Aermste erfahren könne und vielleicht sei das grade durch die alte Margareth möglich, denn, wenn sie sich nicht ganz täusche, so habe diese alte schweigsame Person sie recht lieb.

Agdolo antwortete nichts darauf. Es war ein ganz eigenthümlich widerwärtiges Gefühl, das er nicht nur der alten schweigenden Magd gegenüber, sondern selbst dann empfand, wenn blos von ihr geredet wurde und manchmal schon hatte er es versucht, darüber zu spotten; aber der Spott erlahmte jederzeit an der unangenehmen widerlichen Empfindung, welche ihm der Gedanke an diese alte Frauensperson verursachte. „Sollte mir von dieser stummen Parze ein Leid bevorstehen?“ fragte er sich dann; aber es beruhigte ihn, weil er sich dergleichen nicht als möglich denken konnte.

Daß Margareth ihm indeß auch nicht geneigt sei, zeigte der Augenschein, denn in ihrem stets gleichgiltigen Blicke lag eine unsägliche Verachtung und eben da es so selten war, daß er von ihr ein Wort hörte, hatte ihre Erklärung des Bibelbildes vom Untergange der aufrührerischen Rotte Korah einen peinlich unheimlichen Eindruck auf ihn gemacht, dem er sich, wie wir bereits wissen, unter einem erkünstelten Gelächter schnell zu entziehen suchte. Auch jetzt wußte er die Unterhaltung schnell auf einen andern Gegenstand zu leiten.

„Hebe diese Briefschaften in Deiner Kommode auf, es sind für mich Schriften von größter Wichtigkeit, welche

ich gern sicher wissen möchte," sagte er, ein Päckchen Briefe aus der Tasche ziehend — „ich werde Dir von Zeit zu Zeit etwas der Art in Verwahrung geben. Sie betreffen das Glück unsrer Zukunft. Gelingt der Plan, den ich jetzt verfolge, wirst Du noch vor Ablauf dieses Jahres ein fürstliches Leben führen."

Nicht diese Aussicht auf eine glänzende Zukunft, sondern der schöne Gedanke, er, den sie so sehr liebte, beschäftige sich auch fern von ihr mit ihrem Glücke, heiterte Gathel so sehr auf, daß sie die ganze Anmuth entfaltete, welche ihn früher so sehr an sie gefesselt und ihren Besitz wünschenswerth gemacht hatte.

Es war eine der wenigen Stunden ihres Liebesglückes, die sie jetzt verlebte und welche in der tiefen, traurigen Einsamkeit ihres Aufenthaltes in diesem Hause des Elendes einem glänzenden Sonnenstrahle glich, der plötzlich den nächtlichen Himmel durchbricht.

Arm in Arm verließen sie später das einsame Haus, sie begleitete ihn zu dem Wagen, der am Waldwege seiner harrte. Draußen war es recht düster geworden, nur erst, wenn sich die Augen an das Dunkel gewöhnt hatten, ward der Weg erkennbar. Agdolo strauchelte über etwas, als sie vor die Thür traten.

Ein fast grunzendes Juhu belehrte ihn, daß es der Blödsinnige sei, der hier vor dem Hause hocke und den er getreten hatte.

„Begleite mich, Eustach," sagte Gathel.

Mechanisch schritt der Aermste hinter ihnen her und als sie vom Waldwege, wo der Marchese Abschied von ihr genommen und in den Wagen gestiegen war, wieder zurück nach dem Hause eilte, ließ Eustach ein gellendes Juhu nach dem andern erschallen über den todtstillen Sand hin, daß der Wiederhall aus dem Walde heraus von den Stämmen zurückschlug, als wäre er belebt von unheimlichen Bewohnern.

Gathel wollte ihren Begleiter zur Ruhe bringen, er solle sein Geschrei mäßigen.

„Nein, nein, ich muß schreien, denn ich bin's Jesuskindlein wieder ... und der Engel ist auch wieder mein!" jubelte der Blödsinnige und durch die an beiden Seiten des Mundes zum Schallrohre gefalteten Hände schrie er noch viel toller sein Juhu über die in tiefer Ruhe liegende Fläche hin.

Erschrocken über das ungeberdige Wesen Eustach's floh Gathel eilig dem Hause zu, dessen Umriß sich als dichter, finstrer Schatten in dem Düster abzeichnete — in mächtigen Sätzen folgte ihr immer lauter kröhlend ihr Begleiter.

Nur solch' hoher Liebesmuth gehörte für ein so junges Mädchen als Gathel war dazu, um hier in dieser traurigen Einsamkeit auszuhalten, nicht zu verzweifeln. Es war ein Opfer ohne Gleichen, das sie dem Manne ihres Herzens brachte — sie hatte Alles verlassen um sei-

netwillen, allen den süßen zur zweiten Natur gewordenen Gewohnheiten des sorgenlosen Lebens entsagt.

Jener Abend, wo sie mit ihrem Herrn Pathen und dessen Frau in Dresden im Theater gewesen und mit Agdolo, durch die List dessen Dieners, zusammengeführt worden war, hatte über ihr Geschick entschieden. Gewaltiger als früher noch stieg die Leidenschaft in ihrem jungen Herzen auf und wurde durch einige geheime Besuche genährt, die Agdolo in Zabeltitz machte. Die Hindernisse, die sich ihm bei dieser Liaison entgegenstellten, machten ihm eben dieselbe so anziehend, daß auch er kein Opfer scheute, um hier zum Ziele zu gelangen. Die früh einbrechenden Dezember-Abende begünstigten die jeweiligen geheimen Zusammenkünfte mit Gatheln im Zabeltitzer Garten, dessen entlegenste und einsamste Parthieen er genau kannte. Wer hätte ahnen können, daß Gathel bei den Besuchen, die sie zuweilen des Abends bei der Familie des Zabeltitzer Pastors Herrn Hildebrand machte, der ein Verwandter Röhrs war, das Glück des geheimen Wiedersehens ihres Geliebten genieße, welcher ihrer im Dunkel der hohen Taxushecken harrte, an denen ihr Weg durch den Schloßgarten vorüber nach der Pfarrwohnung führte?

Mit süßem Entzücken dachte sie dieses, von kalten Winterabenden verhüllten Geheimnisses — ja, der Gedanke war eine stille Seligkeit für sie. Wie heiß und innig mußte der Mann sie lieben, der solches Opfer für sie nicht scheute!

u desto erschreckender erschien ihr die Zukunft an Röhrs Seite. Dieser Mensch hatte auch gar nichts an sich, was nur die geringste Anziehungskraft auf sie ausgeübt hätte. Jetzt, wo er in nächster Zeit Pastor wurde, ließ er nicht selten den pfäffischen Hochmuth durch sein aalglattes Wesen schimmern, der salbungsreiche Ton, in dem er redete, klang mehr als widerlich in Agathens Ohr, es war Alles künstlich gemacht, erlernt an dem Menschen, nichts natürlich, in seiner Redeweise mangelten die Töne aus dem Herzen, die unter allen Umständen wieder den Weg zum Herzen finden. Sie rechnete das als Glück, daß er jetzt von Geschäften zurückgehalten, nur selten zum Besuch nach Zabeltitz kam. Ohngefähr acht Tage vor dem Christfeste stellte sich Herr Benjamin Röhr abermals ein, er lud seine Frau Muhme, die Pastorin, ein, mit der Frau Schloßinspektorin und der Jungfer Agathe, seiner herzallerliebsten Zukünftigen, zum zweiten Weihnachtsfeiertage eine Besuchsreise zu ihm zu machen, damit doch die beiden Letzteren sein Domicil kennen lernten. Für eine gute Aufnahme dürften sie nicht Sorge tragen, das sei schon Alles abgemacht. Er werde sogar einen recht bequemen und gegen alle Witterung schützenden Wagen mit gutem Gespann auf halben Weg ihnen entgegen schicken. Der Frau Schloßinspektorin erschien diese Einladung als eine außerordentliche Artigkeit, die durchaus nicht abgeschlagen werden dürfe. „Da sieh'st Du, Gathel, wie Dich Dein Herr Zukünftiger ästimirt," sagte sie — „den mußt

Du auf den Händen tragen, das ist ein Mann, wie man nicht so leicht wiederfindet. Und was wirst Du für eine hübsche Frau Pastorin spielen! na, mein Herr Liebster hat's schon gesagt, unsre Gathel müssen wir auch ausstaffiren, daß es nur so feine Art haben soll. Da stimme ich ihm ganz bei — sollst nicht wie eine „Hungerleiden mein Gemüthe“ und „erbarm' Dich, Gott, meiner Schuhe“ zu Deinem Herrn Zukünftigen kommen, nein, stattlich und proper, wie mein Herr Liebster, Dein Herr Pathe, sagt — so will ich's auch haben. Sie sollen 'mal die Augen aufreißen, die Leute dort, über ihre Frau Pastorin.“

Die Freude der würdigen sonst seelenguten Frau that der Gathel ordentlich wehe und jagte ihr große Angst in's Herz. Der Gedanke an diese Besuchsreise machte sie zittern, sie erschien ihr wie eine Verbindlichkeit gegen Herrn Röhr, und ihr Herz sträubte sich, länger noch unwahr zu sein, ihn, den sie nicht liebte, in einer Täuschung zu erhalten, die doch früher oder später, auf welche Art es auch sein mochte, zerrissen werden mußte. Das war ein großer und schwerer Kummer für das junge Mädchen, da es nicht wußte, wie das anzufangen sei.

Alles das änderte sich unerwartet. Denselben Abend noch sah sie Agdolo und ihre Zukunft ward entschieden, obwohl sich durch diese Entscheidung erst die Angst in Gathels Herzen zum höchsten Grade steigerte und nur die Leidenschaft zu dem Mann ihrer Liebe derselben das Gleichgewicht hielt.

Der Weihnachtsabend kam heran. Der Schloßinspektor ward, je mehr dieser Abend hereindämmerte, desto feierlicher gestimmt. Heute lag sein martialisches Wesen gleichsam unter Ketten und Banden, er war außerordentlich sanft. Selbst der Portier, sein alter Kriegskamerad, machte diese Wahrnehmung und sagte zu Gathel: „'S Christkindel muß Ihrem Herrn Pathen gewaltig im Kopfe stecken, denn so lammfromm hab ich'n meiner Seel' noch nicht gesehen und wir kennen 'nander 'n bissel lange schon. Nicht 'n einziges Donnerwetter, nicht 'mal 'en unschuldige Schockschwerenoth ist ihm über die Zunge gesprungen, als er die Leute beim Schneewegräumen kommandirte — 's verwundert mich, und die Leute sagten: Der Herr Schloßinspektor hat heute 's Brummeisen vergessen, er hat 's gute Käppel auf."

So war's auch. Und wie die Zeit des Anbrennens der Lichter am Christbaum kam, da mußte Gathel hinaus in die Küche, um draußen auf das „Herein" des Herrn Pathen zu warten.

Solche Familienfestlichkeiten, wie die kleinen Freuden des Christabends, sind die festesten Wurzeln im Herzen des Kindes wie des Greises, der rothe Faden des stillen Glückes, wie es die Erinnerung selbst in den Tagen der Trübsale festhält.

Der Schloßinspektor kommandirte diesmal sein martialisches „Herein" nicht, sondern er holte Gathel, und wie er sie an der Hand zum lichterfunkelnden Christbaume führte,

wo Frau Ulrich stand, sagte er: „Na, Gathel, 's ist heut das letzte Mal, daß wir Dir bescheeren, auf's nächste Jahr mußt Du's selber thun und sei's aus fröhlichem Herzen.“

„Ja, als Frau Pastorin brauchst Du nicht zu knappen und zu sorgen, wo's morgen wieder einkommen soll, was Du heute giebst, das ist schon eine köstliche Sache. Na, wir haben's auch nicht nöthig und haben's auch nicht gethan. 'S ist heut Dein Abschieds-Heiliger Christ und sollst Dich an den nur mit Freude erinnern, deshalb haben wir's auch darnach gemacht,“ redete Frau Ulrich.

Das griff tief in Gathels Herz und sie fiel Beiden um den Hals unter vielen, vielen Thränen.

„Na, gehst ja nicht aus der Welt,“ sagte der Schloßinspektor tröstend — „'s ist mit Dir ein ganz andrer Casus, als mit dem langen Mecklenburger, wie der von der Compagnie Abschied nahm. Das war'n Kerl wie'n Riese, der 'n Teufel aus der Hölle herausgeholt hätte, wenn er dazu kommandirt worden wäre. Da hatten wir aber einen hochstelzigen Herrn Lieutenant, einen leibhaftigen Himmelsakrementer, wie der die Leute schuriegelte. Na, was war's: Der lange Mecklenburger versteht einmal unrecht und der hochstelzige Herr Lieutenant kriegt von ihm den Auszahl, daß er todt auf dem Platze bleibt. Damals konnte man nicht lange fackeln, 's Kriegsgericht condemnirte nach dem Buchstaben und — 's war grade Weihnachtsabend — als sie den Mecklenburger in den Graben führten. „Jungens, zündet mir meinen Christbaum gut an, 's ist

heut mein letzter in dieser schlechten Welt — adieu, ganze Compagnie!“ Der Mecklenburger konnte nicht über die Kameraden klagen, sie hatten ihn gut getroffen, jeder Schuß zündete ihm ein Licht auf seinem letzten Christbaum an — 's war auch eine Weihnachtsfreude, die aber der Teufel holen soll.“

„Aber, Mann! Ulrich! Schloßinspektor!“ rief die Frau, — „das gehört ja gar nicht hierher. Nein, man möchte doch...“ Der Schloßinspektor sagte kein Wort mehr, er fühlte, daß er mit seiner Manier, eine Braut, die im pflegeelterlichen Hause den letzten Christabend feiert, mit der Weihnachtsfreude des langen Mecklenburgers zu trösten, den lustig flimmernden Lichtern gegenüber in eine unhaltbare Stellung gerieth.

„Das ist Alles von Deinem künftigen Herrn Liebsten, dem Herrn Pastor Ehrwürden, dem's in der Seele weh thut, daß er heut nicht hier sein kann, weil er morgen predigen muß,“ sagte Frau Ulrich, auf eine Menge Sachen deutend, die recht zierlich aufgeputzt sich präsentirten. „Gelt, der hat sich sehr angegriffen?“

„Sehr,“ antwortete Gathel leise, denn etwas mußte sie sagen; aber ihr Blick hing nicht an den Geschenken, sondern an den Lichtern des Christbaums, die ihr heut zum letztenmale brannten.

„Armes Ding... 's geht ihr wie dem langen Mecklenburger, dem brannten seine letzten Lichter auch in's tiefe Leben hinein, daß er dran caput ging,“ brummte leise der ehemalige Feldwebel vor sich hin, da es ihm nicht entgan-

gen war, wie Gathels Blicke an den kleinen ruhigen Flämmchen des Christbaums, nicht aber an ihres Zukünftigen Geschenken hingen.

. . . .

Alles war still und ruhig, die Schloßuhr hatte die zehnte Stunde eben ausgeschlagen. Ueber den Garten hin lagerte eine weiße Schneedecke, die Bäume standen bis in die Wipfel hinauf mit Schnee beladen und von den Aesten herab hingen gefrorne Zapfen, als hätte der strenge Winter all die Thränen, die er erpreßte, erstarren lassen und sie als Zeichen seines Triumphes da aufgehangen. Am Himmel war's klar, die Sterne leuchteten — eine tiefe Ruhe heiligte die festliche Winternacht. Vom Schlosse her floh eine in kurzen Mantel gehüllte Gestalt, als würde sie von unsichtbarer Macht verfolgt. Immer die lange Allee zwischen den beiden Bassins hindurch, die jetzt wasserlos der Schneemasse ihre weiten Becken geöffnet hatten, eilte die Flüchtige.

Ein leiser Pfiff von der Seite her, wo der Weg nach der hartgefrornen Röder führte, schallte durch die stille Nacht — die Fliehende blieb athemlos stehen, sie sank fast in die Kniee.

War das die Kälte, die sie so heftig zittern machte? nein, die Todesangst im Herzen, die brach ihre Kräfte.

„Agathe!“

So leise der Ruf auch war, er traf ihr Ohr, sie wollte sich aufraffen; aber eben die Angst lag als schwere

Fessel um ihre Füße, sie strauchelte und wie sie sich mit Mühe erhob, fühlte sie sich von einem kräftigen Arm umschlungen.

„Keine Furcht — bei mir bist Du sicher.“

„Ach, Agdolo, ich …“

Ihr Blick traf, da sie sich gewendet hatte, rückwärts. Da lag das Schloß, vom Wiederschein des Schnee's erhellt, so friedlich, so still — da die Fenster der Inspektorwohnung von den schützenden Läden geschlossen, und auch nicht ein Laut kündete an, daß das große Gebäude bewohnt sei. Es sah Alles so geisterhaft aus, als wär' es ein Bild aus einer anderen Welt.

„Laß mich, laß mich, ich kann nicht fort!“

„Mein bist Du und ich lasse Dich nicht mehr!“

Von starkem Arm emporgehoben, fühlte sich die Weinende fortgetragen, das Schloß, der Garten verschwand aus ihren Blicken. Erst als sie im schnell dahin fliegenden Schlitten an des Entführers Brust ruhte, kam die klare Besinnung ihr wieder.

Aber das war kein ruhiges Zurückdenken dessen, was geschehen, sondern ein Sturm wilder Gefühle, ein Kampf tobender Gewalten gegeneinander, in welchem bald die mächtig auflodernde Leidenschaft, der sie jetzt Alles zum Opfer gebracht, bald die nicht minder gewaltsamen Schauer tiefer Reue, das Erschrecken über ihre That die Oberhand behielt. Hinter ihr zerfiel die Welt ihrer jugendlichen Träume und Hoffnungen, ihrer schuldlosen Vergangenheit

in Trümmer, vor ihr gähnte der Abgrund einer verbrecherischen Zukunft.

Der Morgen lag noch tief im Schooße der Nacht versunken, als der Schlitten am Waldwege hielt, der zu dem einsamen Hause der geistesirren Königin von Saba führte.

Sie schwuren vergeblich, und machten einen Bund; und solcher Rath grünte auf allen Furchen im Felde, wie Galle.

(Hosia. 10. K. 4. V.)

Die Ereignisse unsrer Geschichtserzählung übergehen nun einen fast halbjährigen Zeitraum, wo sich in den Verhältnissen der von uns geschilderten Personen im Wesentlichen wenig veränderte, und welcher für die Entwickelung der Begebenheiten zur Hauptkatastrophe, zu der wir nun gelangen, ohngefähr das war, was zu jedem Werke, mag es sein, welches es wolle, unerläßlich erforderlich ist, nämlich eine Zeit der Vorbereitung, eine Zeit der langsam sich heranbildenden Vollendung, die nöthige Frist zur Gestaltung des Ganzen.

Wir werden also die kleinen unbedeutenden Begebenheiten dieser Frist nur andeutungsweise erwähnen. Das Resultat der insgeheim eingeleiteten Untersuchung bezüglich des an den sächsischen Gesandten in Petersburg gelangten und vom Churfürsten selbst unterstützten Wunsches des Grafen Marcolini war für den Minister Grafen von Sacken im höchsten Grade compromittirend ausgefallen. Ein gewisses Zartgefühl verhinderte den Churfürsten, diese Untersu-

chung öffentlich werden zu lassen, selbst sein Gesandter in Petersburg erfuhr nichts davon, um die Intrigue nicht in das Gewirr einer Vermäntelung zu drängen. Ein der sächsischen Gesandtschaft beigegebener junger Mann, Herr von Brücken, wurde unter der Hand gewonnen und brachte den schriftlichen Beweis, daß mit dem den Wunsch Marcolini's enthaltenden Schreiben zugleich eine Gegeninstruktion Sackens an seinen Chef, den Gesandten, gekommen sei, des Churfürstlichen Günstlings Bitte **unbeantragt**, also fallen zu lassen

Daß solche hinterlistige Handlungsweise einen Mann wie Friedrich August auf's Tiefste empören mußte, war erklärlich und nur der Umstand, daß es seinen Freund Marcolini betraf und er diesen, welcher so zahlreiche Feinde und Neider am Hofe hatte, nicht gern deren Spott aussetzen, ihn nicht als des heimlichen Erschleichens von Auszeichnungen gepriesen wissen wollte, legte ihm gegen Sacken Schweigen auf; jedoch die Kälte, mit welcher er diesem Minister, der jetzt sein ganzes Vertrauen verloren hatte, begegnete, mußte denselben zu der allmähligen Ueberzeugung führen, daß er im Abnehmen der Tage seiner Herrlichkeit sich befinde. Trotz der gerechten Entrüstung, die Friedrich August über die Hinterlist Sackens empfand, behielt seine Milde doch die Oberhand und er entfernte ihn nicht aus dem Staatsdienste, sondern strafte ihn nur mit Verachtung — er wollte sich nicht selber den Vorwurf bereiten, daß er Jemand parteiisch, weil dieser gegen seinen

Freund einen Haß nährte und denselben thätlich bewährt hatte, verurtheilt habe.

In der That war die Gleichgiltigkeit, mit welcher der Churfürst diesen Minister behandelte, die härteste Strafe, besonders da dieser mehr als je mit Vorträgen bei demselben beschäftigt war. Die Verhandlungen hinsichtlich der Erwerbung der Allodial-Erbansprüche der Churfürstin Witwe in Baiern waren nämlich bereits so weit vorgeschritten, daß ein baldiges Ende dieses Vergleichs in Aussicht stand; auch der dem letzteren als unumgänglicher Appendix beigegebene Ankauf des verpfändeten Schmuckes war vollkommen vom Churfürsten bestätigt und zwar unter einer die Churfürstin Witwe am wenigsten verletzenden Bedingung. Der Betrag des erliehenen Kapitals nebst Zinsen sollte dem Pfandnehmer von Dresden aus übermacht werden, dieser den ausgelös'ten Schmuck seiner Besitzerin nach München schicken, wo diese jetzt weilte, der Churfürst aber wollte durch einen Vertrauten denselben dort aus den Händen seiner durchlauchtigen Mutter in Empfang nehmen lassen. Der Ueberschuß von der Summe des Ankaufs dieses Werthstückes (75000 Thaler) sollten der Churfürstin Witwe baar ausgezahlt werden.

Die Minister von Sacken und von Ende hatten diese Verhandlungen geführt; aber der Churfürst behielt sich vor, wie er bei anderen Gelegenheiten auch zu thun pflegte, das Geschäft selber in Ausführung zu bringen. Die Minister erfuhren weder den Tag der Absendung der Auslö-

sungssumme nach Rom, noch wer der mit dem Auftrage der Empfangnahme aus der Churfürstin Händen Vertraute sein sollte. Der Churfürst war zu selbstständig und abgeschlossen, als daß er irgend Irmand Vertrauen gegönnt hätte, den er nicht durch und durch als rechtschaffen und treu kannte.

Der Hof hielt sich in Pillnitz auf. Der Herbst schien in diesem Jahre den Sommer an Schönheit überbieten zu wollen, köstliche Tage folgten einander, milde Lüfte wehten — das Elbthal glänzte in all seiner paradiesischen Schöne.

Der Churfürst saß bei offenem Fenster am Pianoforte und spielte. Eine lauschige süße Ruhe lagerte draußen auf der freundlichen Landschaft, der allmählig niederdämmernde Abend hatte der Leute Tagestreiben etwas gedämpft und die für Naturschönheiten so empfängliche Seele Friedrich Augusts gab die hehre Stimmung, die sich seiner bemächtigt hatte, in dem Spiele eines Naumannschen Gloria wieder, dessen feierliche Jubeltöne hinausdrangen und sich mit dem Gloria der sinkenden, mit letzter Liebe auf Strom und Thal flammenden Sonne vermählten.

Noch klangen die letzten Töne im Zimmer, als der dienstthuende Generaladjutant, Generalmajor von Schiebell, eintrat.

„Der Geheimrath von Zehmen, so eben aus München zurückgekehrt, bittet Ew. churfürstliche Durchlaucht der Dringlichkeit seiner Meldung willen…“

„Lassen Sie ihn eintreten, Herr Generalmajor," fiel ihm der Churfürst in's Wort, sich zugleich vom Sessel erhebend.

„Sie wollen mir den Schmuck überliefern, Herr Geheimrath — Sie sind sehr pünktlich in der Ausführung Ihrer Aufträge, ich weiß das zu schätzen."

„Vor Ew. churfürstlichen Durchlaucht stehe ich leider als der Verkünder einer Hiobspost, welche kaum glaubbar erscheint. Der Schmuck ist gestohlen — ich konnte ihn deshalb nicht in Empfang nehmen. Hier meine Legitimation von Ew. churfürstlichen Durchlaucht gnädigster Frau Mutter königliche Hoheit."

„Gestohlen?" rief Friedrich August, einen Schritt zurücktretend und in der ihm zu Theil gewordenen schreckhaften Ueberraschung sogar das Schreiben seiner Mutter, das ihm v. Zehmen hinhielt, unberührt lassend. Erst nach einer Weile schien er sich gefaßt zu haben. „Gestohlen?" wiederholte er — „nun wahrlich, es ist eine Hiobspost, die Sie bringen, Geheimrath. Er ist meiner Frau Mutter gestohlen worden?"

„Ja, Ew. churfürstliche Durchlaucht, dies Schreiben von Allerhöchstderselben wird als Rechtfertigung meiner Meldung dienen."

„Gestohlen!!" rief der Churfürst, von Staunen noch ganz gefesselt, während er mechanisch das ihm überreichte Schreiben nun erbrach und während dieser Beschäftigung

fragte: „Wer ist der Thäter? — auf wem ruht der Verdacht?"

„Auf Agdolo nach der Ansicht der durchlauchtigsten Frau..."

„Agdolo?... Agdolo?!" der Churfürst stampfte zornig mit dem Fuße und das Zucken seiner Gesichtsmuskeln zeigte, wie sehr ihm der bloße Name dieses Abenteurers zuwider war. Er las nun.

Geheimrath von Zehmen, dem Churfürsten als treuer Erfüller seiner Pflichten bekannt, war mit dem Auftrage, von der Churfürstin Witwe in München den Schmuck in Empfang zu nehmen, betraut worden. In München angekommen, überreichte er der hohen Frau das Handschreiben ihres durchlauchtigen Sohnes und empfing zur Antwort: Sie wolle seine Abreise um keinen Augenblick verzögern, der Schmuck solle ihm sogleich übergeben werden. Sie beauftragte ihre Obersthofmeisterin, Frau von Röllingen, sich von dem Sekretair Hewald den Schmuck geben zu lassen, er habe ihn in Verwahrung genommen. „Königliche Hoheit haben dem Hewald auf einige Tage Urlaub ertheilt," entgegnete die Obersthofmeisterin. — „Wahrhaftig, das war mir entfallen. So bleibt nichts übrig, als seine Thür und sein Pult erbrechen zu lassen. Ich will Sie nicht bis zu Hewalds Zurückkunft aufhalten." — Das Resultat der gewaltsamen Eröffnung von Hewalds Thür und Pult bestand in der Entdeckung: daß er mit dem Schmucke verschwunden sei. — Die Churfürstin Witwe war außer sich,

als sie dies erfuhr. „Agdolo hat seine Hand im Spiele, kein Anderer als Agdolo — ich weiß das!“ rief sie einmal um's andere. „Meines Sohnes Durchlaucht soll diesen Schändlichen sogleich verhaften lassen, wir werden dann dieser Niederträchtigkeit auf die Spur kommen.“

Sie fertigte sogleich ein Schreiben an den Churfürsten ab, dem sie einen bereits eröffneten Brief, welchen sie aus ihrer Schatulle nahm, beilegte und der Geheimrath reis'te sogleich zurück.

Daß der Inhalt des mütterlichen Briefes den Churfürsten außerordentlich in Zorn brachte, zeigte sein öfteres Stampfen mit dem Fuße, eine Gewohnheit, die ihn auch im Alter nicht verließ. Der von der Churfürstin eingelegte offene Brief erfuhr indeß den Ausdruck seines höchsten Zornes, er knitterte ihn in der Faust zusammen und blieb mit fest aufeinander gekniffenen Lippen eine Weile wie bewegungslos am Fenster stehen.

„Rufen Sie Schiebell!“

Der Geheimrath vollzog den Befehl.

Eine Viertelstunde später befanden sich v. Zehmen und Schiebell auf dem Wege nach Dresden.

Der Churfürst ging mit langen Schritten im Gemache auf und nieder, die Lakaien zündeten die Kerzen an. Pater Herz, sein Beichtvater, der fast allabendlich um diese Zeit bei ihm erschien, um über religiöse Gegenstände mit ihm zu sprechen, wurde für heute nicht angenommen.

Als das Gemüth Friedrich Augusts sich ein wenig

gesänftigt hatte und seine Schritte langsamer wurden, glättete er den zornig zusammengeknitterten Brief, den er immer noch in der geschlossenen Hand trug, auseinander und setzte sich an den Tisch, beide Briefe noch einmal aufmerksam durchlesend.

Der zusammengeknitterte trug Agdolo's Unterschrift und war an Hewald als Einlage gerichtet. Einige Stunden vorher als der Letztere seinen Urlaub antrat, den ihm die Churfürstin Witwe bewilligt, da er einen seiner nächsten Verwandten in Frankfurt am Main, welcher schwer krank darnieder läge, noch einmal zu sehen wünschte, hatte er ihr mehrere Rechnungen eingehändigt. Dies geschah in einem Cabinet, welches an das Wohngemach der Churfürstin Witwe stieß und meist nur zur Aufbewahrung ihrer kleinen Reise-Bibliothek diente, die sie stets mit sich zu führen pflegte, um nie ohne gediegene Unterhaltung zu sein, da sie in der That eben so wissenschaftlich gebildet war als viele hochgestellte Frauen ihrer Zeit gänzlich unwissend. Dies Cabinet wurde nur von ihr besucht und da sie einen Tag vor Zehmens Ankunft sich wieder in demselben befand, sah sie ein zusammengefaltetes Papier seitwärts der Schwelle liegen. Sie hob es auf; Hewald hatte beim Hinausgehen auf irgend eine Art Agdolo's Brief verloren. Der Inhalt war folgender:

„Muth, Muth, lieber Hewald! der Muthlose ist stets im Nachtheil, dem Muthigen vergiebt man die größte Sünde, weil sie von ihm begangen nicht an das

Gemeine, Niedrige streift. Ich habe herzlich über Eure Klagelieder gelacht — Ihr wollt doch kein Heiliger sein, der um seine verlorne Tugend trauert? das wäre spaßhaft. Die G. ärgert sich über Eure rasend dumme Moralität und sie hat Recht, es ist dumm, wenn man mit einem **coup** sich zum reichen Manne machen kann und wie ein Verrückter jammert, daß man etwas wagen muß. Schämt Euch, Ihr seid ein altes Weib. Für Euch giebt's keine Gefahr — keine; aber vernünftig müßt Ihr sein. In F. geht gleich zu Levi — ich habe Alles abgemacht, Ihr seid mein Vertrauter, verstanden? Levi weiß nur, daß Ihr in meinem Interesse handelt. **Maledetto**! wenn Ihr jetzt noch, wo Alles so eingeleitet ist, daß auch ein Kind es ausführen könnte, Eurer Thorheit von Moralität nachhängt, seid Ihr nicht werth, daß Euch die Erde trägt. Vergeßt den reitenden B. nicht an mich zu senden, wenn Ihr von München abreis't. Wir sehen uns in F. — Gescheut sein, ist Eure Aufgabe. Die G. fürchtet Eure Muthlosigkeit — ich nicht. Lebt wohl.

„Alois Marchese d'Agdolo."

In dem Briefe lag, wenn man die Beziehungen des Empfängers wie des Absenders zu einer That, wie der Raub des Schmuckes war, nicht kannte, nur in der Weise etwas Geheimnißvolles, als man seinen Inhalt nicht verstand. Durch die Thatsache, daß Hewald mit dem Schmucke verschwunden war, veränderte sich indeß das

Geheimnißvolle zu der Ueberzeugung, ein gemeinsam begangenes Verbrechen darin angedeutet zu sehen. Die Churfürstin Witwe hatte das Billet, dessen Sinn sie nicht zu enträthseln vermochte, aufgehoben, um nach Hewalds Rückkehr von seiner Urlaubsreise ihn um die Deutung des Inhaltes zu befragen; denn obwohl sie nicht das Geringste von dem Verbrechen ahnte, das hier angedeutet war, so fiel ihr doch die ganze Schreibweise des Briefes zu sehr auf. Wozu soll denn Hewald so viel Muth brauchen? fragte sie sich — wer ist die G., die über seine dumme Moralität sich ärgert? und was ist das für ein coup, der ihn mit einem Male zum reichen Manne machen soll? Diese Fragen, welche Hewald ihr beantworten sollte, wurden indeß, wie wir bereits wissen, zu ihrem größten Schrecken durch die Entdeckung des Schmuckraubes gelös't und das Verständniß des gefundenen Briefes lag nun klar enthüllt vor ihr. — Agdolo war der Anstifter dieser That, derselbe Agdolo, dessen Genie sie früher gerührt und welcher sich ihres Vertrauens bisher so sehr erfreut hatte, daß sie ihm die Vertretung ihrer Angelegenheiten zu Dresden übergeben.

Der Churfürst hatte beide Briefe nochmals durchlesen. Der seiner Mutter zeigte die Aufregung durch die schreckhafte Entdeckung. Ohne grade es deutlich auszudrücken, schien die hohe Frau von dem Gedanken geängstigt worden zu sein, ihr Sohn könne in seinem scharfen Urtheile auf die Vermuthung gerathen, dieser Raub sei eine wohlabgekartete Intrigue, an der sie Theil genommen. Der In=

halt dieses mütterlichen Schreibens trug alle Zeichen der Eile und der Verwirrung.

Eine Stunde später braus'te der stolze Postzug des Churfürsten auf der Straße nach Dresden hin. Der Abend lagerte schon dunkel über der Stadt, als er daselbst anlangte und so blieb seine unerwartete Ankunft selbst dem größten Theile der Dresdener unbewußt.

Der, über welchem sich ein Wetter zusammengethürmt hatte, dessen Schläge bald losbrechen sollten, saß ruhig bei Ferbers am Spieltisch.

„Wahrhaftig, Herr Marchese," rief der Kammerrath — „Sie haben heute ein unvernünftiges Glück. Man kann nicht gegen Sie aufkommen, selbst wenn man die Hand voll Matadore hat."

„Ich habe überhaupt Glück," lachte Agdolo selbstgefällig — „meine Spiele sind die besten, die man machen kann. Sie scheinen den Glauben zu haben, Herr Kammerrath, das Glück weiche, wenn man eine Unterbrechung im Spiele eintreten läßt — gut, ich werde aussetzen, auf eine kurze Zeit, Sie werden dann den Beweis sehen, daß mir Dame Fortuna später eben so treu sein wird als jetzt. Machen wir indeß dies Spiel zu Ende, ich will wenigstens noch das Vergnügen haben, Sie vollkommen geschlagen zu sehen!"

„Ich bin es schon jetzt, Herr Marchese — was sich noch herausstellen wird, ist nur der gänzliche Ruin voreiliger Hoffnungen."

Das Spiel war zu Ende, Agdolo verließ den Tisch und promenirte durch die Zimmer. Herr von Hikelin begegnete ihm. Zwischen Beiden hatte sich eine gewisse Vertraulichkeit gestaltet, die jedoch bis jetzt noch nicht so weit gediehen war, daß Agdolo sein Ziel, den jungen Diplomaten zum Verrathe der Depeschen zu bringen, die an den Gesandten von Berlin aus gelangten, erreicht hätte. Sie sahen sich schon oft bei der Gozza, aber die erkünstelte Schüchternheit Hikelins setzte den Bemühungen Agdolo's stets sehr glücklich einen Widerstand entgegen, an dem dieser scheiterte. Indem Agdolo jetzt mit dem jungen Diplomaten einige Worte wechselte, empfing er die Meldung, daß sein Bedienter Bernardo ihn eiligst zu sprechen wünsche.

Bernardo harrte in einem Nebenzimmer, der Mensch war bleich und verstört. Er theilte seinem Herrn mit, daß ein Offizier und Schweizergardisten seine Wohnung besetzt hätten. Der Erstere habe einen Gardisten zum Geheimrath von Zehmen geschickt mit der Meldung, Herr von Agdolo sei nicht in seiner Wohnung zu finden. Er, Bernardo sei entwischt, um ihm dies zu melden.

„Eine Verhaftung?“ rief Agdolo — „Tod und Teufel sollte ein Ischariot seine Silberlinge an mir verdienen wollen?“ Aber die Umstände waren zu dringend, es mußte auf Alles im Voraus gedacht werden. Flucht war in sofern unmöglich, als Agdolo für den Augenblick gar nicht darauf vorbereitet war und überdies jeder Fluchtversuch

als ein Zugeständniß des Schuldbewußtseins ihm zur Last fallen mußte.

Nach einigem Nachdenken sagte er gefaßt zu sich: Ich kann ruhig sein — man findet keine mich compromittirenden Papiere bei mir — das ist ein Vortheil von so großer Wichtigkeit, daß ich mich auf ihn stützen kann. Wie? soll ich aus Feigheit meine schönen Pläne verloren geben, weil jetzt eine Wolke an meinem Horizont erscheint? Mein Spiel ist gesichert — man findet bei mir keine Schriften und dieser Umstand allein schlägt alle Anstrengungen meiner Gegner, wer sie auch sein mögen, nieder, — man wird sich gezwungen sehen, beschämt meine Unschuld anzuerkennen und ich werde einen Triumph feiern, der mich zum Helden des Tages macht."

So flößte der Gedanke, gesichert zu sein, ihm noch eine Eitelkeit auf ein unverschuldetes Märtyrerthum ein, welche schnell jede Spur von Furcht bei ihm niederschlug. Was konnte es sein, dessen man ihn angeklagt hatte? höchstens eine unvorsichtige Aeußerung über den Churfürsten, die er sich irgendwo erlaubt hatte, und die Jemand aufgefangen und hinterbracht hatte. Festes Läugnen war in diesem Falle seine Stütze. Eine andere Anklage war ihm nicht denkbar. Von seiner geheimen Correspondenz nach Wien wußte Niemand, er war zu vorsichtig gewesen, um irgend Jemand in ein Geheimniß solcher Art Einsicht zu gewähren.

Die Sicherheit, in der er zu sein träumte, rief

schnell allen frivolen Muth, den er nur besaß, bei ihm hervor, und er betrachtete bald die ihm bevorstehende Arretur als ein für ihn sehr glückliches Ereigniß, welches nur dazu taugen werde, seinen Namen zum pikanten Stoff der Unterhaltung in den Kreisen der höheren Regionen zu machen.

Um indeß vollkommen ruhig sein zu können, hielt er es für zweckmäßig, jede nöthige Verpflichtung für die Bewahrung seines Geheimnisses, das er in Gathels Hand gegeben, zu beobachten.

Niemand als die Gozza wußte von dieser seiner geheimen Liaison und da auch sie die bündigste Ursache hatte, alles zu ihrer eigenen Sicherung Erforderliche beizutragen, indem sie ja seine Verbündete, wenn auch nicht grade in Beziehung auf das in jenen Papieren enthaltene Geheimniß, war, so glaubte er sich um so sicherer überzeugt, daß sie nicht säumig sein würde, den Auftrag eifrig zu vollziehen, den er ihr ertheile. Selbst über die Art und Weise, ihr diesen Auftrag schleunigst und gewiß in die Hand kommen zu lassen, war er nicht in Verlegenheit. Hikelin hatte ihm vor Kurzem erst gesagt, daß er für diesen Abend nicht länger als bis 8 Uhr in der Gesellschaft bleiben könne, da heute an ihm die Reihe sei, die nach Berlin bestimmten Correspondenzen der Gesandtschaft zu revidiren. Dieser zufällige Umstand erschien Agdolo außerordentlich erwünscht, Hikelin sollte der Bote des Billets an die Gozza werden. An der bereitwilligen Zu=

sage des jungen Staatsmannes zweifelte er keinen Augenblick. Ein halbes Stündchen fehlte noch bis acht Uhr, er benutzte es, um flüchtig einige Zeilen an die Gozza, und einige an Agathe als Einlage zu schreiben, ein paar weiße Blätter seines Taschenbuchs und Mundlack, den er stets bei sich führte, machten ihm die Ausführung dieses Vorhabens leicht. Die Gozza hatte er bei ihrer eigenen Sicherheit zur schleunigsten Vollziehung seines Auftrags, das von ihm genau bezeichnete einsame Haus der Königin von Saba mit Anbruch des Morgens aufzusuchen, verpflichtet. Herr von Hikelin übernahm kurz vor seinem Verlassen des Ferberschen Hauses mit freundlichster Zuvorkommenheit das Billet zur Abgabe an die Gozza.

Eine Viertelstunde später brachte ein Bedienter des Geheimraths von Zehmen eine dringende Einladung seines Herrn an Agdolo, sogleich zu ihm sich zu bemühen, da er ihm im Namen Sr. Churfürstlichen Durchlaucht etwas zu vermelden habe. „Mein Schicksal beginnt!“ scherzte Agdolo, sich gegen die Gesellschaft verbeugend. „Ueber ein Kleines werdet Ihr mich nicht mehr sehen und über ein Kleines bin ich wieder bei Euch.“

Der theatralische Effect dieser letzten Worte, mit denen Agdolo sich entfernte, brachte eine gewisse Spannung über die Gesellschaft.

„Was mag er meinen?“ fragten Viele.

„Sie wissen ja, Agdolo liebt das Romantische,“ redete

der Kammerrath lachend. „Er würde den Theatern eine Zierde geworden sein.“

Agdolo's Muth fühlte sich indeß doch etwas erschüttert, als er beim Geheimrath von Zehmen außer dem Generalmajor von Schiebell auch den Dresdner Platzmajor fand, der ihn auf Befehl des Churfürsten in Haft nahm.

„Und mein Verbrechen?“ fragte er.

„Wir kennen es nicht,“ antwortete Schiebell — „wir erfüllen nur Sr. Durchlaucht Ordre.“

In Begleitung dieser Herren in seiner Wohnung angekommen, die, wie Bernardo bereits gemeldet hatte, von Militair besetzt war, mußte er Augenzeuge der Beschlagnahme seiner Papiere sein, worauf man ihn der Obhut der starken Wache übergab, die ihn nach dem Rathhause in ein wohlverwahrtes Arrestlokal brachte.

Dieser Umstand deutete darauf hin, daß man sein Verbrechen als kein geringes betrachtete. Die Muße, die ihm jetzt zu Theil wurde und welche ihm einen so unangenehmen Contrast gegen die Freuden der Geselligkeit im Ferberschen Hause bot, benutzte er zum Nachdenken. Wenn er hinsichtlich des Auffindens von Ursachen, die seiner Verhaftung zu Grunde liegen konnten, keineswegs lange zu sinnen brauchte, denn deren gab es mehrere, so peinigte ihn doch der Gedanke, keine Gewißheit in Bezug auf eine derselben zu haben. Die Beschlagnahme seiner Papiere ließ ihn zu der Vermuthung kommen, daß seine geheime Verbindung mit dem östreichischen Gesandten durch

irgend einen Umstand verrathen worden sei. Welcher Zufall konnte aber hier zur Entdeckung geführt haben? Sollte vielleicht Hewald...? Er wollte nicht an die Möglichkeit eines Verrathes von dieser Seite denken und doch drängte sie sich ihm auf. Hewald, ein charakterloser Mensch, wenn auch nicht fähig zu einem absichtlichen Verrathe, war doch schwach genug, bei irgend einem auf ihn einstürzenden Zufall durch Feigheit Verräther zu werden. Diesem beunruhigenden Gedanken trat indeß immer noch eine Art Trost entgegen. Er konnte noch den Vorwand zu seiner Entschuldigung anführen, er habe im Interesse der Churfürstin Witwe den Schmuck unterschlagen wollen. Die That oder auch nur die Absicht gewann dann den Anstrich einer Handlung der Ergebenheit. Oder sollte Levi...? „Tod und Teufel, wenn der Hundsjude mich verkauft hätte?" Dieser Gedanke schien ihm am natürlichsten, und beängstigte ihn auch desto mehr, weil er einen Raub, ein gemeines Verbrechen betraf und selbst hartnäckiges Läugnen einem solchen Verrath gegenüber als Sache der Unmöglichkeit erschien, indem dann auch Hewald gezwungen war, gegen ihn zu zeugen. Der Muth, mit dem er in Ferbers Gesellschaft so eitel geprahlt und sich in frivoler Laune zum Propheten des eigenen Schicksals gemacht hatte, „war bedeutend gesunken. Während ihn diese peinlichen Muthmaßungen quälten und er sich dem entmuthigenden Eindrucke des Zweifels und der Ungewißheit hingab, ja selbst die Hoffnungen, die in ihm aufstiegen, nur zu entstehen schienen, um die Zweifel in ihm

zu vermehren, ihn mit sich selber in den gefährlichsten Zwiespalt zu bringen, durchsah der Churfürst die ihm von den beiden zu Agdolo's Verhaftung beauftragten Commissairen vorgelegten Papiere desselben. Sie enthielten nichts als gleichgiltige Dinge — Billetdoux von einer Opernsängerin, Rechnungen von Handwerkern, Gedichte und dergleichen.

Der Churfürst fuhr wieder nach Pillnitz zurück, nachdem er den Befehl ertheilt hatte, daß ein Lieutenannt der Schweizergarde und einige Gardisten mit Post noch in der Nacht nach Frankfurt am Main abgehen sollten, um daselbst auf Hewald zu fahnden."

Erst am andern Vormittage verbreitete sich die Nachricht von Agdolo's geschehener Arretur in der Stadt und man erschöpfte sich in Muthmaßungen über dies Ereigniß.

Gräfin Rutowska kam erst gegen Mittag von einem Ausfluge nach Zabeltitz zurück, wo sich jetzt Prinzeß Elisabeth während der Abwesenheit ihres Bruders, des Prinzen Xavier, zuweilen aufzuhalten pflegte. Die Stimmung der Rutowska, obgleich sie von ihres Gemahls Arretur noch nichts wußte, war nicht die rosenfarbenste. Seit der Abreise ihrer Freundin, der Gräfin von der Lausitz, von Zabeltitz, hatte sie diesen Ort nicht besucht. Eine Einladung der Prinzeß Elisabeth, welche von ihrem Bruder, dem Prinzen, und dessen Gemahlin Briefe aus Paris erhalten, bestimmte Gräfin Rutowska zum Besuche Zabeltitz's.

Sie ahnte nicht, daß dieser Ort für ihren Herzens-

frieden wieder störend sein würde. Ohne sich absichtlich um das Schicksal des Mädchens zu kümmern, das ihr ein Jahr früher so vielen Stoff zur Eifersucht gegeben, erfuhr sie zufällig, daß dasselbe spurlos verschwunden und Niemand wisse, was aus demselben geworden sei. Die Art und Weise dieses Verschwindens deutete nicht auf irgend ein Leid, welches, wie die Schloßinspectorin steif und fest glaubte, das Mädchen sich angethan habe, sondern auf eine vorbereitete Flucht. Wer konnte der Veranlasser derselben anders sein, als Agdolo? Die zufällige Anwesenheit des ehemaligen Pfarramtscandidaten, nunmehrigen Pastors Röhr bei seinem Verwandten, dem Pastor von Zabeltitz, bestärkte die Gräfin vollends in dieser Ueberzeugung. Röhr glaubte nicht an einen mörderischen Entschluß, den Gathel ausgeführt habe, er glaubte vielmehr an eine verabredete Entführung.

Die Gräfin empfand einen um so heftigeren Zorn, als sie sich von Agdolo auf das Abscheulichste hintergangen sah. Mit wahrhaft italienischer Schlauheit hatte er sie in Sicherheit zu lullen gewußt, sie durchlebte Monate der glücklichsten Täuschung und fühlte sich jetzt eingeführt in das heilige Mysterium der Frauen, sie trug ein erwachendes Leben unter ihrem Herzen.

Alle wilde Leidenschaftlichkeit in dem Gemüthe der Rutowska war aufgeregt, sie verwünschte die Langsamkeit ihrer Pferde auf dem Wege nach Dresden, sie sehnte sich

nach nichts mehr, als dem Betrüger gegenüber treten und all ihre Wuth auf ihn niederschmettern zu können.

Gleich nach ihrer Ankunft sendete sie in Agdolo's Logis, es war geschlossen — der Diener erfuhr von den Hausleuten, der Marchese sei gestern Abend verhaftet worden.

Diese Nachricht erschütterte die Gräfin jetzt, wo all ihr Zorn gegen Agdolo gerichtet war, nicht so sehr, als unter andern Umständen der Fall gewesen sein würde — die Entrüstung gegen ihn, der sie so sehr getäuscht hatte, beherrschte in diesem Augenblicke jedes andere Gefühl in ihr, sie hätte ihn zu ihren Füßen sterben sehen können, ohne von Mitleid gerührt zu werden.

Bernardo, Agdolo's Diener, wurde gemeldet. Er glaubte die Gräfin voll Entsetzen zu finden über die Nachricht, die er ihr mit allen dabei obwaltenden Umständen verkündete und erschrak nicht wenig, als sich der Zornausbruch der Dame auf ihn in einer Weise entlud, welche vollkommen ihn consternirte. In dieser Verwirrung gestand er den Aufenthalt Gathels.

„Dort also? dort?“ rief die Rutowska wüthend und ein krampfhaftes Lachen folgte dem Ausrufe. „Nun, so will ich das Täubchen trösten das sich unter den Schutz des Wahnsinns geflüchtet hat.“ Wenig Augenblicke später rollte die Carosse der Gräfin über die Brücke dem jenseitigen Elbufer zu.

Ja, die Täuschung, in der sich die stolze Frau befunden hatte, war eine vollkommene gewesen. Agdolo wußte

sie von jeder Erneuerung der geheimen Besuche bei der Königin von Saba abzuschrecken, indem er ihr mit allen Zeichen des ihn selbst überkommenen Abscheues von der Krankheit der Wahnsinnigen erzählte. Ekel vor jeder Berührung mit Kranken und Armen, war eine Hauptschwäche der Rutowska, er wußte das und bauete darauf die Sicherheit seines Planes hinsichtlich des Asyls für Gathel.

Der Erfindungsgeist Agdolo's hatte zu seinem Zwecke, das einsame Haus am Waldsaume zu einer Stätte seines Geheimnisses zu machen, nur eine Schwäche seiner Gemahlin benutzt; die Krankheit der Königin von Saba war, wie wir bereits wissen, keine Erdichtung. Jetzt, wo der Herbst nahte, die Blätter wieder vergilbten und welk zu den Füßen der Bäume fielen, wo der Wind wieder frei über die Stoppelfelder strich und nur die Sonnenstrahlen der öden und düsteren Landschaft am Walde hin noch einen Reiz verliehen, waren auch die Körperkräfte der Wahnsinnigen fast völlig aufgezehrt. Es hatte schon Augenblicke gegeben, wo Margarath und Gathel sie für immer entschlummert glaubten. Mit der sichtbaren Annäherung ihrer körperlichen Auflösung hielt indeß fast eben so sichtbar eine Minderung ihrer geistigen Kraft gleichen Schritt. Es war etwas Wunderbares in der Wahrnehmung, wie die allmählige Entkörperung auch zugleich die Enthüllung des verschleierten Geistes mit sich führte — ein sanfter Ausdruck des Friedens lagerte auf dem weißen abgezehrten Antlitz der Unglücklichen, die stieren Blicke waren ver-

schwunden, nur das ausdruckslose Sehen des matten Auges war geblieben.

Es war an demselben Septembertage — die Sonne warf ihre Lichter in den düstern Wald und vergoldete das Zweiggewebe des Waldsaumes, die wenigen Häuser „auf dem Sande“ in einen blendenden Schein hüllend — als eine tiefe, feierliche Stille im Zimmer des einsamen Hauses herrschte.

In der Stube, wo die geistesirre Königin von Saba auf ihrem zum Sterbebett verwandelten Ruhelager lag, fanden sich alle Bewohner des kleinen Hauses versammelt. Der Blödsinnige saß zusammengekauert auf der Stufe der Estrade; Margareth auf einem Schemmel vor einem etwas abseit vom Bette stehenden Tische, auf dem ihr großes alterthümliches Bibelbuch lag, auf dem Rande des Lagers aber saß Gathel, die kalte Hand der Königin von Saba in der ihren haltend.

Und über diese Gruppe hing der Baldachin oder das in Gelb überschimmernde Stück rothes Seidenzeug mit dem Ueberreste weniger Franzen und der Hintergrund wies wie ehedem noch die braune goldgepreßte Tapete, den Zeugen glanzvoller Tage. Der Fremde, welcher ohne Ahnung daß er hier den stärksten Ausdruck der irdischen Vergänglichkeit an einem Menschenleben so wie an leblosen, von Menschenhänden geschaffenen Dingen vereinigt finden werde, in die Thür getreten und Zeuge dieser erloschenen Herrlichkeit geworden wäre, würde, wenn sein Gefühl nicht

ganz abgestumpft gewesen, gewiß nicht ohne den tiefsten Eindruck mit sich hinwegzunehmen, von hier sich entfernt haben. Die Sonne warf ihre Strahlen durch die kleinen Fenster auf die dunkle Tapete, deren einzelne noch nicht ganz verwischte Goldblumen in dem hellen Schein wie aufblitzende Lichter aus tiefer Nacht flammten. Zuweilen schienen die Blicke der Geistesirren auf diese glänzenden Goldpunkte, oder auch leuchtenden Streife sich zu richten; die Bewegung ihres Gesichts deutete dies an.

Margareth hatte stumm mit gefalteten Händen dagesessen ihrer endenden Herrin gegenüber. Jetzt rückte sie leise das große Bibelbuch zu sich und las den **90.** Psalm „das Gebet Moses, des Mannes Gottes.“

Die ungelenke Zunge der alten Magd war nie zum Dienst einer Vorleserin gebraucht worden, es klang rauh, fast widerlich, als sie jetzt las, ihr hartes, dumpfes Organ ohne alle Modulation verstärkte indeß den Charakter des Schauerlichen, man hätte meinen sollen, es sei eine Stimme aus dem Grabe.

Aber das Ohr der sterbenden Herrin ward davon berührt. Gathel bemerkte, daß diese das Gesicht nach Margareth wendete, als Jene immer lauter las:

„Darum fahren alle unsere Tage dahin, durch Deinen Zorn; wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz.

„Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich

gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen; denn es fähret schnell dahin, als flögen wir davon."

Ein tiefes Aufathmen der Geistesirren unterbrach die Lesende.

Margareth und Gathel beugten sich zu ihr, sie hörten sie fragen: „Ich bin wohl sehr alt geworden?"

„Vier und vierzig Jahre," antwortete Margareth.

Eine lange Pause folgte, dann fragte sie wieder: „War ich nicht die Königin von Saba?"

Margareth schwieg.

„Bist Du's denn, meine Margareth?" fragte die Sterbende nach einer Weile, und die glanzlosen Blicke richteten sich auf deren Gesicht, über dessen tiefe Furchen jetzt, von dieser Frage entlockt, ein paar schwere Thränentropfen rannen, seltene Gäste in den Augen der alten Person, die so viel Trauriges in ihrem Leben gesehen, daß sie hart und theilnahmlos geworden war gegen alles Unglück. Ach der leise zitternde Ton dieser Frage wie die Frage selbst erschienen Margareth als eine Mahnung aus längst verflossener Zeit, wo noch Rosen auf den Wangen ihrer sterbenden Herrin glühten — das griff so tief in ihr Herz. „Ich bin die Margareth... könnte ich Dir doch helfen," sagte sie.

Die geistige Nacht schien gewaltsam zerstreut worden zu sein bei der ihrer Auflösung Nahen, das weiße Antlitz gleichsam von einem aus dem Innern dringenden Hauche der Beseligung verklärt, trug den Ausdruck einer wohlthätigen Empfindung, die sie jetzt erquickte, der bald ent-

fesselte Geist regte seine Schwingen. Sie hob mühevoll die Hände nach Margareth empor, die Erinnerung trat in ihre Rechte und sie hauchte mit matter Stimme: „Du bist meine Margareth ... ich habe Dich lange nicht gesehen ... was war denn mit mir?“

„Du warst krank.“

„Und jetzt?“

„Wirst Du ... gesund.“

„Ach ja ... mir ist auch recht wohl.“

Nun trat tiefe Stille ein. Die große Erschöpfung, in der sich die Sterbende befand, breitete einen sanften Schlummer über sie.

„Ach mein Gott, wenn wir uns getäuscht hätten und sie wieder aufkäme!“ flüsterte Gathel.

Margareth schüttelte den Kopf. „Da ist Alles vorüber,“ sagte sie leise.

„Ist denn so großes Unglück über sie gekommen, daß sie darüber den Verstand verlor? fragte die Vorige schüchtern nach einer Weile.

Margareth schien von der Frage unwillkürlich berührt. Ihr gewöhnlich starrer Blick ruhte lange auf Gathel, die darüber in Bestürzung gerieth.

„Dir kann es nützen,“ sagte dann die alte Person — „Du bist auch eine Königin von Saba, die ihren prächtigen Salomo dereinst vergebens suchen wird.“

Und ohne weitere Aufforderung, zu welcher Gathel nicht den Muth gehabt hätte, hob Margareth mit einem

dumpfen Murmeln, die Hand auf das Bibelbuch gelegt, mit Jeremias Worten (49. K. 12. V.) an: „Denn so spricht der Herr: Siehe Diejenigen, so es nicht verschuldet hatten, den Kelch zu trinken, müssen trinken; und Du solltest ungestraft bleiben? Du sollst nicht ungestraft bleiben, sondern Du mußt auch trinken.“ Und nach ganz kurzer Pause fuhr sie fort:

„Vater und Mutter war gestorben und ich war ihre einzige Freundin geblieben —“ sie deutete darauf auf die Schlummernde — „denn ich hatte sie gepflegt von Kindesbeinen an und sie war aufgeblühet unter meiner Hand zur schönen Jungfrau, daß ich mich freute in meiner großen Thorheit, wenn man ihr Gesicht lobte und ihre Gestalt pries. Das machte sie hoffärtig und eitel und ich ward es mit um des Lobes willen, das sie erntete. Der Vater war Hofbeamter gewesen und weil sie so schön war, machte die damalige Churprinzeß sie zu ihrem Kammerfräulein. Das aber war ihr Unglück, denn des Churprinzen jüngerer Bruder lernte sie kennen und nannte sie seine schöne Königin von Saba, sie ihn ihren prächtigen Salomo. Aber das Feuer brannte zu tief in Beider Herzen, als daß sie stark gerüstet gewesen wären gegen die Leidenschaft; unterm Vorwande einer Krankheit, die sie überfallen, genas Victorine eines Knäbleins.“

Margarethe deutete dabei auf den Blödsinnigen, und redete dann weiter: „Vorher schon war des Prinzen Liebe zu ihr verrathen worden und man hatte der Aermsten mit

harter Strafe gedroht, wenn sie nicht von ihm ablasse — der Prinz aber war entfernt worden. Die Angst und Verzweiflung wirkten so stark auf sie ein, daß sie in Anfälle von Wahnsinn verfiel; diese verstörten des Kindes Geist in ihrem Leibe. Aber sie genas wieder, denn sie war jung und kräftig und trat wieder in ihren Dienst bei der Churprinzeß. Das war jedoch kein Heil für sie und sie hatte oft Anfälle von Irrreden und tiefer Schwermuth. Sie bildete sich ein, sie käme dann auf den Thron, wenn die Ehe ihrer Herrin unfruchtbar bliebe; deshalb war auch die Freude am Hofe bei der Gewißheit, daß die Churprinzeß gesegneten Leibes sei, für sie ein Donnerschlag. Immer trübsinniger wurde sie und sah ihre Herrin für ihre größte Feindin an, von der sie gehaßt und verfolgt werde. Der Prinz war an den Hof zurückgekehrt und seine Liebe zu ihr schien im Abnehmen. Dies Unglück verwirrte sie ganz, ihr Salomo war treulos; aber nicht ihm rechnete sie dies zu, sondern ihrer Herrin, der Churprinzeß. Als die schwere Stunde schlug und die Stadt von dem Freudengeschrei: „ein Prinz ist geboren!“ wiedertönte, da löschte der Wahnsinn, der sie ergriff, den letzten Funken ihres hellen Geistes aus. Der Wahn, sie habe ihren Sohn mit dem neugeborenen Prinzen in heimlicher Nachtstunde vertauscht, damit er auf den Thron kommen solle, nistete so tief bei ihr ein, daß sie eines Tages triumphirend davon dem andern Kammerfräulein erzählte.

„Sie wurde von Hofe entfernt und in's Zuchthaus zu

Torgau gebracht, wo sich eine Heilanstalt für Geisteskranke befand. Aber man hatte ihr die Barmherzigkeit erzeigt, ihren Knaben und mich nicht von ihr zu trennen. Die Entfernung von Allem, was ihren Wahnsinn nähren konnte, bewirkte nach Jahren ihre Heilung, sie redete nicht mehr irre. Der Krieg, der alle Verhältnisse lös'te, gab ihr die Freiheit, wir kehrten nach Dresden zurück und lebten daselbst in großer Zurückgezogenheit. Der Blödsinn ihres Knaben warf immer tiefere Trauer in ihr Herz und ich sah, wie die Schwermuth bei ihr wieder wuchs und sie still und niedergeschlagen stundenlang auf Eine Stelle stierte.

„Da kam die Zeit, wo ihr Geliebter, der Prinz, eine Hofdame, die Gräfin von Spinucci heirathete. Das war der Schlag, der sie zum Tode traf. Als diese Nachricht auch zu ihren Ohren gedrungen war, entfloh sie eines Tages meiner Aufsicht und ihr Weg führte sie in's Schloß. Was da geschehen, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß man sie mehr todt als lebend zurrückbrachte. Von da an betrachtete sie sich als die Königin von Saba, der Salomo einen Palast zum Gefängniß bauen lasse, und dieses Flitterwerk“ — Margareth deutete auf den Baldachin und die Tapete — „machte sie sich zum Staate, sie bauete sich einen Thron. Der Prinz aber schien von dem großen Unglück seiner einstigen schönen Geliebten gerührt, er sorgte für sie. Dies einsame Haus wurde uns angewiesen und jährlich um die jetzige Zeit kommt einer seiner vertrauten Diener

und händigt mir ein Verpflegungsgeld für die Königin von Saba ein.“

Nach einer Pause setzte Margareth mit dumpfem Tone hinzu: „Er wird diesmal eine todte Königin finden.“

Tiefe Ruhe folgte der Erzählung der alten Magd — die, von welcher sie eben erzählt, schlummerte sanft wie ein Kind, das von einem Himmel voller Lust träumt.

„Arme, arme Königin!“ seufzte Gathel, und Thränen des Mitleids fielen aus ihren Augen auf die kalte Hand der Schlafenden.

„Beklage sie nicht, beklage Dich selber,“ redete Margareth.

„Mich?“ fragte Gathel vor Schreck erblassend.

„Die Sünde Juda ist geschrieben mit eisernen Griffeln, und mit spitzigen Demanten geschrieben, und auf die Tafel ihres Herzens gegraben, und auf die Hörner an ihren Altären,“ hob Margareth feierlich an. „Dein Thun ist ein schlimmes, Dein Herz hängt an einem Lästerer — zeige ihm die Thür, daß Du Dich errettest, ehe Schande über Dich kommt.“

Diese Worte der alten Magd glichen dem Blitze, der niederzuckend eine starke Eiche spaltet. Gathel fühlte sich so schwer von ihnen getroffen, daß sie, in einen Thränenstrom ausbrechend, vom Rande des Bettes niederglitt zu Margareths Füßen.

„Ach, Deine Zunge ist ein Schwert, das mein Herz zerschneidet!“ schluchzte sie.

Margareth legte beide Hände auf Gathels Haupt und sagte mit einem Tone, aus dem der ihrer rauhen Stimme möglichste Ausdruck weichen Gefühls herausklang: „Mein Volk ist wie eine verlorene Heerde; ihre Hirten haben sie verführt und auf den Bergen in der Irre gehen lassen, daß sie von Bergen auf die Hügel gegangen sind und ihrer Hürden vergessen.“

In diesem Moment hob der Blödsinnige den Kopf horchend auf und ein leises Juhu wurde aus seinem Munde hörbar — er sprang in die Höhe und blieb nach dem Eingang gerichtet stehen. Draußen wurden flüchtige Schritte hörbar und bald ward die Thür mit großer Heftigkeit aufgerissen.

Gräfin Rutowska erschien mitten in dem Thürrahmen; Gathel, sie erkennend, stieß einen Schrei des Schreckens aus.

Margareth, die ihr wohlbekannte Eingetretene anstarrend, richtete sich auf und den Arm wie beschwörend gegen sie ausstreckend, rief sie mit lauter Stimme: „Herr, gieb nicht deinen Scepter denen, die nichts sind, daß sie unsers Jammers spotten; sondern wende ihr Vornehmen wider sie, und zeichne den, der das wider uns angerichtet.“

Die Gräfin schien auf einen Moment dem Eindruck des Grauenhaften, der ihr hier entgegen trat, zu unterliegen. Die alte Magd glich in diesem Augenblicke einer Seherin, die des Himmes Zorn auf sie herab rief. Das theilnahmlose, stumme Wesen Margareths von sonst

hatte sich in eine drohende, gebieterische Haltung verwandelt, zu welcher der stiere Blick ihrer Augen vollkommen paßte. Das weiße, eingefallene Antlitz der von dem Geräusch nicht erwachten Königin von Saba glich dem einer Leiche, während Gathel, mit beiden Händen ihr Gesicht verdeckend, noch zu den Füßen Margareths knieete.

Der Zorn der Gräfin konnte indeß nur auf Augenblicke von einem Ausbruche zurückgehalten werden, der jetzt wie Wettersturm von ihren Lippen braus'te.

„Nichtswürdige Buhldirne, hast Du hier Dein Asyl gesucht, um im Verborgenen Deiner Lust zu fröhnen?“ rief sie. „Hier also fand er und Du Schutz vor dem Verrath, hier bei den Verrückten — im Tollhause? Aber dies Nest soll zerstört und Du aller Schande preis gegeben werden — das schwöre ich Dir.“

„Großer Gott, beschütze mich!“ schluchzte Gathel.

„Vor mir? der rechtmäßigen Gemahlin des Betrügers, mit dem Du aus Deines Vaters Hause entflohst!“ rief die Rutowska wüthend. „Kein Gott, kein Mensch wird Dich vor meiner Rache schützen!“ Ein unartikulirter Laut des höchsten Entsetzens entrang sich Gathels Munde, es war ein Schreck, der sie jetzt durchbebte, daß ihr Blut zu gerinnen schien und ihre Thränen versiechten.

„Ihr Gemahl?“ stammelte sie — „Agdolo... Ihr Gemahl?... und ich... ich... o mein Gott, tödte mein junges Leben auf der Stelle, mich ergreift sonst Wahnsinn.“

Jetzt schrie der Blödsinnige dazwischen: „Ich bin's

Jesuskindlein, ich lasse meinem Engel nichts zu leid thun!“ und sprang zu Gathel, sie fest an sich drückend.

Gathel war von einer Ohnmacht befallen worden, sie hing wie eine geknickte Lilie an Eustachs Brust.

Margareth stand bewegungslos bei alledem, was vor ihr vorging. Das große geräuschvolle Ereigniß, das die noch vor wenig Minuten hier herrschende Stille so unerwartet gestört hatte, erschien ihr als ein Traum, der mit außerordentlicher Macht auf sie eindrängte, sie war dem lauten Leben durch die jahrelange einsame Abgeschlossenheit von allem geräuschvollen Verkehr zu sehr entfremdet, als daß sie das, was sich jetzt vor ihr begab, gleich hätte fassen können. Darum redete sie auch wie im Traume vor sich hin:

„Und die zween Aeltesten traten mitten auf unter dem Volke, und legten die Hände auf ihr Haupt. Sie aber weinete, und hob die Augen auf gen Himmel; denn ihr Herz hatte ein Vertrauen zu dem Herrn.“

Von draußen wurden jetzt Stimmen hörbar: „Hier muß es sein — es giebt kein anderes, dem Waldsaume näher gelegenes Haus.“

Gräfin Rutowska schrak zusammen, sie fürchtete eine unangenehme Ueberraschung zu erleben, die in der That nicht lange auf sich warten ließ.

Der Generalmajor von Schiebell, der Geheimrath von Zehmen und der preußische Gesandtschaftsattaché Baron von Hikelin, von einem Officier und Wachmann=

schaften begleitet, welche letztere das Haus besetzten, traten in die Stube. „Es thut uns leid, Frau Gräfin, den Auftrag Sr. churfürstlichen Durchlaucht, alle in diesem Hause befindlichen Personen in Verhaft zu nehmen, auch auf Ew. Gnaden ausdehnen zu müssen," sagte Herr von Zehmen — „unsre Ordre leidet aber keine Abweichung vom Buchstaben."

„Sie wollen mich verhaften?" rief die Rutowska leichenblaß.

Herr von Zehmen zuckte entschuldigend mit den Achseln. „So lautet die Ordre, Madame — klagen Sie den Zufall an, der Sie und uns zu gleicher Zeit hier zusammen führt."

Der Generalmajor von Schiebell trat höflich zur Gräfin und sagte leise: „Es versteht sich von selber, gnädige Frau, daß wir Sie nur dem Namen nach verhaften, fürchten Sie keine Brutalität. Ich glaube zu ahnen, weswegen Sie sich hier befinden," fuhr er leiser sprechend fort — „Ihr Freund Agdolo hat hier einem Täubchen ein heimlich Nest gebaut und Ew. Gnaden ....."

Das Lächeln, mit dem Schiebell diese Vermuthung aussprach und welches der Rutowska tief in die Seele schnitt, denn sie sah sich schon im Geiste dieser Entdeckung willen dem Gespötte des Hofes preisgegeben, rief den durch Schreck niedergedämpften Zorn von Neuem in ihrer Seele auf und sie fiel ihm mit den Worten: „Dies ist die abscheuliche Creatur!" auf Gathel deutend, in die Rede.

Schiebell verneigte sich und sagte: „Wir sind Ew. Gnaden für diese Aufklärung sehr dankbar.“

Er trat nun zu Gathel, die ganz betäubt, obwohl die Ohnmacht sie verlassen hatte, vor sich hinschaute, ohne, wie es schien, zu wissen, daß sie noch von des Blödsinnigen Arm umfangen sei.

„Rührt meinen Engel nicht an, ich leid's nicht, ich bin's Jususkindlein!“ schrie er.

Die dünne quäkende Stimme des Aermsten würde den Männern unter andern Umständen possenhaft gedünkt haben; jetzt aber, wo das schlaffe Gesicht Eustachs wie von der Angst, Gathel stehe ein Unglück bevor, belebt sich wies und seine Züge in krampfhaften Verzerrungen zitternd vollkommen mit seinem ganzen Wesen sowohl als besonders mit dem auffallenden Irrsinn seiner Worte in Verbindung standen, schien selbst der Generalmajor ein ihn beschleichendes Grauen zu empfinden, er trat überrascht einen Schrit zurück.

„Dir lasse ich nichts zu leid thun, nein, Dir nicht,“ redete der Blödsinnige, Gathel streichelnd. „Wenn ich im Walde mit Dir war und wir saßen unter den hohen Bäumen, da habe ich alle Engel gesehen, die Dich besuchten und mich auch, weil ich's Jesuskindlein bin. Du mußt mir wieder eine Krone flechten von Blumen und großen Blättern, ich hab' die Blumen lieb, 's sind die Waldbäume außer dem Wald.

„Eine Krone... für's Jesuskindlein... Juhu!“

Schiebell schien in einiger Verlegenheit, dem bleichen

und doch so schönen Mädchen gegenüber, dessen Stand er nicht kannte, den rechten Ton zu treffen, um es mit dem bekannt zu machen, was seines Auftrages war.

Das Billet Agdolo's an die Gozza, welches Hikelin am gestrigen Abend bei Ferbers zur Abgabe übernommen und das von ihm, da er in Hewalds Wohnung erfuhr, sie sei plötzlich abgereis't und am nächsten Morgen zu seiner größten Ueberraschung auch die Kunde von Agdolo's Verhaftung ihm zu Ohren kam, eröffnet worden war, enthielt, wie wir bereits wissen, den dringenden Auftrag an die Gozza, sich zu Gathel zu begeben und ihr den inliegenden verschlossenen Zettel einzuhändigen. Der Inhalt desselben bestand in den Worten: „Wenn Du mich wahrhaft liebst, Agathe, so verbrenne die Schriften, die ich Dir zum Aufheben gegeben — die geringste Entdeckung derselben ist für mich eben so viel als ein Todesurtheil. In Deiner Hand steht das Schicksal Deines Agdolo.“ — Wenige Stunden später befand sich Hikelin mit seinem Gesandtschaftschef in Pillnitz bei dem Churfürsten. Die Folge dieser Audienz war die Ordre, welche der Generalmajor und der Geheimrath jetzt in Ausführnng zu bringen hatten.

Gathel hörte die Aufforderung des Ersteren an, die ihr von Agdolo anvertrauten Papiere zu übergeben.

„Ich bin zu schwach, um widerstehen zu können,“ sagte sie — „bin in Eurer Hand; aber ich bin keine Verrätherin. Hat Agdolo an mir ein Verbrechen egangen, so schütze mich Gott vor einer Wiedervergeltung seines bösen Thuns.

„Durchsucht Alles!“ befahl Schiebell dem Offizier, der an der Thür auf Befehle harrte. Die schweren Tritte der Schweizergardisten dröhnten dumpf wieder auf der hölzernen Stiege, die in's Obergeschoß zu Gathels Wohnung führte. Bald herrschte tiefe Stille in dem ganzen Raume, denn Schiebell und von Zehmen hatten gleichfalls die Stube verlassen, sie folgten ihrer Ordre. An der offenen Thür kreuzten zwei Schweizergardisten ihre Flinten.

Gathel stand in sich gesunken, jeder Blutstropfen schien aus ihren Wangen entflohen. Die Margareth hatte theilnahmlos Alles vor sich geschehen sehen, der Blödsinnige hockte auf dem Bettrande seiner Mutter, während die Gräfin Rutowska, eine Beute von Angst und Schreck, über die Erfahrung, daß man hier nach verborgenen Papieren ihres Gemahls suche, mit Mühe sich auf den Füßen zu erhalten vermochte. Durch die tiefe Stille, die nur zuweilen durch das dumpfe Dröhnen der Schritte der Bewaffneten in Gathels Wohnung über der Stube beeinträchtigt ward, erscholl plötzlich die rauhe Stimme der alten Margareth: „Es ist vollbracht!“

Die Rutowska blickte, unwillkürlich von diesem Rufe aus ihrem unangenehmen Hinbrüten aufgestört, nach der alten Magd hin, die das Auge fest auf die so eben in den letzten Zuckungen endende „Königin von Saba“ gerichtet, die Hände über der Brust gefaltet hatte. Die Gräfin sank von dem Anblick des letzten stummen Kampfes der Unglücklichen durchschauert, in die Kniee; Baron Hikelin

hielt sie vom Niederfallen zurück und brachte sie auf einen Schemmel.

Margareth aber sprach laut das Gebet des Herrn neben der Leiche ihrer Gebieterin, unbekümmert um das, was neben ihr vorging.

. . . .

Eine Viertelstunde später verließen der Generalmajor und der Geheimrath, nachdem sie die gesuchten Papiere gefunden, mit ihrer Begleitung — Herr von Schiebell die Gräfin geleitend, während Agathe gesenkten Hauptes neben der alten Margareth, die ihr Bibelbuch unterm Arm trug und dem Blödsinnigen hinschritt, das einsame Haus, das man verschloß.

Als sie den Waldsaum erreicht hatten, wo der breite Sandweg unter den Tannen sich hinschlängelte, schrie der Blödsinnige sein gellendes Juhu in die Luft, und Agathen mit einer ihm sonst fremden Kraft an sich reißend, rief er: „Da sind die Engel unter den grünen Bäumen — komm mit zu ihnen... ich bin's Jesuskindlein... ich trage Dich hin!“

Die Schweizergardisten wollten sich seiner, der Agathen in der That ein Stück weit mit sich im raschesten Laufe unter den Bäumen hinschleppte, bemächtigen, allein seine Flüchtigkeit bot ihren Anstrengungen Trotz — mit seinem gewöhnlichen Juhugeschrei entsprang er, das Mädchen loslassend, in den Wald hinein, und ihnen längst

aus den Augen entschwunden, hörten sie noch sein Juhu von fernher gellen.

. . . .

Als die Mitternacht über dem Walde und der kleinen Colonie auf dem Sande ihren schwarzen Mantel breitete, ein häßlich rauher Nordwest stoßweise hinsaus'te über die ebene Gegend, und tief im Walde sein Geheul begrub, züngelten kleine Flämmchen aus dem Fenster des Untergeschosses im einsamen Hause, das jetzt die Leiche der Königin von Saba beherbergte. Der Nordwest trieb bald sein loses Spiel mit den kleinen Flämmchen, er blätterte sie auseinander, daß sie schneller Platz griffen, und ehe eine kleine halbe Stunde vergangen war, loderte ein Brand auf, der durch keine Menschenhilfe mehr zu bändigen war, — der Nachthimmel hüllte sich in röthlichen Dunst, und des Waldsaumes Zweiggewebe trug die Spuren der vom Winde verwehten Funken und Brände.

Als endlich die Leute aus der Nachbarschaft herbeieilten und die Unmöglichkeit erkannten, hier noch rettend beistehen zu können, dünkte es ihnen, als klänge durch die Flammen heraus ein schauerliches Juhugeschrei, ja Einige behaupteten, zwischen den Lücken des bereits heruntergebrochenen Sparrwerks die Gestalt des Blödsinnigen gesehen zu haben, als suche er einen Rettungsweg aus diesem Verderben.

Als der Morgen anbrach, war der Nordwest verstummt und das einsame Haus ein rauchender Schutt-

haufen, — von dem Blödsinnigen fand sich nirgends eine Spur. Bekannt mit allen Lokalitäten des Hauses, hatte er jedenfalls irgendwo einen Eingang in das verschlossene Haus gefunden und ward der Urheber des Brandes, der nicht nur die Leiche seiner Mutter, sondern auch sein eignes Leben verzehrte.

Die Verhaftung Agdolo's machte in den höheren Kreisen der vornehmen Welt zu Dresden die außerordentlichste Sensation; das Geheimnißvolle, welches dieses Ereigniß umgab, mußte natürlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregen, zumal es den Typus des Unheimlichen trug. Man erfuhr trotz aller Forschungen nichts, als daß Agdolo in der zweiten Nacht nach seiner Verhaftung unter starker Eskorte nach dem Königstein gebracht worden war. Man hoffte von der Rutowska etwas Näheres zu hören, doch diese befand sich krank, und ließ Niemand zu sich; selbst die Minister wußten nichts von der Ursache der Verhaftung des Marchese, sie hatten nicht einmal etwas von seiner Verhaftung erfahren. Der Churfürst beobachtete gegen seine sämmtliche Umgebung ein tiefes Schweigen über diese Begebenheit. Daß er selbst ungemein angeregt von dem war, was die in dem Hause der Königin von Saba aufgefundenen Agdolo'schen Papiere enthielten, wies sich in dem tiefen Ernst, der förmlich Besitz von ihm zu nehmen schien. Unter die Anhänger

der Churfürstin Witwe war ein panischer Schreck gekommen, Jeder fürchtete sich, bei diesem Geheimniß compromittirt zu sein. Daß in der That verschiedene Namen in den betreffenden Papieren genannt sein mußten, wies sich in dem Benehmen des Churfürsten hinsichtlich der Ungnade, die mehrere hochstehende Personen traf. Selbst Ferber, der bei ihm in hohem Ansehen stehende Kammerrath, erfuhr dieselbe, wenn auch in geringerem Grade. Als er wenige Tage nach Agdolo's Verhaftung dem Churfürsten, wie er gewöhnlich am Ende jeder Woche zu thun verpflichtet war, eine detaillirte Rechnungsübersicht vorlegte, befahl dieser den Lakaien, sich aus dem Vorzimmer zu entfernen. Der Kammerrath erblaßte bei Anhörung dieses Befehls, der ihm eine harte Scene prophezeihte.

Und daß eine solche ihn auch betroffen, verkündigte die große Niedergeschlagenheit, die Verstörtheit in seinen Zügen, als er nach Verlauf einer halben Stunde seinen Herrn verließ.

Niemand wies sich über die Agdolo'sche Verhaftung empörter, als der Minister von Sacken. Auf seine Frage: wie es käme, daß man ihm keine Anzeige davon gemacht habe, empfing er von dem General Gersdorf, der die Stelle eines Kriegsministers verwaltete, die kurze Antwort: Agdolo gehöre als Militair einer andern Oberbehörde als der seinen an.

Sacken empfand es immer deutlicher, daß seine Ministerschaft dem baldigen Ende zueile und der Haß

gegen seinen Herrn trieb ihn zu den albernsten Demonstrationen. Nicht nur, daß er überall Agdolo als ein Opfer des churfürstlichen Hasses darstellte, er brachte auch durch allerhand Machinationen eine Gährung unter den Mitgliedern des geheimen Consilii zu wege, welche indeß von dem Churfürsten schnell unterdrückt wurde.

Ueber dem Geheimniß der Agdolo'schen Papiere, so wie über dem Schmuckraub blieb ein dichter Schleier haften. Die ersteren verwahrte der Churfürst in einem Wandschrank seines Arbeitscabinets und trug den Schlüssel stets bei sich. Wenige Tage darauf nachdem Agdolo als Gefangener den Königstein betreten hatte, brachten Generalmajor von Schiebell und Geheimrath von Zehmen ihm ein versiegeltes Schreiben des Churfürsten, mit dem Bedeuten, daß sie Auftrag hätten, eine gleichfalls von ihm in ihrer Gegenwart geschriebene und von ihm selber versiegelte Antwort zurückzubringen.

„Ich bin in des Churfürsten Hand," sagte Agdolo und öffnete das ihm überreichte Schreiben. Beide Commissaire beobachteten den Eindruck, den dasselbe auf ihn machen werde, sie kannten den Inhalt des churfürstlichen Handschreibens nicht. Agdolo's Gesicht veränderte sich während dem Lesen zu dem Ausdrucke des Entsetzens, Todtenblässe übergoß seine Wangen, er taumelte an die Wand.

„Auch das!... auch das!... Alles, Alles verrathen," hörten sie ihn leise murmeln.

Dann schrieb er, entfernt von ihnen sitzend, mehrere Stunden lang, zuweilen von Verzweiflung unterbrochen, in der er die Feder fallen ließ und die Hände auf der Stirn in einander faltete, tief stöhnend, als fühle er große Beängstigung — selbst Thränen fielen während dem Schreiben auf das Papier. Die gewaltige Erschütterung, in der er sich befand, flößte den beiden ihn Beobachtenden Mitleid ein.

„Sagen Sie in meinem Namen der Welt Adieu,“ sprach er tief erschüttert, als er mit dem Siegeln fertig war, zu den Beiden — „für mich ist sie gestorben oder ich für sie — es ist eins. Ich hoffe, der Churfürst wird mich keinen entehrenden Tod sterben lassen. Leben Sie wohl!“

In wie weit das oder die Verbrechen Agdolo's todeswürdig waren, erfuhr Niemand. Der Churfürst soll die Papiere, die er so streng vor Jedermanns Augen zu bewahren wußte, an eine in hohem Rufe stehende juristische Facultät (Göttingen, wie es heißt), jedoch unter Veränderung der darin vorkommenden Namen, zur Untersuchung eingesendet und deren Spruch auf Tod gelautet haben, welches Urtel indeß von ihm in lebenslängliche und zwar milde, anständige Festungsstrafe für Agdolo verwandelt wurde. Muthmaßungen nach dürfte Agdolo's Verbrechen nicht allein in einer strafwürdigen Correspondenz mit einem fremden Hofe, in Herabwürdigung des Churfürsten u. s. w., sondern auch außer der Schmuck-

angelegenheit — die so gänzlich verscholl und nur das bekannt wurde, daß der von Dresden nach Frankfurt am Main gesendete Schweizergardisten-Offizier den Sekretair Hewald und dessen Geliebte die Gozza daselbst in Haft nahm und nach dem Königstein in zwei wohlverschlossenen Wagen brachte, noch in einem besonderen militairischen Verrathe bestanden haben.

Das später von Joseph II. gestellte merkwürdige Verlangen an den Churfürsten von Sachsen, auf zwei Jahre lang den Königstein östreichischen Truppen zur Besatzung einzuräumen, damit ihnen der Elbpaß bei dem bevorstehenden Kampfe Oestreichs gegen Preußen gesichert sei, dürfte vielleicht mit dem Agdolo'schen Geheimnisse in einem Zusammenhange gestanden haben. Joseph's phantastisch sich überstürzender Eroberungsgier sieht es nicht ganz unähnlich, den Plan, den Königstein durch Ueberrumplung oder sonstige Täuschungsmittel mitten im Frieden an sich zu reißen und so gegen Preußen festen Fuß zu fassen, liebgewonnen zu haben — Agdolo's militairische Kenntnisse und seine vielen Verbindungen in Sachsen, mußten ihm in solcher Beziehung als höchst brauchbar erscheinen, die Eitelkeit Agdolo's dagegen sich durch so hohes Vertrauen geschmeichelt gefühlt und ihn zum willfährigen Werkzeug dieser Absichten gemacht haben.

Nie kam ein Wort, das Agdolo'sche Verbrechen betreffend, über des Churfürsten Lippen, darum fand auch das ausgesprengte Gerücht Glauben, die Churfürstin Witwe habe,

empört über die von Friedrich August gegen sie bezeigte Feindseligkeit, Agdolo, ihren Vertrauten, mit dem Auftrage betraut, dem Reichstage zu Regensburg die Belege, daß er, der Churfürst, nicht ihr rechtmäßiger Sohn sei, vorzulegen. Dieser Plan sei indeß auf irgend eine Weise an Friedrich den Großen, den persönlichen Freund Friedrich Augusts, verrathen worden und dieser habe sogleich den Letzteren durch einen Courier von dem Plane seiner Mutter unterrichtet. Die Verhaftung Agdolo's habe dem Churfürsten die betreffenden Papiere in die Hand gegeben und ihr Inhalt denselben genöthigt, sie Aller Kenntniß zu entziehen. Daß die Spaltung zwischen der Churfürstin Witwe und ihrem durchlauchtigen Sohne durch die Agdolo'sche Verhaftung nur noch schärfer hervortrat, wies sich in der gebieterischen Drohung des Churfürsten, ihr den Witwengehalt zu entziehen, wenn sie nicht schleunigst nach Sachsen zurückkehre, welchem Befehle sie nicht zu widerstreben wagte. Die Partei der Churfürstin Witwe war durch das Agdolo'sche Ereigniß gesprengt, man hatte nicht mehr den Muth, Intriguen zu schmieden, die Resultate derselben fielen zu schlecht aus. Die Rutowska hatte vergebens alle Mittel erschöpft, ihres Gemahls Freilassuug zu bewirken. Auch sie hatte eine höchst unangenehme Scene mit dem Churfürsten zu bestehen, der sie als eine der Personen, welche man in dem einsamen Hause am Walde in Haft genommen, vor sich kommen ließ und unter vier Augen eine

Unterredung mit ihr pflog. Die Gräfin fühlte sich von dieser Unterredung so unangenehm berührt, daß sie mehrere Wochen unter dem Vorgeben, sie sei krank, ihre Wohnung nicht verließ. In dem eben erwähnten bald darauf coursirenden Gerüchte, welches der Churfürstin Witwe ein aus Haß erzeugtes schaamloses Geständniß unterzuschieben sich erfrechte, leuchtet nur zu sehr der Rutowska Thätigkeit hervor, ihrer Rache gegen den Churfürsten Luft zu machen. Hikelins, des jungen Gesandtschaftsattache's, Mitwirken bei der Entdeckung der Agdolo'schen Papiere, gab jedenfalls Anlaß zu der Erfindung, Friedrich der Große sei bei der Enthüllung des den Churfürsten so tief am innersten Leben berührenden geheimnißvollen Planes seiner Mutter thätig gewesen. Um dem umlaufenden, freilich nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit einander vertrauten Lügengerüchte einigen Halt zu geben, bedurfte es nur der Berufung auf das schon früher durch die wahnsinnige Königin von Saba auftauchende Gerücht eines geschehenen Kindertausches.

Der letzte Schlag, den die Partei der Churfürstin Witwe empfing, fiel am Mittwoch der Charwoche (26. März) 1777 in der plötzlich erfolgten Amtsenthebung der beiden Minister Grafen von Sacken und Freiherrn von Ende.

Einige Wochen nach Agdolo's Verhaftung befahl der Churfürst eines Abends ganz unerwartet, der Hof solle sich für nächsten Morgen zu einem Besuch in Zabeltitz

bei seiner Tante, der Prinzeß Elisabeth bereit halten. Was sich als Folge an diesen nur einen Tag lang dauernden Aufenthalt des durchlauchtigsten Herrn in Zabeltitz knüpfte, gehört der Fortsetzung unsrer Geschichtserzählung an.

Ende des ersten Bandes.



Lubojatzky, Franz Anton,

König Friedrich August III. von Sachsen und seine Zeit Historischer Roman
von Fr. Lubojatzky

Bd.: 1

Grimma 1852